925.4
Lie/Joh/Joh
24749

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 18 July, 2018

# JOHANN LIEBIEG.

Johann Liebig
Verlag v. Otto Spamer in Leipzig

# JOHANN LIEBIG.

EIN ARBEITERLEBEN

GESCHILDERT

VON

EINEM ZEITGENOSSEN.

24749
ac

44.K.28

LEIPZIG
VERLAG VON OTTO SPAMER.
1871.

Geo 925.4
Lie/Joh/1.10k
24749

Dies ist Einer von uns; dies ist ein Fremder, so sprechen
Niedere Seelen. Die Welt ist nur ein einziges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil.

**Herder.**

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

# INHALTSVERZEICHNISS.


| | | Seite |
|---|---|---|
| | Einleitung | 1 |
| I. | Erster Auftritt | 15 |
| II. | Kinderjahre und Muttersorgen | 26 |
| III. | Tuchknappe und Scherkind | 39 |
| IV. | Wanderschaft | 46 |
| V. | Neue Heimat | 55 |
| VI. | Schaffensdrang | 70 |
| VII. | Eine verwandelte Landschaft | 81 |
| VIII. | Aus der Junggesellenzeit | 85 |
| IX. | Gleichgestimmte Seelen | 97 |
| X. | Sonnige Tage | 104 |
| XI. | Ein Wahn und [illegible] | 110 |
| XII. | Völkerfrühling | 119 |
| XIII. | Drei Errungenschaften | 124 |
| XIV. | Heimsuchungen und [illegible] | 130 |
| XV. | Zur Charakteristik | 143 |
| XVI. | In Transleithanien | 147 |
| XVII. | Spätes Keimen [illegible] | 152 |
| XVIII. | An der Moldau und [illegible] | 161 |
| XIX. | Seitenpfade | 165 |
| XX. | Zwischen König[illegible] und Josefstadt | 171 |
| XXI. | Liebe deinen Nächsten wie dich selbst | 177 |
| XXII. | Schlag auf Schlag | 182 |
| XXIII. | Der Vorhang fällt | 191 |
| | Anmerkungen | 198 |

# EINLEITUNG.

Ach! und Rom in seiner Schande,
Das vordem die Welt gewann,
Flehte zum Olymp um Einen,
Flehte nur um Einen Mann.
Platen.

In der That, die Zeit seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts, reichlich ein Menschenalter, hat Alles umgestaltet in Staat und Familie. Der Geist, der bisher in den Fesseln eines beschränkten Wissens, Könnens und Wollens lag, hat sich Bahn gebrochen: allmählig, aber entschieden. Es ist taghell geworden. Eher ist eine Sündflut möglich, als dass der Strahl der ewigen Sonne, der erwärmend die jetzige Generation durchdringt, zum Irrlicht werde, von Versumpfung und Fäulniss erzeugt. Heute wird ein Thron mit Ehrfurcht, wenn auch nicht immer mit Verehrung betrachtet, die Tiara als eine mehr eigenthümliche, denn zweckentsprechende Kopfbedeckung, eine Herrscherkrone aber als Symbol gesetzlicher Gewalt. Man begreift nun allmählig, dass diese Krone nicht mehr vom Tische des Herrn genommen, dass sie vom Volke dem würdigsten seiner Söhne aufs Haupt gesetzt werden solle, gleichbedeutend mit Bürgerkrone. Welche Wandlungen!

Oesterreich inaugurirte das Jahrhundert mit dem Lüneviller Frieden (8. Febr. 1801) und, ungeachtet einer Gebietsvergrösserung von 452 Geviertmeilen, mit 1220 Millionen Staatsschulden. Nach dem unglücklichen

französischen Kriege im Jahre 1805 musste es seine noch übrigen Besitzungen in Italien an Frankreich; Burgau, Eichstädt, Nassau, Tirol, Vorarlberg, Hohenems, Rothenfels, Tettnang, Argen und Lindau an Bayern; die fünf Donaustädte, Hohenberg, die Markgrafschaft Nellenburg und die Landvogtei Altdorf an Württemberg; den Breisgau, die Ortenau, Constanz und die Kommende Meinau an Baden abtreten. Nach Errichtung des Rheinbundes und Niederlegung der deutschen Kaiserwürde völlig erschöpft, war es gezwungen, in der Besorgniss, durch einen erneuerten Krieg seine gänzliche Vernichtung herbeizuführen, im Kriege Napoleon's gegen Preussen und Russland den ruhigen Zuschauer zu spielen. Nach den gleichfalls wenig siegreichen Erfolgen im Feldzuge 1809 büsste es im Frieden zu Wien (14. Oktober 1809) 2000 Quadratmeilen Land ein und verschmachtete schier unter einer die obige fast um das Doppelte übersteigenden Schuldenlast mit einer auf 1060 Millionen Gulden angewachsenen Papiergeldcirkulation.

Wer hätte es zu jener Zeit tiefster Völkererniedrigung, wo der starrste Absolutismus, grossgezogen und gehalten von Jesuitentrug und militärischer Anmassung regierte, für möglich gehalten, dass es in Oesterreich noch zu einer Sanktion des Hausrechtes, zur Pressfreiheit und zu einem Ministerverantwortlichkeitsgesetze kommen könne? Und doch vollzog sich das Alles. Man hatte eben vergessen, die Akademien und Universitäten in Kasernen umzugestalten, die Bibliotheken zu verbrennen und die zu Ehre und Ansehen gelangten Künstler und Gelehrten sammt ihren Schülern des Landes zu verweisen.

Wie damals die Erfindung der Buchdruckerkunst dem Faustrechte ein Ende gemacht und der heil. Inquisition, so rückten jetzt die Geister abgeschiedener, vorzugsweise aus der Sturm- und Drangperiode hervorgegangener Denker- und Dichter-Heroen in geschlos-

senen Reihen gegen die Unterdrücker des Menschenrechtes und der Menschenwürde und gegen die verkappten und offenen Feinde des gesunden Menschenverstandes heran. Vermochten sie dieselben auch nicht vollständig zu besiegen und aufzureiben, so viel steht doch fest, dass sie ihnen die gefährlichen Waffen, mit denen sie Jahrhunderte lang gewürgt und gebrandschatzt hatten, aus den Händen wanden: die traditionelle Autorität nämlich und die ererbten Privilegien. Riesenerscheinungen, wie die eines Linné, Buffon, Humboldt, Cuvier, Jussieu, des Chemikers Liebig u. a. m. bildeten die Nachhut in dieser Geisterschlacht, die Erfinder Watt, Fulton, Stephenson, Cartwright und Arkwright, Girard, Wheatstone, Morse, Steinheil, Amici und Drummond, Daguerre und Niepce, Montgolfier und Rozier, Clayton, Murdoch und Lebon nebst ihren Schülern die Plänklerkette. Solchen Massenangriffen vermochten Dogmen und Encykliken, Bullen und internationale Verträge keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Es kann nicht Zweck dieser Schrift sein, in einer ausführlicheren Schilderung der äusseren und inneren Politik Oesterreichs während der ersten zwei Dezennien dieses Jahrhunderts sich zu ergehen. Ihre Genesis findet sich in Werken verzeichnet, welche Ansprüche auf Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit haben. Doch erscheint es unvermeidlich, die staatlichen Verhältnisse von damals obenhin zu berühren,

Was die äussere Politik des Kaiserstaates anbelangt, so sprechen ihr die materiellen und moralischen Niederlagen, die er erlitten, das Urtheil.

Ueber die innere Politik lässt sich kaum einigermassen Lobenswertheres verzeichnen. Das Unterrichtswesen, diese Grundlage zur Entwicklung des Volkswohlstandes, lag tief im Argen. Während weit über die Hälfte der Bevölkerung wegen Mangels der nöthigen Zahl von Volksschulen und wegen der, ausschliesslich durch die Geistlichkeit besorgten einseitigen

Leitung der wenigen vorhandenen, keiner Gelegenheit theilhaft war, lesen und schreiben zu lernen, war die Idee, auf die Bildung der unteren Stände durch Lehrerseminarien und Realschulen einzuwirken, eine noch ungeborene. Die spärlichen, zumeist in Klöstern untergebrachten und von deren Insassen erhaltenen und administrirten Gymnasien trillten die gute Hälfte der Schüler für die Seelsorge. Denn mindestens Einen Sohn auf diese Art vom Militärdienste zu befreien und ihn „Hochwürden" titulirt zu hören, war jeder halbwegs wohlhabenden Bürger- oder Bauernfamilie Streben und Stolz. An den mangelhaft dotirten und ebenso mangelhaft geleiteten Universitäten waren die theologischen Fakultäten darum die frequentirtesten; die medizinischen von weitaus geringeren Erfolgen begleitet, als dies im Auslande der Fall war; die juridischen aber nicht darnach angethan, Männer zu schaffen, welche das Zeug dazu hatten, den Rechtsstaat zur Geltung zu bringen.

Der überwiegend grössere Theil junger Juristen widmete sich, der schnelleren Versorgung wegen, dem Staatsdienste oder der Patrimonialgerichtsbarkeit. Der Advokatenstand war ein wenig geachteter und grundverschieden von dem heutigen, wo jeder einzelne Jünger desselben ein Ministerportefeuille in der Tasche mit sich herumzutragen wähnt und der Rabulisterei fette Verwaltungsrathsstellen winken. Die Civiljustiz sprach ihre Sentenzen noch nicht auf Grund des jetzt bestehenden, unübertrefflichen allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, sondern auf Grund zusammengeschachtelter Rechtsnormen, welche, je unverständlicher und vieldeutiger, desto geeigneter waren, das Gewissen zu beschwichtigen und vor Verantwortlichkeit zu schützen. „Justitia fundamentum regnorum" war der Wahlspruch, den der höchstselige Kaiser Franz in vergoldeter Lapidarschrift über dem Thore des äussern Burgplatzes anbringen liess. Dieses Thor wurde aber zugleich, in

seinem obern Theile, in Verbindung mit den damaligen Basteien, als öffentlicher Spaziergang benützt. „Eine schöne Gerechtigkeit, die Alles darunter und darüber gehen lässt", äusserte bei dieser Gelegenheit treffend der Wiener Witz. Die Strafjustiz schwebte im Uebergangsstadium zwischen der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung und den Satzungen eines unfertigen Codex. Leben, Ehre, Eigenthum, Existenz des Individuums war der Willkür oder der mehr oder minder vernünftigen, mehr oder minder humanen Auffassung des Einzelnrichters anheimgegeben. Tiefstes, unverbrüchlichstes Stillschweigen über Alles, was insgeheim in den Folterkammern, genannt Kommissions- und Gerichtstsuben, verhandelt wurde, war Grundprinzip der Prozedur. Eine Folge davon: Jahrzehnte lang dauernde Untersuchungen und eine ganze Kollektion von Justizmorden.

Nicht minder erbärmlich war es um die sogenannte politische Administration bestellt. Das einzige Institut der Kreisämter stigmatisirt die ganze damalige innere Verwaltung der österreichischen Provinzen. Mit ihr im engsten Zusammenhange stand ein Polizeiministerium, welches „oberste Polizei- und Censur-Hofstelle" hiess. Bevormundung und Chikane bildeten das leitende System der ersten Abtheilung dieser hohen Behörde, während die zweite die Bestimmung hatte, alle aufleuchtenden Geistesfunken vorsichtig auszulöschen und dafür zu sorgen, dass kein Feuer ausbreche, kein Feuer nämlich, welches etwa dazu beitrüge, dem morschen, verfallenen Gebäude unbeschränkter Willkürherrschaft Schaden zu thun und anlässig dessen das vom Volksbewusstsein bereits hie und da aufgehäufte Brennmaterial in Brand zu stecken.

Namentlich Kaiser Franz II. hatte, als deutscher Kaiser, in der Wahlkapitulation beschworen, die Censur strenge zu handhaben und bei Censurbeschwerden die Reichsfiskale in des Kaisers Namen einschreiten

zu lassen. Und er hat den ersten Theil seines Gelöbnisses auch als Kaiser von Oesterreich bis an sein Lebensende getreulich gehalten. In welcher Weise die Censur in Oesterreich gehandhabt worden ist, davon kann man sich einen Begriff machen im Hinblick auf das Factum, dass es einen Censor für Speisetarife und Ballannoncen und einen für die Belletristik gab, dass aber einer nicht selten den andern zu substituiren in die Lage kam.

Um die damalige Finanzwirthschaft zu kennzeichnen, bedarf es nur des Hinweises auf den Staatsbankerott im Jahre 1811.

Und wie sah es mit der Wehrverfassung in Oesterreich aus?

Eine zwanzigjährige, in Ungarn sogar lebenslängliche Dienstzeit stand Jedem bevor, der in den weissen Soldatenrock gesteckt worden war. Ein Haselstecken diente als Distinktionszeichen des Korporals, ein zwei Zoll dickes spanisches Rohr als jenes des Feldwebels oder Wachtmeisters. Zehnmaliges Gassen-(Spiessruthen-) Laufen durch 300 Mann wegen einfacher Disciplinar- oder Subordinationsvergehen gehörte zu den Alltäglichkeiten in einer Garnisonsstadt. Wer zweifelt daran, dass unter diesen Umständen die oesterreichische Armee jederzeit „schlagfertig" gewesen sei. Die Offiziersstellen waren ausschliesslich den Söhnen der hohen Aristokratie vorbehalten, zum Theil aber auch verkäuflich. Die Pläne für Schlachten und Belagerungen, Ueberfälle und Rückzüge wurden am grünen Tische im Hofkriegsrathsgebäude in Wien vorgezeichnet und — vollzogen!

Volkswirthschaft und Kultur sind Corollare der Staatseinrichtungen. Wo diese schlecht, können jene weder fruchtbringend noch hervorragend sein. Kaiser Josef beabsichtigte durch Aufhebung der Roboth die Selbstthätigkeit des Landwirths zu heben. Indem er den Bauernstand auf eigene Füsse stellte, erachtete

dieser wahre „Schätzer der Menschheit", den Grund gelegt zu haben zu der raschen Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse, der Bodenkultur und eines rationelleren Betriebes des Ackerbaugewerbes gegenüber den feudalen Produzenten, denen die Hörigkeit ihrer Unterthanen bisher so gut zu statten gekommen, wenn sie dieselben in ihrer Indolenz und, schlecht berathen von elend salarirten, trotzdem aber doch im Ueberflusse lebenden Wirthschaftsbeamten, auch nicht gehörig auszunützen verstanden. Der humane Landesfürst hatte sich bei Bereisung seiner Provinzen, wie in mehreren Gemeindechroniken zu lesen und wie auch hie und da durch Erinnerungszeichen auf die Nachwelt gebracht, herabgelassen, selbst den Pflug zu führen, zum Beweise: welch' grossen Werth er auf den Feldbau lege.

Mit der Roboth wurde aber nicht gleichzeitig auch das Bleigewicht entfernt, welches auf dem Bauernstande lastete, das Bleigewicht der Unwissenheit und Geistesversumpfung, die beide von der in dieser Richtung Hand in Hand mit der Patronatsherrschaft gehenden Geistlichkeit nach Möglichkeit genährt worden sind. Dies und der Umstand, dass doch faktisch die Naturalleistungen der Gutsunterthanen „mit der Hand und mit Gespann" nicht aufgehört hatten, gesetzlich zu bestehen, trugen wesentlich dazu bei, Ackerbau und Viehzucht auf einem Standpunkte zu erhalten, der anderwärts, in den Niederlanden und England nämlich, längst als ein überwundener zu betrachten war. Hätten die deutschen Provinzen Oesterreichs nicht aus den Kornkammern Ungarns, Galiziens und theilweise auch Böhmens, wo übrigens auch nur Klima und Boden die Hauptfaktoren der Ergiebigkeit waren, ihren Bedarf zu holen vermocht, es würden die Perioden bitterster Noth viel öfter eingetreten sein, als das wirklich der Fall gewesen. Die Handelsmüllerei, die Rübenzuckerfabrikation waren noch unbekannte Dinge; Bierbrauerei und Spiritusbrennerei in primitivster Aus-

übung; von einer Kellerwirthschaft, wie sie in den Rhein- und Moselgegenden bereits lange bestanden und den Grund zu einem ausgedehnten Weinhandel gelegt, in Oesterreichs und Ungarns gesegneten Weinländern keine Spur. Wie war da ein Impuls zum Aufschwunge, ein Streben nach Verbesserungen, der Trieb, sich herauszuarbeiten aus dem Jahrhunderte lang angesammelten Schlamme der Gewohnheit, des Herkommens und der Gleichgiltigkeit denkbar! Die ersten Regierungsjahre Kaiser Franzens haben nicht ein einziges Unternehmen aufzuweisen, welches darauf abgezielt hätte, die Landwirthschaft zu heben. Was in dieser Richtung später geschah, und es soll nicht vergessen werden, seiner Zeit mit aller Anerkennung davon Erwähnung zu thun, ist auf Rechnung des Zeitgeistes und der Fortschritte in der Wissenschaft zu schreiben, denen kein Wall zu hoch und kein Verhau zu undurchdringlich ist, um nicht darüber hinwegzukommen.

Und wie verhielt es sich zu jener Zeit mit Industrie und Handel? Wir können unsere hierauf bezüglichen Bemerkungen nicht auf Grundlage statistischer Daten niederschreiben, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil damals die Industrie- und Handelsstatistik, sowie überhaupt jede wissenschaftliche Darstellung derjenigen Zustände eines Staates und Volkes, welche für die Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse desselben von Wichtigkeit gewesen wären, keine Vertretung in Oesterreich gefunden hatte und finden konnte. Die Heimlichthuerei der Regierungsorgane gestattete keine Veröffentlichung amtlicher tabellarischer Aufschreibungen und Uebersichten. Körperschaften, in deren Verpflichtung es gelegen hätte, Zusammenstellungen in Bezug auf die Bewegung der Güter und des gesammten gesellschaftlichen Lebens zu machen, gab es nicht. Die statistischen Bureaux, welche hierüber, sowie über den Zustand des Handels und der ihm untergeordneten Zollverwaltung periodische

Uebersichten zu veröffentlichen gehabt hätten, sind eine Institution der Neuzeit. Lehrkanzeln für diesen Zweig der Staatswissenschaft zu errichten wurde für überflüssig gehalten.

Dessenungeachtet wollen wir es aber versuchen, uns an der Hand der Thatsachen zurecht zu finden und durch sie die vorhandenen Lücken auszufüllen.

Die Montanindustrie befand sich, trotz ausgiebiger Minerallager, noch im Stadium der Kindheit, deren intellektuelle Entwicklung ein Erzieher hätte besorgen müssen, wie ihn England bereits in einer ziemlich ausgebildeten Maschinenfabrikation gefunden. Auch war das „Brod der Industrie", die Kohle, in Oesterreich noch nicht „gebacken".

Die Textilindustrie war auf Erzeugnisse mittels der Hand oder höchst unvollkommener Maschinen angewiesen, deren Motoren, in Ermangelung des allmächtigen Dampfes, unzuverlässige Wasserkräfte und bald erschöpfte thierische Anstrengungen repräsentirten. Baumwollspinnereien existirten in Oesterreich keine, die Wollspinnereien waren nur für grobe Gespinnste und noch dazu unvollkommen genug eingerichtet. Die Weberei, namentlich die Leinenweberei, war durchgehends ländliche Nebenbeschäftigung. Wenn Gewebe, wie chinesischer Nankin und englischer Calico als Luxuswaaren betrachtet werden konnten, mag man sich ein Urtheil über den Zustand einheimischer Webwaaren bilden. Nicht minder ursprünglich gestaltete sich die Tucherzeugung. Hier war die niederländische Produktion um ein halbes Jahrhundert voraus. Die Wollstofffabrikation wurde aber erst in den Zwanziger Jahren bekannt.

Alle andern, mehr oder minder auf Grundlage chemischer oder physikalischer Gesetze produzirten Werthe waren in dem Grade unentschieden und mangelhaft, als jene noch nicht tief genug erforscht und in diejenige Form gebracht worden waren, welche all-

gemein verständlich und darum auch so zugänglich für das Gewerbe wurden, um demselben Nutzen zu verschaffen. „Das Handwerk hat einen goldenen Boden" war ein damals allerdings standhältiges Sprichwort, weil für die Industrie, als solche, im eigentlichen Sinne des Wortes, noch keine greifbare Idee vorhanden gewesen und weil dem ersteren, infolge eines mit drakonischer Strenge durchgeführten Absperrungssystems, ein Schutz gewährleistet war, der ihm die unbedingte Herrschaft über den Konsumenten sicherte.

Eine grosse, umfangreiche Produktion ist gerade kein unerlässliches Moment für die Ausdehnung des Handels in einem Lande. Insofern hätte sich derselbe in Oesterreich, welches geographisch so günstig situirt, d. i. den Ausgangs- und Zielpunkten der Tauschobjekte so nahe gelegen war, immerhin mächtig zu entwickeln vermocht. Dass dies nicht geschah, lag vorzugsweise in dem Mangel freier Institutionen, anderseits aber in der geringen, auf die Kommunikationsmittel verwendeten Sorgfalt, sowie in der Vernachlässigung derjenigen Einrichtungen zur rascheren Beförderung von Gütern und von Mittheilungen jeder Art, welche zur Vereinfachung und Erleichterung des Geschäftsbetriebes beizutragen bestimmt gewesen wären, endlich aber auch in der Schwerfälligkeit der Gerichtspflege und in der daraus resultirenden Rechtsunsicherheit, sowie in den traurigen Erfolgen unglücklich geführter Kriege.

Triest, dessen Hafen, einer der trefflichsten des Mittelmeeres, von Karl VI. im Jahre 1729 zum Freihafen erhoben worden war, hätte die Bestimmung gehabt, Oesterreich dem Welthandel zu eröffnen durch ein sowol aktives, als passives Eintreten in denselben. Im März 1797 wurde es aber von den Franzosen besetzt und erst 1805 wieder geräumt, um im Jahre 1809, im Frieden zu Schönbrunn, obgleich es kurz zuvor als ein Theil des Königsreichs Ungarn erklärt worden war, an Frankreich abgetreten zu werden, von wo es erst

1814 wieder an Oesterreich kam. Bis dahin entbehrte mithin letzteres Reich eines Hafens, welcher die wichtigsten Handelsverbindungen mit der Levante, Griechenland, Aegypten, Amerika, Odessa und England zu unterhalten geeignet war.

Messplätze, bedeutend verschieden von Jahrmarktsorten, die blos den Verkehr zwischen Kaufleuten (Krämern), Bürgern und Landvolk vermitteln, während jene den Geschäftsvermittlungen zwischen Kaufleuten aus aller Herren Ländern unter sich dienen, besass Oesterreich gleichfalls nicht. Jene weltberühmten Messen zu Leipzig, Braunschweig, Frankfurt a. d. Oder und am Main zu besuchen, lag im grossen Ganzen noch weit ausser dem Horizonte des österreichischen Kaufmanns. Den Verkehr durch Heranziehung von Kapital und Spekulation zu fördern, wie beide dem über die ganze Welt verbreiteten, für Handel und Wandel „auserwählten Volke" zu Gebote standen, widerstritt den Satzungen der Kirche und des Toleranz-Patentes, welches unter Kaiser Franz in den ersten Jahren seiner Regierung überdies noch mancherlei Restriktionen erfuhr. Alle die schwer begreiflichen Verordnungen in Bezug auf das k. k. Grosshandlungs-Privilegium, die Fondsausweise bei Ertheilung von Handelsbefugnissen, einschliesslich der wahrhaft lächerlichen Konzessionen zum Verkaufe von „Lit. C. Waaren" (Zucker, Kaffee und Gewürze) sowie von Salz und Schiesspulver waren keineswegs geeignet, auf die Belebung des Handels Oesterreichs zu wirken, die Geldcirkulation zu vermehren und zu erleichtern, den Gewerbfleiss zu heben, den Ackerbau zu unterstützen und Kunst und Wissenschaft zu fördern, die Völker einander näher zu bringen und den Erfindungsgeist des Menschen anzuregen.

Unter Kaiser Josef bildete Wien einen besondern Anziehungspunkt. Für viele Familien in den Provinzen, namentlich in Böhmen, Mähren und Ungarn, so-

wie auch in Süddeutschland und in Italien lag des Einladenden viel, in dieser herrlich gelegenen Metropole, welcher durch die freisinnigen Institutionen des unvergesslichen Monarchen eine neue, glücklichere Aera eröffnet schien, sich heimisch zu machen. Doch sie hatten dies bald bitter zu bereuen. Schon während der letzten Tage des dahinsiechenden Kaisers trat, infolge kriegerischer Ereignisse und des von der Klerisei und einer verrätherischen Adelspartei fertig gebrachten Stillstandes im Gange der begonnenen Reformen, eine plötzliche Hemmung der Entwicklung des geistigen Lebens ein. Der auf sein Hinscheiden erfolgte totale Umschwung in dem Systeme der innern Politik übte aber erst den verderblichsten Einfluss auf alle sozialen Verhältnisse aus. Dazu kam noch innerhalb weniger Jahre (1805—1809) eine zweimalige Invasion feindlicher Heere und im Jahre 1811 eine Finanzkatastrophe. Tausende von Bürgern sahen sich an den Bettelstab gebracht, eben so viele wohlhabende Familien ins Elend gestürzt.

Heute, wo Wien 900,000 Einwohner zählt gegen 231,000 im Jahre 1800 und 260,000 im Jahre 1820; heute, wo Wien zu den reizendsten Weltstädten zählt, an allen Errungenschaften der Neuzeit partizipirt und im Stande ist, von seinem Ueberflusse auch noch an die Provinzialhaupt- und andere Städte ein Erkleckliches abzulassen; heute sucht man vergebens nach einem Massstabe für die traurigen Kulturverhältnisse von damals. Man muss das eben erlebt haben. Man muss sich an die Zeit zurückzuerinnern vermögen, wo sich die Mitglieder der Aristokratie, selbst noch als kleine Potentaten geltend, so streng absonderten von dem hie und da noch immerhin sehr reichen Bürgerstande. Man muss es erfahren haben, wie dieser in einem Servilismus gegenüber jenem dahinduselte, welcher den Hochmuth des Adels wirklich zum Theile rechtfertigte. Man muss sich zurückzuerinnern vermögen an die

Schranken, welche zwischen der besitzenden Klasse und dem dienenden, gleichbedeutend mit besitzlosem Stande aufgethürmt waren, wobei jedoch nicht unbeachtet bleiben darf, dass letzterer sich gar nicht vermessen hätte, diese Schranken in irgend einer Weise zu überschreiten, weder in Bezug auf das gesellschaftliche Gebaren, noch in Bezug auf die äussere Erscheinung in Kleidung, Wohnung und Lebensgenuss. Man muss sich zurückzuerinnern vermögen an die Bedürfnisse der damaligen Zeit, deren Umfang sich genau nach dem Einkommen des Einzelnen normirte und die der Mode und dem Luxus keine andern Konzessionen einräumten, als die in der vollen Berechtigung, ihnen zu fröhnen, begründet waren; man muss aber auch wissen, dass Mode und Luxus damals nur über allzu beschränkte Mittel verfügten, um ihre Herrschaft so weit auszudehnen, wie heute, weil die einheimische Industrie sich noch innerhalb sehr enger Grenzen bewegte und das, was den höhern Ständen, namentlich den in Hofkreisen lebenden Exclusiven sich zumeist zollfrei aus dem Auslande zu verschaffen gegönnt war, für alle Andern, selbst in unvollkommener Nachahmung, unerreichbar war.

Die damaligen Zustände der Haupt- und Residenzstadt warfen ihre Schatten auch auf sämmtliche andere Plätze des Landes, deren Physiognomien folgerichtig noch weit kläglicher sich ausnahmen. Diese Kleinstädter, man kann ihnen die Bezeichnung beim besten Willen nicht ersparen, waren aber auch von der Welt wie abgeschnitten. Eine Reise von Prag, Lemberg, Graz, Pest oder Innsbruck nach Wien und umgekehrt war, was Dauer, Kostspieligkeit und Strapazen anbelangt, von einer, heutzutage an den Nil oder nach Sibirien unternommenen wenig verschieden. Die Nachrichten, welche die Städte des Reichs sich gegenseitig zukommen zu lassen in den Fall kamen, hatten oft einen Weg von eben so viel Tagen zurückzulegen,

als sie jetzt Stunden bedürfen. Für Tagesereignisse, für die Veröffentlichungen der Massnahmen der Regierung, für Verlautbarung des Wissenswerthen in Wissenschaft und Kunst gab es kein Organ, als das einzige, in Wien erschienene Journal: „k. k. priv. Wiener Zeitung" betitelt, das, während sich Tendenz und Farbe desselben schon aus dieser Bezeichnung erkennen liessen, nur einer verschwindend kleinen Zahl von Provinzbewohnern zugänglich gemacht war. Der „Oesterreichische Beobachter "wurde von einem Sekretär Metternich's herausgegeben und redigirt, die „Augsburger Allgemeine Zeitung" in Wien umgedruckt nach vorausgegangener strenger Censur. Was aber den Buchhandel anbelangt, so wurde das Befugniss zum Betriebe desselben, sowie jenes zur Ausübung des Buchdruckereigewerbes nur als allergnädigstes k. k. Privilegium ertheilt und mit einer Aengstlichkeit überwacht, welche der damaligen Regierungsmaxime: jede selbständige Regung der Geister zu beherrschen und niederzuhalten, vollständig angemessen war.

Doch wozu diese unfruchtbaren Reminiscenzen als Einleitung der Schilderung eines Lebens, welches sich werkthätig entfaltete, als bereits die Nebel, die schwer und düster über einem absolutistisch beherrschten Reiche hingen, von den erwärmenden Sonnenstrahlen des Völkerfrühlings durchbrochen waren? Es mag sich im Verlaufe dieser Aufzeichnungen herausstellen, ob diese Frage, sowie der, dem Anscheine nach, in ihr liegende Vorwurf einer Verlästerung der „guten alten Zeit" gerechtfertigt waren oder nicht.

# I.

## ERSTER AUFTRITT.

Beglückt, wer so
Die Mutterliebe sieht herniederschauen heiter
Und lächelnd winken ihm: „Ich wache, schlaf' nur weiter!"
Friedr. Rückert.

Am 7. Juni 1802 schien in dem kleinsten und unansehnlichsten Hause der Vorstadt „Untersand" im Städtchen Braunau irgend ein wichtiges Ereigniss eingetreten zu sein. Es war keinesfalls ein solches, welches die Nachbarschaft alarmirt hätte, denn nichts hatte das gewöhnliche Thun und Treiben in der Umgebung des Häuschens auch nur im mindesten gestört. Auch vernahm man nichts von dem Anlasse zu einem geheimnissvollen Zusammenstecken der Köpfe der in der Rathsstube versammelten Gemeinde-Insassen oder von lispelnd, von Mund zu Mund gegangenen Mittheilungen über irgend ein das Wohl oder Wehe der Stadt berührendes Vorkommniss, welches auch ohne Zweifel an der reich besetzten Tafel des hohen Refektoriums in dem wenige hundert Schritte entfernten Benediktinerstifte Stoff zur Unterhaltung gegeben hätte.

Es musste aber doch etwas nicht Alltägliches in dem kleinen Hause vorgefallen sein, weil die Fensterladen der rechts an der niedrigen Hausflur gelegenen Stube ungeachtet schon weit vorgerückter Vormittagsstunde noch fest geschlossen waren, während man doch sonst am frühesten Morgen täglich eine junge Frau, emsig mit Handarbeit beschäftigt, am Fenster sitzen sah und weil des ehrsamen Hausbesitzers, Bürgers und Tuchmachermeisters Adam Franz Thomas Liebieg Webstuhle heute, ganz ungewöhnlicher Weise, wiederholt Pausen von länger denn einer halben Stunde gegönnt wurden, während man ihn doch sonst früh

und spät ununterbrochen klappern hörte. An den Aeusserlichkeiten kleiner beschränkter Haushaltungen pflegen sich Ereignisse in deren Innerm viel eher kundzugeben, als an jenen der Belle-Etage eines Reichen und Vornehmen. Wenn hier die schweren Seiden-Rideaux um etliche Stunden später, als gewöhnlich sich lüften, die, in der bunten Aermelweste am geöffneten Spiegelfenster erscheinende Gestalt des übernächtig dreinschauenden Dieners auch erst um Mittagszeit den Abstauber zu handhaben beginnt, so fällt es darum Niemanden ein, auf irgend einen erfreulichen oder betrübenden Vorfall im Innern der kostbaren Gemächer den Schluss zu ziehen. Zeigt sich aber hingegen dort der, die Race schwer errathen lassende vierbeinige Hausgenosse schnuppernd in vorgerückterer Stunde an der, länger denn sonst verschlossen gebliebenen einflügligen Eingangsthüre und eilt gleichzeitig jetzt erst das, die Nacht hindurch offenbar nicht aus den Kleidern gekommene Dienstmädchen zur Besorgung der nöthigsten Einkäufe aus dem Häuschen, einer ältlichen Dame begegnend, welche auf Letzteres mit einem eben so würdevollen als selbstbewussten Ausdrucke des scharf geschnittenen, mit einem nichts weniger als modernen, grell bebänderten Kopfputze dekorirten Gesichte lossteuert, mit jenem einige Worte wechselnd, deren Bedeutung zwei oder drei aus den niedern Fenstern der Nachbarschaft herausgukende weibliche Nachtmützen zu erspähen bemüht schienen, dann liess sich schon mit Wahrscheinlichkeit auf ein Ereigniss der Schluss ziehen, das mit der Familie in der kleinen Tuchmacherbehausung in Beziehung stehe. Bis zur Evidenz sichergestellt war es aber, um was es sich handelte, als die Dame den Schauplatz ihrer Thätigkeit sichtbar befriedigt wieder verlassen hatte.

Nicht lange darauf öffneten sich auch die Fensterladen und man hätte beobachten können, wie Herr Adam Franz Thomas Liebieg am Bette seiner

Johann Liebieg. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Braunau.

Frau Magdalena stand und, sichtbar stillvergnügt, den Zuwachs der, bereits aus zwei Kindern, einem etwa 4-jährigen Jungen und einem kleinen Mädchen von anderthalb Jahren, bestehenden Familie betrachtete.

Aus der ärmlichen Aussenseite des Häuschens auf eine mitleiderregende Dürftigkeit seiner Bewohner zu schliessen, wäre voreilig gewesen. Bedeutender Glücksgüter erfreuten sie sich zwar keineswegs. Vor Noth waren sie aber gesichert, denn das Tuchmachergewerbe, wie es von Adam Franz Thomas mit rührigem Fleisse und einer für jene Zeit auch immerhin ehrenwerthen Berechnung der Verhältnisse betrieben wurde, nährte die Familie hinlänglich und gestattete auch, einen kleinen Nothpfennig zurückzulegen. Herr Adam Franz Thomas erfreute sich auch der allgemeinen Achtung, nicht nur allein wegen seiner strengen Rechtlichkeit und seiner rastlosen Thätigkeit, sondern auch wegen seiner höchst achtbaren Verwandtschaft, deren nachweisbarer Ursprung bis in das Jahr 1700 zurückreichte, wo bereits ein Johann Peter Liebieg als Bürger und Besitzer des am Ringplatze Nr. 122 stehenden Hauses in Braunau gelebt, und Primatoren und Gerichtsschöffen, angesehene Tuchkaufleute und betriebsame Tuchmachermeister zu ihren Gliedern gezählt wurden.[1])

Auch sah es im Innern des unscheinbaren Hauses nicht im geringsten verkommen oder ärmlich aus. Denn nicht nur, dass die linke Seite desselben die grösste Ordnung in Aufstellung der mannichfachen, im besten Stande erhaltenen Gewerbsrequisiten und vorsorglich in hinreichenden Mengen angeschaffter Materialien für die Tucherzeugung, nebst einem kleinen Lager recht gelungener Waare aufgewiesen hätte; die, ihrer Wirthschaft mit Anstelligkeit und Unermüdlichkeit vorstehende Frau Magdalena verstand es auch, das als Schlaf-, Putz- und Wohnstube gleichzeitig dienende Gelass auf der rechten Seite des Gebäudes so nett und wohnlich auszuschmücken und behäbig zu erhalten, dass man

auf den ersten Blick erkannte, es müsse hier Ordnungssinn mit nicht gewöhnlicher Bildung vereint walten. Und wirklich lag in Frau Magdalena, der sorgfältig erzogenen Tochter eines in der ganzen Gegend sehr beliebt gewesenen Arztes aus Reichenau, die vollste Berechtigung zu dieser Annahme. Bettzeug und Wäsche waren zwar nicht mit den unter einer siebenzackigen Krone verschlungenen Initialen des Namens der Hausfrau gezeichnet, aber sie waren darum nicht weniger weiss gewaschen und glänzend gemangelt und geplattet, als wenn sie zur Ausstattung eines freiherrlichen Säuglings gehört hätten. Die Wiege, welche das winzige Schwesterchen nun an den so eben „vom Storch" dahergebrachten, mit einer Art freudiger Verblüfftheit betrachteten, noch viel winzigeren, Johann Ignaz Karl genannten Weltbürger abtreten musste, war, obwol mit keinem Wappenschilde geziert, doch mit einem weichen, warmen, vor Zugluft und Staub geschützten Bettchen versehen, während keine gedungene Wärterin, sondern eine zärtliche, verständige Mutter sorgsam die Wacht an selber hielt bei Tag und bei Nacht, wie sie das getreulich bei ihren zwei ersten Kindern geübt. Als liebevolle Mutter und Hauswirthin war Frau Magdalena bei männiglich im Städtchen bekannt und geachtet.

Und so können wir den kleinen Johann getrost der mütterlichen Pflege überlassen, um uns später wieder, vielleicht nach einigen Jahren, nach seinem Befinden zu erkundigen. Ohnehin bietet ja die allererste Lebenszeit eines Menschen, und wäre er der Prädestinirteste unter den Sterblichen, wenig oder mindestens keinen sehr dankbaren Stoff für seinen Biographen.

Wir wollen uns in der Zwischenzeit den Geburtsort unsers jungen Freundes näher betrachten und in Kürze zusammenfassen, was wir Bemerkenswerthes von demselben in Erfahrung gebracht.

Am Fusse des ungemein steil und an seinem obern

Kamme senkrecht abfallenden Politzer Felsgebirges verbreiten sich die ebeneren Flächen des Braunauer Thales. Es zählt zu den schönsten Gegenden des gesegneten Böhmerlandes. Dazu tragen nicht nur die mannichfaltigen, in ihren Formen so verschiedenen Gebirgszüge, welche es einfassen, sondern auch die Aussicht auf die entferntesten höchsten Gipfel der Sudeten bei. Denn in nordwestlicher Richtung ragt die „Schneekoppe" des Riesengebirges mit den ihr an Höhe fast gleichkommenden Nachbarn über die, das Thal einschliessenden Berge hervor, und am südöstlichen Horizont erscheint der mährische Schneeberg mit dem Grulicher Gebirge in blauer Ferne hinter den Gebirgen der Grafschaft Glatz, welche sich hier weithin als Fortsetzungen der beiden das Thal einfassenden Gebirgsketten verfolgen lassen und unter welchen besonders die „Grosse Heuscheuer" als mächtiger Koloss mit ihren fast senkrecht aus dem Thale aufsteigenden Felswänden sich auszeichnet. Aus mehreren Punkten sieht man gleichzeitig die entfernten Hochgebirge und das ganze Thal gestaltet sich zu einer wahrhaft grossartig schönen Gebirgslandschaft.

Fast in der Mitte des herrlichen Thalgrundes liegt die Stadt Braunau, 1122 Fuss über der Meeresfläche, auf einer felsigen Anhöhe, welche sich sanft gegen Mittag abdacht.

An der nordöstlichen Seite der Stadt tritt uns in majestätischer Grösse das Stiftsgebäude, ein 4 Stockwerke hohes, schönes und grossartiges Bauwerk, entgegen. Der Abt Othmar Zinke hat es zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch den berühmten Baumeister Kilian Dinzendorfer, an Stelle des früheren Klostergebäudes, aufführen lassen. Gemälde von Scheffler und Molitor zieren die hohen Räume eines prachtvollen Refektoriums, welches im Mittelpunkte der Prälatur und begrenzt von den freundlichen Gemächern des Abtes und der Chorherren, sowie von den Stifts- und

Prälatur-Bibliotheken gelegen, den Schluss zu ziehen erlaubt, dass die Askese nicht zu den Ordensregeln der frommen Brüder zählte.

An der Südseite des Stiftsgebäudes erhebt sich der vom Abte Thomas Sartori im Jahre 1683 erbaute und vom obengenannten Stiftsvorstande, Othmar Zinke, im Jahre 1733 im Innern vollendete Dom. Seine zwei mächtigen, mit Kupferblech gedeckten Thürme stehen im vollendetsten architektonischen Einklange mit dem 80 Ellen langen, 27 Ellen breiten und 43 Ellen hohen Schiff der Kirche. Ihr Inneres ist mit Bildwerken und Gemälden reich geziert. Die Wände und Decken des Presbyteriums prangen im Schmucke meisterhafter Freskomalereien von Johann Jakob Steuens von Steinfeld. Der Hochaltar ist von dem Bildhauer Johann Brokoff gearbeitet. Die Altarblätter der 6 Seitenaltäre, von Wenzel Lorenz Reiner gemalt, werden für Meisterstücke gehalten. Die mit 30 Registern versehene Orgel wurde 1687 von Theodor Agadoni erbaut. Der Eindruck, welchen der Dom von aussen sowol, als in seinem Innern auf den Beschauer ausübt, ist ein überwältigender. Dass die pomphaften gottesdienstlichen Ceremonien, wie sie namentlich an hohen Festtagen daselbst stattfanden, die zahllos herbeiströmende Menge Andächtiger in eine sichtbare, vorzugsweise dem Irdischen entrückte Erregung zu versetzen geeignet waren, bedarf wol keiner besonderen Erwähnung.

Auf Antrieb des heiligen Adalbert, hatte Herzog Boleslaw im Jahre 993 die Benediktiner-Abtei St. Margareth zu Brewniow bei Prag gestiftet, und der böhmische Wladik Slawnik, Vater des heil. Adalbert und Herr der ganzen Landschaft, welche gegenwärtig noch die Grafschaft Glatz genannt wird, schenkte dieser Abtei die Herrschaft Braunau. Anfangs gaben sie die Aebte von St. Margareth, der grossen Entfernung wegen, zu Lehen. Unter diesen Lehensträgern finden wir zuletzt die Herren von Pannowitz im 14. Jahrhundert. Der

damalige Abt von St. Margareth zu Brewniow, Bavarus oder Paul von Bawoz, gründete aber an Stelle des Schlosses in Braunau ein Benediktinerkloster, zog durch den Machtbrief des Königs Johann im Jahre 1331, nach dem Ableben der letzten Lehensträger, Wolfram und Matthias von Pannowitz, die Lehensherrschaft Braunau ein und bestimmte die Einkünfte dem neugegründeten Kloster, welches der Abtei zu Brewniow untergeordnet wurde. Als im Jahre 1420 das Kloster St. Margareth bei Prag von den Hussiten zerstört worden war, flüchtete der damalige Abt Nikolaus ins Kloster nach Braunau, und seit jener Zeit führten die Aebte den Titel: Abt zu Brewniow in Braunau. Später wurde das Kloster ebenfalls zur Abtei erhoben, blieb jedoch stets mit dem Mutterstifte St. Margareth in einer solchen Verbindung, dass der jedesmalige Abt zu Brewniow zu gleicher Zeit auch Abt des Stiftes Braunau und als solcher Herr der sämmtlichen Besitzungen dieses Stiftes war.

Die Herrschaft Braunau bildet die nordöstliche Ecke von Böhmen und hat gegen Norden die Herrschaft Fürstenstein in preussisch Schlesien, gegen Osten und Süden die Grafschaft Glatz zu Nachbarn. Nur westlich hängt sie mit Böhmen zusammen, an die Herrschaft Politz und das Gut Unter-Weckelsdorf grenzend. Ihr Gebiet umfasst einen Flächenraum von 3 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 22,000 Einwohnern, durchaus deutscher Abstammung und Sprache, jene der Stadt Braunau eingerechnet.

Letztere besteht aus der eigentlichen Stadt und den drei Vorstädten „Obersand", „Mittelsand" und „Untersand", zusammen mit etwa 4500 Bewohnern. An Kirchen hat sie, ungeachtet ihres kleinen Umfanges, keinen Mangel. Die Stadtkirche „Petri und Pauli", ein geräumiges Gebäude von 60 Ellen Länge, 30 Ellen Breite und 26 Ellen Höhe, hat 52 Fenster und nebst dem Orgelchore noch 20 Logen, dann, ausser dem Hoch-

altare, 6 Seitenaltäre. Der erstere ist mit einem trefflichen Gemälde, einem sterbendem Heilande, von Peter Brandel geschmückt. Die Hospitalskirche „zum heiligen Geist" in der Vorstadt „Untersand" ist gleichfalls ein im edlen Stile vom Abte Thomas Sartori im Jahre 1689 erbautes Gotteshaus. Die Kirche zu „Unserer lieben Frau unter den Linden", einige hundert Schritte südöstlich von der Stadt gelegen, ist die Begräbnisskirche. Es ist eine sehr alte, von Holz erbaute Kapelle, 33 Ellen lang, 15 breit und 9½ hoch, welche bereits im Jahre 1177 von einer, zum Christenthum übergetretenen Heidenjungfrau errichtet worden sein soll. Von dem mit einer Mauer umgebenen Friedhofe umschlossen, läuft rings um selbe eine nach aussen offene Gallerie, in welcher sich an den Wänden die ältern Grabmäler befinden, deren älteste jedoch nicht in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zurückreichen. Der Name „Liebieg" ist hier äusserst zahlreich vertreten. Wir zählten 23 diesen Namen führende Grabsteine und Kreuze. Viele der dort aufgestellten Gedächtnisstafeln enthalten gleichsam eine offene Chronik über die denkwürdigsten Begebenheiten, vornehmlich Unglücksfälle, wie Theuerung, Pest, Feuersbrünste, Kriegskalamitäten, Ueberschwemmungen u. dgl. Die „St. Wenzelskirche" nächst dem „Niederthore", vom Abt Othmar Zinke erbaut und mit Freskobildern von Scheffler geziert, steht an Stelle des vor dem Beginne des 30jährigen Krieges errichteten akatholischen Bethauses, welches nach der Schlacht am Weissen Berge der Erde gleichgemacht worden ist. Sowie die „St. Laurentiuskirche" beim „Oberthore", steht sie schon beinahe 100 Jahre verlassen und geschlossen, während die einsam etwa 1000 Schritte vor der Stadt liegende „Kreuzkirche" zur Aufnahme armer Siecher bestimmt wurde.

Da die Bevölkerung von Braunau sich faktisch im Laufe der Jahre nicht verringert, sondern wesentlich vermehrt hat, drei von den, früher der Gottesverehrung

gewidmeten, umfangreichen Bauwerken aber unbenützt dastehen, so könnte dies entweder beweisen, dass das Bedürfniss der dortigen Gläubigen nach solchen Andachtsstätten abgenommen und mithin der religiöse Sinn derselben eine Einbusse erlitten habe, oder dass in früheren Zeiten die gewiss kostspielige Anlage, Erhaltung und Administration dieser vielen, auf einen verhältnissmässig kleinen Raum zusammengedrängten Kirchen auf Kosten von, sicher nicht weniger gemeinnützigen Bauunternehmungen überflüssiger Weise Platz gegriffen. Wir sind fast geneigt, uns für die letztere Annahme zu entscheiden.

Im Vergleich mit andern, bei weitem grösseren Landstädten Böhmens war Braunau, was Unterrichtsanstalten betrifft, als bevorzugt zu betrachten gewesen, denn es befand sich dort ein Gymnasium und eine Hauptschule, Ersteres in einem an das Stiftsgebäude anstossenden Hause, Letztere in einem ziemlich geräumigen Schulhause. Beide aber standen unter dem Patronate der geistlichen Obrigkeit, und während das Gymnasium nur eine Pflanzstätte für die Alumnate war und aus ihm fast ausschliesslich nur Aspiranten der niedern Seelsorge hervorgingen, lag es in der, dem Zwecke ihrer Leiter und Erhalter entsprechenden Tendenz der Hauptschule, dem Religionsunterrichte und den Uebungen in der Frömmigkeit den vornehmsten Rang im Schulplane zu vindiziren, alle anderen praktischen Kenntnisse aber als Nebensachen anzusehen.

In der vaterländischen Geschichte spielte Braunau eine nicht ganz unbedeutende Rolle. Wenn es auch nur auf Ueberlieferungen beruht, dass schon 1171 Mauern den Ort umschlossen haben sollen und dass derselbe damals in der Ebene gelegen, wo jetzt noch die Begräbnisskirche steht, häufige Ueberschwemmungen aber die Bewohner bewogen hätten, sich auf einem höheren Punkte niederzulassen, so ist doch jedenfalls

Braunau, dessen Name von dem Mutterstift Brewniow abgeleitet wird, eine sehr alte Stadt. Das Original eines Majestätsbriefes Karl's IV. de dato Zittau, XVII. Idus Septembris 1348 ist noch vorhanden. Ihm zufolge war Braunau auf Bitten des Abtes von Brewniow, Strachobor von Sternberg, in die Zahl der Städte eingereiht worden. Die Greuel des Hussitenkrieges, die nicht minder verheerenden Ereignisse des 30jährigen Krieges, kurz vor dessen Beendigung Braunau noch von den Schweden im Jahre 1648 überfallen und ausgeplündert worden war, der erste schlesische und der 7jährige Krieg, sowie die furchtbaren Nachwirkungen der französischen schlugen der Stadt die tiefsten Wunden. Und dazwischen wiederholte Feuersbrünste und Ueberschwemmungen, Theuerung, Hungersnoth, Pest und andere Seuchen! Bis auf die neueste Zeit ist jedes Blatt der Chronik Braunau's mit Blut und Thränen getränkt.

Im Jahre 1420 hatte die Stadt eine Belagerung der Hussiten zu bestehen, deren Merkmale sich heute noch an der Westseite als Spuren weitausgedehnter Verschanzungen und Laufgräben kennzeichnen. Aus der zeitweiligen Landeshoheit der Herzoge von Münsterberg, unter Wradislaw II., im Jahre 1493 in jene des Königreichs Böhmen neuerdings übergegangen, wuchs zur Zeit der Reformation die Zahl der Bürger, welche, der willkürlichen geistlichen Verwaltung überdrüssig, der Lehre Luther's sich zuneigten, zu einer grossen Masse an, so dass die Existenz des Stiftes in Gefahr gerieth und Kaiser Rudolf II. zum Entschlusse gedrängt wurde, dasselbe den Jesuiten einzuräumen. Die übermässige Strenge und Unduldsamkeit des, dieser Gesellschaft angehörigen Abtes, Wolfgang Selander von Prassewitz, welcher den Versuch machte, die protestantische Lehre unter Anwendung tückischer und grausamer Gewaltmassregeln zu unterdrücken, goss aber Oel ins Feuer. Die Braunauer kündigten in gerechfertigter Erbitterung

ihrer geistlichen Obrigkeit den Gehorsam, räumten einem Prediger Augsburger Konfession die „Marienkirche" ein und begannen sogar den Bau eines neuen protestantischen Bethauses. Sie plünderten das Stift und verjagten den Abt. Dieser wandte sich klagend an Hofkanzlei und Kaiser und erwirkte den a. h. Befehl, den Pastor sofort aus der Stadt zu verweisen und den Kirchenbau unverzüglich einzustellen. War das Missvergnügen der Braunauer Insassen bisher ein, bei jeder Gelegenheit sich in Wort und That kundgebendes, so steigerte die Härte dieser kaiserlichen Verordnung, welcher durch Waffengewalt der gehörige Nachdruck verschafft werden sollte, die allgemeine Unzufriedenheit zu offener Rebellion. Der berüchtigte Prager Fenstersturz, die Wahl des Winterkönigs und die Schlacht am Weissen Berge mit ihren unabsehbaren Folgen konnten die Exzesse in Braunau als unmittelbare Vorläufer betrachten, und in der That verlegt auch die Geschichte Ursprung und Beginn des 30jährigen Krieges nach dieser Stadt. Der Verlust aller ihrer Freiheiten und Rechte war eine Folge der Schlacht am Weissen Berge, und fast zwei Jahrhunderte lang hatte sie den Druck der strafenden Hand einer beleidigten Kirche zu fühlen. Erst im Jahre 1629 erhielt sie unter Kaiser Ferdinand II. die meisten ihrer Privilegien wieder. Was indessen Stadtprivilegien zu bedeuten hatten, an deren ohnehin spärlichen Früchten einerseits eine, den eigensten Vortheil nie aus den Augen verlierende geistliche Domainenverwaltung und anderseits der unersättliche Fiscus partizipirte, bedarf wol keiner Erläuterung.

Und so wuchs denn Generation um Generation heran in Einfalt und Glaubensseligkeit, die ihnen von oben herab zugleich mit dem Gebote: „Gebet Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist" eingeimpft worden waren, im Betriebe von Landwirthschaft und Gewerbe immer nur die Vorfahren zum

Muster nehmend, unberührt von den Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft, welche den dreifachen, um Braunau gezogenen Wall: Kirchenregiment, staatliche Bevormundung und die Bequemlichkeit des Sichgehenlassens nicht zu durchbrechen vermochten, und endlich unerleuchtet von dem Gedanken, dass das Alles anders werden könne und einmal anders werden würde. Trotz alledem und alledem wurde es aber anders. Doch wir dürfen der Geschichte nicht vorgreifen. Als wir viele Jahre später an der Hand des verlässlichsten, bisher noch nicht übertroffenen Topographen Sommer[2]) den Gang durch die Stadt machten, deren Wappen ein Schwan mit einem Stern im blauen Felde ist, fanden wir auch dessen Ausspruch vollkommen bestätigt, „dass bei den Bewohnern derselben Betriebsamkeit und eine gewisse (den Zeitumständen nämlich angemessene) Bildung vorherrsche, neben welcher sich doch Biederkeit, Gastfreundschaft und alte gute Sitte erhalten habe."

## II.

## KINDERJAHRE UND MUTTERSORGEN.

Da ist der schwerste Kampf in Wahrheit,
Wo's eigne Herz das Schlachtfeld ist,
Wo sich des Geist's errung'ne Klarheit
Mit des Gemüthes Träumen misst.
Karl Siebel.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein
Er braust auf rüstigem Ross feldein.
Gust. Schwab.

Als uns der Zufall nach 9 Jahren wieder in das „Braunauer-Ländchen" führte, konnten wir es uns nicht versagen, einen Abstecher in dessen Metropole zu machen. Unser erster Gang war nicht nach dem stolzen, die Stadt beherrschenden Benediktinerstifte gerichtet. Wir kannten ja dessen Herrlichkeiten bereits.

Nach der Vorstadt „Untersand", wo das kleine, hölzerne, windschiefe Häuschen gestanden (es steht noch heutigen Tages), zog es uns hin, in welchem Johann Liebieg das Licht der Welt erblickt. Die ältliche und so würdevolle Dame war seither unter Umständen, die im Grunde genommen wesentlich nur wenig verschieden von den damals berührten sich gestalteten, noch fünf Mal in der Behausung des Herrn Adam Franz Thomas eingekehrt. Die Fensterladen der Stube, rechts von der niedern Hausflur, waren eben so oft während auffallend langer Zeit verschlossen geblieben. Dem Geklapper des Webstuhls in der Stube links war gleichzeitig längere Ruhe gestattet.

Dessenungeachtet tummelten sich aber doch nur zwei Kinder in der erwähnten Hausflur umher: ein Knabe von 9 und ein Mädchen von nicht ganz 3 Jahren. Die andern Kinder waren, bis auf den erstgebornen Sohn Franz, welcher bereits bei einem Kaufmanne in der Lehre sich befand, sämmtlich dahin gegangen, von wo sie hergekommen, in den Himmel nämlich, „wenn der Himmel keine Fabel ist." Eigenthümlich erschien es, dass heute, obschon an einem ganz gewöhnlichen Werkeltage, das gewohnte eintönige Geräusch in der Arbeitsstube des Herrn Adam Franz Thomas eine Pause machte, die gar kein Ende nehmen wollte. Das fand aber nur zu bald seine Erklärung. Frau Magdalena sass in ihrer Stube am Fenster und weinte. Man hatte ihr vor 14 Tagen den Mann begraben. Der brave, sorgsame Vater war, kaum 42 Jahre alt (geb. am 19. Dez. 1769 gest. am 18. Okt. 1811), einem Lungenleiden erlegen. Der klapperndè Webstuhl mag das mit verantworten. Auch die zu damaliger Zeit so beschwersamen Reisen auf die Jahrmärkte und die stets drückender werdenden Nothjahre mochten das Ihrige dazu beigetragen haben, sein frühes Ende herbeizuführen. Wer weiss es denn?

Frau Magdalena weinte sich übrigens nicht blos

um den Verlust des geliebten Mannes, des Ernährers ihrer Kinder, die Augen roth. Frau Magdalena war eine tiefreligiöse, gottesfürchtige Frau. Sie versäumte, wo es irgend die Beschäftigung in der Haushaltung, die pflichtgetreue Pflege ihrer Kleinen gestattete, keine Frühmesse und keinen Abendsegen. Und es betete sich so herzerhebend und seelenberuhigend und hoffnungspendend in der herrlichen Stiftskirche mit den andachterweckenden Altarbildern und Fresken, im Dämmerlichte bunter Fensterscheiben, im sinneberauschenden Dufte des Weihrauchs, unter den Klängen der bald flötenden, bald brausenden Orgelpfeifen. Die Seele vermochte sich hier so leicht emporzuschwingen in Regionen, die, weil nicht gekannt, einen mächtigen Einfluss auf das gläubige Gemüth üben. Ihr Flehen zum allgewaltigen Gott um Schutz und Segen für die theuren Ihrigen konnte hier so recht in tiefster Inbrunst auflodern. Anderseits mögen es wol auch der Anblick all der Pracht und Herrlichkeit rings umher, der Nimbus, welcher den Abt des Stifts, den sie gleichzeitig als hochmögenden, unumschränkten Herrn des ganzen Gebiets erkannte, die Würde und das Ansehen der Chorherren gewesen sein, deren Erscheinen und Auftreten innerhalb und ausserhalb der geheiligten Räume ein so imposantes war, einschliesslich des Umstandes, dass deren sorgenfreie, ja alle Genüsse des Lebens in sich vereinigende Existenz als eine so gesicherte galt, was den Gedanken in ihr rege gemacht haben dürfte, einen ihrer Söhne einst in ähnlichen beglückenden Verhältnissen sich bewegen zu sehen. Ihren älteren Sohn, Franz, den ein weiches, der rauhen Wirklichkeit und den Erschütterungen, wie sie das weltliche Leben und Treiben im Gefolge hat, minder standhaltendes Gemüth eher für den geistlichen Stand geeignet gemacht hätte, sah sie durch den unbeugsamen Willen des Vaters der entgegengesetzten Laufbahn überantwortet. War es dem zarten, von

schweren Prüfungen gar oft bis zum Zerspringen betrübten Mutterherzen zu verargen, wenn es manchmal in dem Gedanken der Möglichkeit schwelgte, den jüngeren ihrer Söhne dem nach ihrer Meinung so überaus beneidenswerthen Ziele zuzuführen, ja wenn sich die Aermste in einsamen Stunden wol gar dem Entzücken überliess, denselben etwa dereinst mit dem goldenen Kreuze und dem funkelnden Fischerringe geschmückt zu sehen?

Das Alles sollte ein schöner Traum sein, wie er durch ein plötzliches Geräusch oft in ein Schreckensbild verwandelt zu werden pflegt, eine schillernde Seifenblase, beim leisesten Luftzuge platzend, ein Rosenblatt, von dem Gewicht des darauf fallenden kalten Regentropfens zur Erde geworfen.

Es war in den letzten Stunden vor dem Hinscheiden des Herrn Adam Franz Thomas. Frau Magdalena sass in erstickender Herzensbeklemmung an dem Bette des Kranken, dessen Stirn mit einem kalten Schweisse bedeckt war, dessen Züge bereits eine fahle Leichenblässe entstellte, dessen Brust vergeblich nach Athem rang. Sie hatte ihm eben mit ein paar Tropfen eines erfrischenden Säftchens die bleifarbigen trocknen Lippen befeuchtet und hielt nun, im stummen Gebete den Vater ihrer Kinder der Gnade des Ewigen empfehlend, die eine seiner eiskalten Hände krampfhaft mit ihren beiden, fieberisch zuckenden umschlossen. Da versuchte er, wie von trüben Erinnerungen oder schweren Ahnungen gefoltert, sich noch einmal aufzurichten, die halberloschenen Augen noch einmal weit öffnend, indem er, der vollen Sehkraft nicht mehr mächtig, mit aller Anstrengung dieselben der treuen Lebensgefährtin zuwendete. Und für Andere wol kaum vernehmbar, aber der athemlos Horchenden nur allzu verständlich, lispelte er Worte, die ihr wie Dolchstiche ins Herz drangen. In dem letzten Wunsche des Sterbenden lag die Vernichtung des höchsten der Ueberlebenden. Und

hierauf sank er erschöpft in die weichen Kissen zurück und hatte vollendet.

Die hohe Achtung, in welcher der Dahingeschiedene bei seinen Mitbürgern gestanden, gestaltete seine Bestattung zu einer überaus feierlichen. Wankenden Schrittes folgte Frau Magdalena, ihren Johann an der einen und ihre kleine Pauline an der andern Hand führend, dem von 12 Jungmeistern getragenen, mit Blumen und Kränzen reich geschmückten Sarge, welchen die Zunftausschüsse, die schweren Silberquasten des schwarzsammetnen Bahrtuches, eines Inventarstückes der Zunft, haltend, umgaben, während an 100 Meister mit brennenden Fackeln den, von der ganzen Bevölkerung geleiteten Leichenzug bildeten und der Abt mit sämmtlichen Benediktiner-Chorherren den Kondukt führte. Wochenlang sprach man im Städtchen von nichts als dem prunkvollen Begräbnisse und den trefflichen Eigenschaften des Biedermannes, dem es gegolten, und dann vergass man beide, wie das der Lauf der Welt ist. Nur Frau Magdalena vergass des zu früh Entrissenen eben so wenig, wie seiner letzten Worte.

Von allen Seiten gingen ihr Versicherungen der Theilnahme und Anerbietungen von Rath und That zu. Vor Allem drang man von Seiten der Verwandtschaft in die Wittwe, die Wohnung, welche stündlich so bittere Erinnerungen an ihren Verlust wach rufen musste, gegen die geräumigere, in dem, ein Jahr vor dem Todesfalle in der Vorstadt „Obersand" angekauften Hause No. 75 zu vertauschen. Auch in Bezug auf die Zukunft Johann's wurden ihr verschiedene Vorschläge gemacht. Namentlich die eine, hierauf bezügliche, in Form eines eben so ernst- als wohlgemeinten Rathschlages vorgebrachte Andeutung rief ein schmerzliches Lächeln auf ihre Lippen. Ihr Ursprung war offenbar in den Stiftsräumen zu suchen und bestand darin, dass man es nicht ungern sähe, wenn sie ihren muntern, ge-

weckten Knaben der geistlichen Laufbahn entgegenführe. Er solle kostenfrei im Gymnasium Aufnahme finden und seiner Zeit, wenn er „einschlüge", ein Stipendium erhalten; man würde überhaupt gern der Wohlfahrt der vaterlosen Waise alle nur mögliche Sorgfalt und Unterstützung angedeihen lassen.

Es war aber noch keine Stunde vergangen, seit dieser in mancher Beziehung gewiss sehr beherzigenswerthe Antrag der Frau Magdalena zur reiflichen Ueberlegung empfohlen worden war, und sie sprach schon bei dem Vormunde ihrer Kinder, einem biedern, alten Freunde und Angehörigen der Familie, dem Onkel Anton Schmitt, vor. Mit einer Hast, welche einem schärferen Beobachter, als es der schlichte alte Mann war, die furchtbare Aufregung der Wittwe gekennzeichnet haben würde, nur obenhin der ihr in Aussicht gestellten Begünstigungen erwähnend, suchte sie alsbald dem Vormunde begreiflich zu machen, dass es nun hohe Zeit sei, an Johann's Berufswahl zu denken. Während des einen Jahres, das er noch in der Hauptschule zuzubringen habe, müsse man durch Privatstunden den dort erhaltenen ziemlich mangelhaften Unterricht zu ergänzen suchen, ihn aber dann sofort ins praktische Leben einführen. Des verstorbenen Vaters ausdrücklicher Wille sei es gewesen, ihn demjenigen Gewerbe zu widmen, in welchem jener eine so geachtete Stellung erreicht und, wenn auch keine Reichthümer gesammelt, doch wenigstens ein bescheidenes, allen Wechselfällen des Lebens standhaltendes Eigenthum erworben habe.

„Johann muss Tuchmacher werden, wie es sein Vater war", fuhr Frau Magdalena mit einer Entschiedenheit fort, welche jeder Einwendung des Vormunds, selbst wenn eine solche in seiner Absicht gelegen wäre, von vornherein begegnete, „wer sollte denn sonst auch dem Geschäfte des Seligen den Namen bewahren, als Johann, da mein Franz die kaufmännische Laufbahn

betreten? Der Junge hat auch Vorliebe für den Stand des Vaters, er erweist sich jetzt schon anstellig, betriebsam und wirthschaftlich; er soll, wenn er die Lehrjahre hinter sich hat und ein paar Jahre gewandert ist, des Vaters Hausstand übernehmen und eine Stütze meiner alten Tage werden." Dies die Worte der Wittwe. Sie lauteten freilich ganz anders, als es in ihres Herzens Tiefe niedergeschrieben stand. Und so wurde denn ohne Verzug Rundschau gehalten unter den Meistern Braunau's.

Der Tuchmacher Kaspar Werner, welcher in der „Stockmeister"- vulgo „Büttel"-, heute aber „kleinen Kirchengasse" Nr. 215 ein schwunghaftes Gewerbe betrieb und als ein tüchtiger Zunftgenosse bekannt war, wurde als der geeignetste Lehrherr für den kleinen Johann ausersehen. Da er ein persönlicher Freund des verstorbenen Herrn Adam Franz Thomas gewesen, wurde auch auf dessen Einwilligung, Johann nach Verlauf eines Jahres in sein Haus zu nehmen, nicht vergeblich gerechnet. Der schönen Kinderzeit, der herrlichsten im ganzen Menschenleben, war demnach für Johann nunmehr nur eine kurze Spanne Zeit beschieden.

Es haben sich übrigens aus ihr nur wenige der Aufzeichnung werthe Züge erhalten. Als bezeichnend für die spätere Charakteristik seiner Person müsste denn angeführt werden, dass er Erwachsenen gegenüber stets etwas verschlossen und schüchtern, im Umgange mit seinen Schulkameraden und andern Kindern seines Alters zurückhaltend, aber auch entschieden, für lärmende, an Ausgelassenheiten grenzende Spiele und Unterhaltungen nicht besonders empfänglich war. Hingegen legte er eine grosse Wissbegierde an den Tag. Die Einzelnheiten des väterlichen Gewerbebetriebes blieben ihm, so weit es seine Fassungskraft gestattete, durchaus nicht unbekannt, denn im Herumschlendern in allen Theilen des Hauses und Beobachten

alles dessen, was darin vorging, namentlich insofern es sich auf die Tuchmacherei bezog, fand er am liebsten seine Zerstreuung und Erholung. Daher kam es auch, dass er schon in seinem zehnten Jahre ein tüchtiger Wollekenner war und gar oft, was ihn nicht wenig stolz machte, bei Eröffnung einer „Wollezieche" um sein Urtheil über die Qualität der Waare gefragt wurde. Dass man ihn weniger oft, als andere Knaben seines Alters, auf Strassen und Plätzen sich herumtummeln sah, lag eben in seinem stillen, mehr in sich gekehrten Wesen, was aber nicht ausschloss, ihn bei der Hand zu finden, wenn es einen Witz zu belachen oder irgend einen harmlosen Schabernack auszuführen gab.

Nur Eines erregte damals in höherm Grade sein Interesse und seine Neugierde, und das war der Durchzug fremder Truppenkörper durch Braunau. Nicht etwa darum, weil er eine besondere Vorliebe für den Soldatenstand oder für militärische Schauspiele gehegt, im Gegentheile, der geschickte Geselle und fleissige Landmann stand in seinen Augen höher, als der unproduktive Kriegsmann, der es überhaupt an keinem vorwiegend industriellen Orte zur rechten Geltung bringen kann. Das Fremdartige, Absonderliche, Ungewöhnliche in der äussern Erscheinung dieser Gäste in Ausrüstung und Haltung war es, was einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn machte, der noch erhöht wurde durch die, in Umlauf gebrachten Schilderungen ihres Thuns und Treibens während des eben alle Gemüther so sehr in Spannung erhaltenden Krieges. Und dies bezog sich namentlich auf die Kosaken, die gleichfalls in einzelnen grössern oder kleinern Abtheilungen zeitweilig auf ihrem Durchzuge kurze Rast in Braunau hielten. Während sie ihre Pferde an dem grossen Wasserbehälter tränkten, welcher neben dem, vom Abte Othmar Zinke errichteten, mit 12 Statuen umgebenen Doppelstandbilde der Mutter Gottes in der Mitte des

abschüssigen Marktplatzes sich befand, oder während sie in den Schenken irgend eine Herzstärkung requirirten, übergaben sie gewöhnlich ihre abgetriebenen, ermüdeten Rösslein der Obhut herumlungernder Schulknaben. Den sich um dieses Ehrenamt Herandrängenden gesellte sich manchmal auch unser Johann bei, nicht eben weil es ihm besondern Spass machte, ein Pferd herumzuführen, sondern weil er da Gelegenheit fand, die verschiedenen Stoffe und Bestandtheile des Sattelzeuges und dessen, womit die Thiere noch ausserdem bepackt waren, mit einem Anstriche von Kennermiene in Augenschein zu nehmen und dann zu Hause davon zu erzählen.

Jene Durchmärsche standen aber mit dem Russisch-deutschen Kriege anno 1813 in Verbindung. Schon vor der Schlacht von Bautzen hatte Napoleon um eine Unterredung mit Kaiser Alexander nachgesucht. Nach derselben nahm man die Unterhandlungen von Seiten der Verbündeten wieder auf, und am 4. Juni Nachmittags kam der Waffenstillstand zu Poischwitz, unweit Jauer, zu Stande. Diese Waffenruhe musste beiden Theilen nur höchst erwünscht sein: den Franzosen, weil sie Ersatztruppen aus Frankreich erwarteten, den Alliirten, weil Preussen seine Landwehren kampffähig zu machen und russische Verstärkungen heranzuziehen gedachte, weil Preussen und Russland sich bei Fortsetzung der Feindseligkeiten in der Verlegenheit sahen, sich nach Polen und Ostpreussen zurückziehen zu müssen oder das Heer zwischen den schlesischen Festungen dem Verhungern auszusetzen, und endlich weil der Kaiser von Oesterreich, wenn ihm sein letzter Versuch der Friedensstiftung nicht gelang, sicherlich gemeinsame Sache mit den Alliirten machen würde. Der Waffenstillstand wurde bis zum 10. August ausgedehnt. In der Zwischenzeit wurde für den 12. Juli ein Kongress zu Prag beschlossen. Da der französische Abgesandte Caulaincourt sich auf demselben aber, hartnäckig und anmassend geberdete,

erklärten die verbündeten Gesandten ihre Vollmachten und Metternich das Vermittlungsgeschäft Oesterreichs für erloschen, worauf am 12. August die Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich erfolgte. Bei Wiedereröffnung der Feindseligkeiten bestand die Totalsumme der französischen Streitkräfte in Polen, Preussen, Deutschland und Italien aus 418,000 Mann und ausserdem 80—90,000 Mann Ersatztruppen in den Rheinbundstaaten, Italien und Frankreich. Weit beträchtlichere Streitkräfte entwickelten aber die Verbündeten. Das Haupt- oder böhmische Heer unter Schwarzenberg zählte 130,800 Oesterreicher, 58,400 Russen, 48,500 Preussen mit 700 Geschützen, zusammen 237,800 Mann; das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden 134,100 Mann mit 387 Geschützen; das schlesische Heer unter Blücher 100,000 Mann mit 380 Geschützen, darunter 11 Kosakenregimenter und ein Reitercorps von 45 Pulks donischer Kosaken. In der Konferenz zu Trachenberg, an welcher der Kaiser von Russland, der König von Preussen und der Kronprinz von Schweden, insgeheim aber auch ein österreichischer General Theil nahmen, war schon am 12. Juli vereinbart worden, nur 87,000 Mann Preussen und Russen in Schlesien zu lassen, 100,000 Mann sollten über Glatz, Königgrätz und Jungbunzlau nach Bilin marschiren und sich hier mit der österreichischen Hauptarmee zu einem Heere von 220,000 Mann vereinigen, 10,000 Mann Russen ein Zwischencorps zwischen Schlesien und Böhmen bilden, der Kronprinz von Schweden aber Berlin decken und nach Umständen offensiv verfahren. Das Objekt des böhmischen Heeres war Dresden, das der andern beiden Heere Leipzig.

Diese kurze Darstellung diene zur Erklärung der wiederholten Besuche donischer Kosaken in Braunau und der kriegerischen Bewegungen, deren Zeuge damals die Stadt war.

Letztere hatten auch unsern jungen Freund, und

zwar gewiss wider seinen Willen, zum Helden einer abenteuerlichen Begebenheit gemacht, die noch lange nachher, mit mehr oder minder lebhaften Farben aufgefrischt und mit absonderlichen Zusätzen ausgestattet, als Gesprächsstoff in den Dunkelstunden an den traulichen Plauderplätzchen diente, wie sie fast bei jedem Hause in Braunau nächst der Eingangsthüre in nischenartigen Vertiefungen vorhanden sind, als eine der Eigenthümlichkeiten der Stadt, welche dagegen wieder der in den meisten böhmischen Städten bestehenden Laubengänge gänzlich entbehrt.

Das bereits im Jahre 1767 von dem Bürger und Schützenhauptmann Sitto projektirte, doch erst im Jahre 1791 vollendete Schützenhaus war ein gern besuchter Ort. Die Waldpartien schlossen sich zu jener Zeit noch enger an die Stadt, und schattige Fusswege führten in verschiedenen Richtungen nach dem beliebten Stelldichein der Braunauer Bürgerschaft.

Johann war an einem schwülen Augustabende seiner Mutter entgegengegangen, welche mit einer Freundin den Nachmittag dort zugebracht hatte. Sie verfehlten sich aber und Johann musste den Heimweg allein antreten. Doch nicht lange war er, ärgerlich über das vereitelte Zusammentreffen, fürbass geschritten, als er hinter sich den Hufschlag eines Pferdes vernahm und gleich darauf von dem schmucken Reiter in russischer Uniform angerufen wurde, und zwar in einem etwas fremd klingenden, doch rein deutschen Dialekte.

„Was ist das für ein Ort, Kleiner, der da vor uns liegt?“ lautete die Ansprache.

„Das ist Braunau“, war die Antwort Johann's, der stehen geblieben war und höflich seine Mütze zog.

„Braunau?“ wiederholte gedehnt der Reiter und, wie es schien, unangenehm berührt von der erhaltenen Auskunft. „Bist Du hier in der Gegend bekannt, mein Junge?“ fuhr der Fremde fort, nach seiner Uhr sehend,

mit etwas bedenklicher Miene über die bereits so weit vorgerückte Zeit.

„Wie in meinem Bette", war Johann im Begriffe zu antworten, besann sich aber sofort, dass dieser Ausdruck unziemlich erscheinen könnte und antwortete: „O ja, recht gut, wie sollte ich auch nicht, ich bin ja hier zu Hause!" Und wirklich wusste der Knabe auch Bescheid über Weg und Steg 4 Meilen in der Runde.

„Wie weit ist's noch von hier bis Glatz?" fragte der Fremde weiter, dessen reiche Uniform und wunderschönes Pferd den Offizier erkennen liessen.

„Je nachdem," erwiederte Johann, „ich geh's in anderthalber Stunde — Sie aber werden wol 3 Stunden reiten müssen."

„Wie so? warum das? kleiner Kobold!" sprach der Andere lächelnd, aber doch nicht ohne Anflug von Unwillen über die eben so kecke als räthselhafte Antwort des Knaben, sein ungeduldig scharrendes Thier durch Beklatschen des schaumbedeckten Halses besänftigend.

„Nu, weil ich die Seitenpfade kenne und den nächsten Weg nehmen kann, Sie aber den Fahrweg reiten müssen, wollen Sie sich nicht verirren und etwa morgen früh noch auf dem Pferde sitzen, ohne Glatz erreicht zu haben."

„Teufel!" murmelte jener, nach kurzem Bedenken hinzufügend: „So geleite mich, Bursche!" welche Aufforderung schon mehr im Tone militärischen Kommandos gesprochen wurde. Nach einem Blicke auf die zarte Gestalt des Knaben, der jünger aussah, als er wirklich war, ergänzte er jedoch begütigend: „Wenigstens so weit, bis ich die Richtung nicht mehr verfehlen kann. Du wirst gewiss gern ein Stück Geld verdienen."

Wenn auch der erste Gedanke des Knaben bei diesen Worten seine Mutter war, die sich wegen des längeren Ausbleibens ängstigen werde, so trat doch

sofort jener an das „Verdienen eines Stück Geldes“ an dessen Stelle und erfüllte seine Seele mit einem Verlangen, über das er sich eigentlich keine Rechenschaft zu geben wusste, das aber zu mächtig auftrat, um ihn nicht Abendbrod und wer weiss was Alles noch vergessen zu lassen. Inzwischen war es aber doch schon ziemlich dunkel geworden, und das mochte wol der Grund sein, warum er nach einigem Bedenken sprach: „Bis dahin ist's aber mindestens eine volle Stunde Weges, wenn ich vor Ihnen herlaufe, und eben so weit zurück thut zwei, und Mutter wartet und grämt sich über mein langes Wegbleiben.“

„Dem ist abzuhelfen,“ meinte der Offizier, „ich nehme dich aufs Pferd, dann geht es rascher“, und gleich darauf sass denn auch wirklich Johann, ehe er sich's versah, vor dem Offizier auf dem vorne am Sattel angeschnallten Mantelsacke so weich und von dem einen Arme des Reiters umschlungen, so sicher, dass er sich trotz der Zwangslage, in der er sich befand, nicht im geringsten unbehaglich fühlte. Und fort ging's über Stock und Stein im gestreckten Trabe nach der Richtung hin, die der kleine Führer andeutete, bis sie an einer Stelle angelangt waren, wo der Weg nach drei Seiten hin abzweigte.

„Halt!“ rief Johann und das Pferd parirte.

„Wenn Sie hier links abreiten und von der nächsten Anhöhe an, die Sie in etwa 10 Minuten erreicht haben werden, sich fortwährend rechts halten, können Sie den Weg nach Glatz nicht mehr verfehlen. Bitte, lassen Sie mich aber nun fort und nach Hause zurückeilen.“

„Danke Dir schön, mein Sohn!“ schmunzelte vergnügt der Offizier und liess den Knaben sanft zur Erde gleiten. Gleichzeitig seine Börse aus der Brusttasche ziehend und jenem einen blanken Thaler zuwerfend, rief er ihm noch zu: „Gott schütze Dich auf Deinem Heimwege!“, gab seinem Pferd die Sporen, und verschwunden war er.

Das glänzende Silberstück fest in der Hand, doch Angst und Bangen im Herzen, lief nun Johann, was er laufen konnte, den wohlbekannten Weg zurück über Feld und Wiesen, durch Wald und Gestrüpp, um gerade zur Stunde an das väterliche Haus zu pochen, wo der Nachtwächter den zehnten Stoss in sein Horn that. Da stürzten denn gleich alle Hausgenossen herbei und dem Knaben entgegen, den man für geraubt, ermordet oder sonst wie verunglückt hielt. Da gab's denn ein Fragen und ein Erstaunen und eine Freude, und wenn auch die zum Tode bekümmert gewesene Mutter die derbsten Scheltworte auf der Zunge hatte, glänzten doch Thränen der zärtlichsten Liebe in ihren Augen. Und als er erst erzählt, was ihm begegnet und den harten Thaler herumgezeigt und den Ritt beschrieben, den er gemacht und noch vieles Andere, so weit Hunger und Schlaf, von denen einer den andern zu besiegen bemüht war, derlei Weitschweifigkeiten erlaubten, war bald alle ausgestandene Angst vergessen. Johann aber legte sich hin und schlief und träumte von einem grossen Wald mit grossen hohen Bäumen, an deren Zweigen eitel blanke Thaler hingen.

## III.

## TUCHKNAPPE UND „SCHERKIND“.

Weh' dem, der an dem würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen.
Schiller.

Ein Jahr nach diesem Vorfalle — es verfloss in der Alltäglichkeit des Schulbesuches und einer sorgsamen häuslichen Erziehung — finden wir Johann bereits als zunftmässig installirten Zögling des Tuchmachergewerbes, als welcher er am 27. September 1814 feierlich „aufgedingt“ worden war.

Die Tuchmacherei in Braunau ist sehr alten Ur-

sprungs. Schon unter den, von Ottokar I., aus dem Hause der Przemysl in die Braunauer Gegend berufenen deutschen Ansiedlern, deren Niederlassung sein Sohn Wenzl I., der Einäugige, vielfach begünstigte, sollen sich Tuchmacher daselbst befunden haben. Das 14. Jahrhundert, in welchem viele ausländische Meister und Arbeiter nach Böhmen eingewandert waren, wird aber als die Glanzperiode des Gewerbes bezeichnet. Waren es schon unter Johann's Regierung Zittauer und Friedländer Tücher, welche die ausländische Waare dieser Gattung verdrängten, und war die Wollspinnerei für Tuchmacher im Riesengebirge zu jener Zeit schon eine sehr verbreitete, die Errichtung von Tuchwalken aber bereits an mehreren Orten bemerkbar, so fand die vaterländische Tuchmacherei von Karl IV. durch Verordnungen gegen unbefugte Eingriffe in das Gewerbe und in Bezug auf ein gleiches Mass der Tuche und auf ein richtiges Gewicht der Wolle noch eine viel kräftigere Unterstützung. Unter König Wenzl hatten sich die böhmischen Tuchwaaren schon eines Rufes zu erfreuen, der einen lebhaften Handel damit ins Leben rief. Nach einer, noch in der Zunftlade der Braunauer Tuchmacher aufbewahrten Urkunde erscheint Przemysl Ottokar II. als ein besonderer Gönner derselben, denn er verordnete, dass alle Diejenigen, welche mit „Flocke“ (lana minuta), einem Material, welches damals nebst reiner Wolle zur Tucherzeugung verwendet wurde, handelten, bei ihrem Erscheinen auf Braunauer Gebiet bei Verlust der Waare und des Geschirrs verhalten waren, diese „Flocke“ auf dem dortigen Marktplatze auszubieten. Diesen herrlichen Anfängen gewerblicher Entwicklung, die sich auch schon hie und da bis zur Gründung gewerblicher Assoziationen (Zunftwesen) steigerten, wurde jedoch durch die national-religiöse Revolution der Czechen im Beginne des 15. Jahrhunderts und den darauf folgenden Hussitenkrieg (1419—1437) in schmählicher Weise Halt geboten. Dem Erwachen eines behäbigen Bürgerthums

folgten Geldnoth, Barbarei und Entsittlichung auf dem Fusse. Mit dem friedlichen Erwerben durch Handwerk und Handel war es vor der Hand aus. An deren Stelle traten Raubsucht, Hunger, Krankheit und Vernichtung.[3])

Wenn trotzdem die Tuchmacherei in einigen Gegenden Böhmens, namentlich in Braunau, nicht vollends so wie das bei andern Gewerben der Fall war, von dem Schauplatze früherer segensreicher Thätigkeit verschwand, so lag das einestheils in der Zähigkeit der Deutschen, welche diesen Industriezweig, wenn auch in höchst verkümmerter Weise, pflegten, und anderseits darin, dass die kräftige Regierung Podiebrad's, dem die materielle Wohlfahrt des Landes am Herzen zu liegen schien, derselben die für dessen Erhaltung so nothwendige Sicherheit verschaffte. Ja, die Tuchmanufaktur erholte sich sogar allmählig wieder so weit, um selbst während der unendlichen Drangsale des 30jährigen Krieges fortbestehen zu können. Dazu trug freilich wesentlich der Protestantismus bei, der unter Maximilian's mildem Scepter auf die Förderung des Deutschthums, gleichbedeutend mit Förderung industrieller Bestrebungen, ungemein heilsam gewirkt, wenngleich er die trostlosen Resultate der Machtentfaltung mehr oder minder unfähiger Regenten des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht zu paralysiren vermochte. Hatten sich doch Kapital und Arbeitskraft vollständig von dem gänzlich erschöpften Lande abgewendet und Handel und Gewerbe dem tiefen Schlummer einer langen finstern Nacht überlassen. Der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Sohne war es vorbehalten, die Schlummernden zu wecken. Erst unter diesen unvergesslichen Beherrschern Oesterreichs schwang sich die böhmische Industrie zu einer Höhe empor, von welcher sie selbst das, von Kaiser Franz so sorgsam gepflegte, System der Geistesabsperrung und Ideenvergewaltigung nicht mehr ganz zu verdrängen

vermochte, wenn sie auch im Laufe der Jahre 1805—1811 dem Untergange mehrmals nahe war.

Die Blütezeit der Braunauer Tuchweber fällt in die letzterwähnte Periode. Die Tuchmacherei war damals das Hauptgewerbe Braunau's. Sie zählte an 200 Meister mit einem jährlichen Erzeugnisse von 8—10,000 Stück Tuch. Namentlich in der Erzeugung scharlachrother Tuche hatten sie es zu einer Vollkommenheit gebracht, welche ihnen einen ehrenvollen Ruf und einen nicht unbedeutenden Absatz, vorzugsweise nach dem Oriente, verschaffte. Dass diese beiden Haupterfordernisse des Gewerbebetriebes in der Folge eine beträchtliche Einbusse erlitten, ist grossentheils Verhältnissen zuzuschreiben, welche der Stadt nichts weniger als hold waren. Sie blieb nämlich länger als andere Industrieorte Böhmens des befruchtenden und belebenden Verkehrs mit der Aussenwelt infolge Mangels einer Eisenbahn beraubt, und in diesem einzigen ungünstigen Umstande ist vielleicht die Ursache ihres Rückschrittes in der Tuchfabrikation zu suchen.

Die Lehrzeit Johann's fiel in die bezeichnete günstigere Periode der Braunauer Tuchmanufaktur. Das Gechäft war damals gerade ein flottes, gewinnbringendes. Herr Kaspar Werner beschäftigte die grösste Anzahl von Gehülfen, er hatte die meisten Stühle im Gange. Färberei und Appretur waren gleichzeitig in den weitläufigen Räumlichkeiten des Hauses untergebracht. Für den Lehrling bot sich hier hinlänglich Gelegenheit, das Handwerk in allen seinen Zweigen gründlich zu erlernen. Als Meisterssohn war Johann auch bei weitem besser gehalten, als die anderen, gegen geringes Lehrgeld angenommenen Lehrjungen. Er blieb nämlich verschont mit häuslichen Verrichtungen mancherlei Art, welche jenen oblagen, meist auf Kosten ihrer gewerblichen Ausbildung. Auch geschah es den Zunftgesetzen gemäss, wenn ihm ein Theil der Lehrzeit nachgesehen wurde, während die Andern eine

4—5-jährige durchzumachen hatten. Demnach sah er sich schon nach 2 Jahren, nämlich am 30. September 1816, „freigesprochen“.

Der feierliche Akt des „Gesellenspruches“ fand „vor offener Lade“ statt in Gegenwart des den Vorsitz führenden „Obermeisters“, des „Lehrherrn“, der „Beschaumeister“, der „Schöffen“ und „Beisitzmeister“ nebst eines „Jungmeisters“ und eines „Gernmeisters“ d. i. eines solchen, der die „Sitzzeit“ bereits durchgemacht und im Begriff stand, Meister zu werden. Die Beschaumeister und Schöffen hatten mit ernster und wichtiger Miene das „Gesellenstück“ geprüft und untadelhaft gefunden, worauf die bereits ausgefertigte, mit dem handtellergrossen, rothen Zunftinsiegel bekräftigte „Kundschaft“ behändigt und ihm das übliche Gesellenzeichen, „der Ohrring“, am rechten Ohrläppchen befestigt wurde. Den Schluss der Feierlichkeit bildete der „Gesellenbraten“, ein heiterer Schmaus, während dessen der „Gesellenpfaffe“ die launige Predigt zu halten und dem „zum Gesellen Gesprochenen“ den „Herbergsgruss“ zum Auswendiglernen zu empfehlen hatte.

Johann war nun „Tuchknappe“ und, da er gleichzeitig das Tuchscheren erlernt hatte, „Scherkind“. In dieser Eigenschaft wurde er von nun an mit „Er“ angesprochen. Auch war er berechtigt, nach eigenem Ermessen den Montag „blau“ zu machen und seine Mahlzeiten sitzend zu haltend, während die, mit dem jedenfalls traulichern, aber nach damaligen Begriffen verächtlichen „Du“ angeredeten Lehrbuben bei Tische stehen mussten und nur den Abhub des Gesellenimbisses zugetheilt erhielten.

Auf Johann machte all der Krimskrams altherkömmlicher Gebräuche und unpraktischer Ceremonien wenig Eindruck. So froh er war, die lästigen Lehrjahre hinter sich zu haben, so wenig fühlte er sich befriedigt oder gar gehoben in dem Bewusstsein, nun als „Tuchknappe“ einem Verbande grösstentheils wüster

und beschränkter Gesellen anzugehören, deren keiner in irgend einer Weise Zuneigung und noch viel weniger ein auf Achtung gegründetes freundschaftliches Vertrauen zu gewinnen fähig war. Er zahlte seine „Auflagen“ in die Knappenkasse pünktlich, er widersetzte sich auch nicht der üblichen Aufforderung, sich nun noch von seinen Arbeitsgenossen „zum Gesellen sprechen“ zu lassen und sich dafür mit dem nöthigen Quantum Bier „abzufinden“, welches überhaupt die Hauptrolle in den Gesellenkonventikeln spielte, wofür ihm dann der „Gewohnheitszettel“ behändigt wurde. Im Uebrigen dachte er aber nicht im Entferntesten daran, an ihren Zusammenkünften Theil zu nehmen und so mancher Unsitte zu huldigen, welche damit verbunden war. Sein Entschluss stand lange schon fest: das Thun und Treiben der Menschen ausserhalb der Berge kennen zu lernen, die ihn seit seiner Geburt umfangen hielten, und sich Erfahrungen zu sammeln in Bezug auf den Geschäftsverkehr auswärts, wie solche an ein Dasein hinter dem Webstuhle oder im beschränkten Raume der Werkstube nie und nimmer an ihn herantreten konnten.

Wenn er sein Vorhaben, sich auf die Wanderschaft zu begeben, nicht schon in den ersten Wochen seines Eintritts in den Gesellenstand zur Ausführung brachte und länger noch als ein Jahr in einer Stellung ausharrte, die ihm von Tag zu Tag widerwärtiger und unerträglicher erschien, so geschah es nur aus Rücksicht für seine Mutter. So oft er das Gespräch auf die Absicht, in die Welt zu gehen, lenkte, konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, Gegenvorstellungen zu vernehmen, die stets mit einem Thränenstrome endeten. Denn obschon sie innigst von den Vortheilen überzeugt war, die ihrem Sohne aus der Wanderschaft erwachsen müssten, und obwohl sie nicht darauf vergessen hatte, wie sie selbst einen vorausgegangenen längern Aufenthalt in der Fremde zur Bedingung der Uebernahme des väterlichen Anwesens gemacht, wusste sie doch jetzt, wo die Tren-

nungsstunde, infolge seines Drängens, immer näher gerückt und nunmehr unvermeidlich geworden, stets neue Einwendungen und Hindernisse zu ersinnen. Heute wurden seine zu grosse Jugend und zu geringe körperliche Entwicklung und morgen ihre, einer Stütze bedürftige. Kränklichkeit und dann wieder die strenge Winterszeit, in welcher doch Niemand an eine Reise denken könne, als Argumente ins Feld geführt. Schliesslich war es aber denn doch nicht wegzuleugnen, dass Johann mittlerweile ein recht stämmiger, robuster Bursche geworden, dass der körperliche Zustand der Frau Magdalena keineswegs ein so leidender und geschwächter war, um einer besonders sorgfältigen Pflege und aufmerksamen Abwartung zu bedürfen, dass aber dem allerdings harten Winter, wie alle Zeit und unter allen Umständen, der Frühling folgen müsse, wie dies auch bereits die Vorboten desselben verkündeten.

Und so blieb denn am Ende doch nichts Anderes übrig, als an die Vorbereitungen zur Reise zu denken. Diese waren aber nicht allzu umfangreich. Ein, die nöthigsten Kleidungstsücke enthaltendes Ränzel und der, in einem kleinen Lederbeutelchen Platz findende Inhalt seiner Sparbüchse, zu welchem natürlich der, vom nächtlichen Ritte herstammende blanke Thaler zählte, vollendeten die Ausrüstung des Pilgers.

Noch galt es Abschied zu nehmen von der Verwandtschaft, dem Vormunde und dem Lehrherrn und dann noch einige Lieblingsplätzchen aus der Kinderzeit zu besuchen, ehe der Mutter Lebewohl gesagt wurde. Dies Lebewohl war ein herzerschütterndes. Die segnende Hand der tiefgebeugten Frau ruhte lange auf dem Haupte des geliebten Sohnes, als sollte es ein Scheiden fürs Leben sein. Und das war es auch, er sah die Mutter lebend nicht mehr wieder.

## IV.

## WANDERSCHAFT.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Flur und Wald und Strom und Feld.

J. v. Eichendorff.

So leicht war es dem Handwerksburschen auf der Wanderschaft vor 50 Jahren freilich nicht gemacht als heute, wo er mit derselben Schnelligkeit, wie der regierende Fürst, von einem Orte zum andern befördert wird und wo der Fortschritt in ganz anderer Weise für sein Unterkommen, für seine Verpflegung und überhaupt für seinen Verkehr mit der Welt sorgt. Es mag wol einige Poesie bei diesem Wechsel der Dinge in die Brüche gegangen sein, aber so viel steht fest, dass den Wandersmann von damals nach einem mühselig zurückgelegten Tagesmarsche die Füsse gerade so schmerzten, wie sie ihn heute schmerzen würden, wenn er es nicht bequemer haben könnte, und dass der Hunger ihm damals gewiss nicht weher that, als heute, wo er, man kann es kühn behaupten, gar nicht mehr in der Weise heftig und quälend aufzutreten vermag oder mindestens leichter gestillt werden kann, als zu damaliger Zeit.

Nun gehörte Johann allerdings nicht in die Kategorie jener Handwerksgesellen, die sich „fechtend" und frierend und oft in einem gar sehr das Mitleid erweckenden Zustande durch aller Herren Länder und Ländchen schleppten und den mit Wachsleinwand überzogenen Hut, einen Zehrpfennig erflehend, jeder vorüberrumpelnden Kutsche entgegen streckten. Er war mit so viel Baarschaft versehen, um bei gewohnter, ihm ganz besonders eigenthümlicher Sparsamkeit keiner Entbeh-

rung preisgegeben zu sein, und hatte er auch auf seinen Wanderungen mit Unbequemlichkeiten mancherlei Art zu kämpfen, so brachte das eben die Zeit mit sich, in welcher das Reisen infolge unzulänglicher Kommunikationsmittel, schlecht eingerichteter Gast- und Einkehrhäuser, Zoll- und Polizeiplackereien und vieler anderer Unzukömmlichkeiten weit weniger zur Erholung und zum Vergnügen zählte, als jetzt.

Doch wie hätten auch noch so arge Beschwerden und Anstrengungen das lebensfrische Gemüth des Jünglings verdüstern können, welchen der Drang und das Streben, Welt und Menschen kennen zu lernen, so ganz erfüllten. Schon seit Monaten hatten sich alle seine Gedanken nur mit der Richtung beschäftigt, die er seiner Reise anzuweisen hätte, um fürs Erste mit den Gewerbsverhältnissen derjenigen Ortschaften Böhmens und Mährens bekannt zu werden, wo vorzugsweise die Tuchmanufaktur zu Hause war. Naturschönheiten und andere Sehenswürdigkeiten waren dabei für ihn noch von untergeordneter Bedeutung. Mit gewissenhafter Ausdauer hingegen zog er die Eigenthümlichkeiten aller in seinen Reiseplan aufgenommenen Ortschaften und Städte, so unbefriedigend sich auch manche derselben in der Wirklichkeit ihm darstellen mochten, in den Kreis seiner Beobachtungen, überall kürzere oder längere Zeit darauf verwendend, so in Reichenau, Sollnitz, Senftenberg, Wildenschwert, so in Iglau, Mährisch-Trübau, Zwittau, Neutitschein, vorzugsweise aber in Brünn. In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine eben noch nicht sehr bedeutende Tuchmacherstadt, hatte Brünn[4]) damals nur eine einzige Fabrik aufzuweisen. Denn erst im zweiten Dezennium des 19. Jahrhunderts fing diese Stadt an, sich durch Aufnahme der Erzeugung von Modestoffen aus Streichgarn zum ersten Fabrikplatz der Monarchie aufzuschwingen. Heute erzeugt Brünn's Streichgarnindustrie mit ihren durch nahezu 1200 Pferdekraft und 15—16,000 Arbeitern in Bewegung gesetzten Betriebsmaschinen

(520 Sätze mit 140,000 Spindeln) Werthe von 20—25 Millionen Gulden.

Als Johann die krummen und schmuzigen Strassen der, vom historisch denkwürdigen Spielberge dominirten Stadt durchstreifte, die heute mit ihren glatten Trottoirs, mit ihren Prachtgebäuden und ihren unzähligen Fabriks-Dampfschlotten ein Weltplatz geworden ist und, seit sie ein Eisenstrang mit Wien verbindet, zu einem der reichsten Vororte der Residenz gezählt werden muss, damals hätte er es sich wohl nicht träumen lassen, dass er 15 Jahre später schon als recht angesehener Marktbesucher dort erscheinen und nach Verlauf einer weitern eben so langen Zeit als einer der bedeutendsten Fabriksherren des Kaiserstaates ständige grosse Lagerräume dort etabliren, zu jeder Messzeit Hunderttausende von Gulden dort umsetzen werde.

Doch wir haben es an dieser Stelle vorerst noch mit einem 16-jährigen drallen Handwerksburschen zu thun, der auf keine andere Bevorzugung einen Anspruch hatte, als dass er seine Augen nicht umsonst im Kopfe trug und selbe im steten lebendigen Verkehr mit seinen Gedanken zu erhalten wusste. Und beide waren ohne Unterlass nur immer auf das Reelle, Praktische gerichtet. Wenn er daher vor dem, eben im Aufbaue begriffenen 60 Fuss hohen Obelisk aus grauem Marmor stand, welchen man inmitten des Plateaus des eine reizende Fernsicht eröffnenden Franzensberges zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig errichtete, so beschäftigte ihn gewiss weniger das Denkmal und das Ereigniss, dem es geweiht war, als die Frage nach der Bezugsquelle und nach dem Preise des dazu verwendeten Materials, nach der Anzahl der Arbeiter, welche bei dem Baue thätig waren, und nach den Arbeitslöhnen, welche bezahlt wurden. Wenn man ihm die Wahl gelassen hätte zwischen der Besichtigung des, im Landschaftshause aufbewahrten Pfluges, welchen Kaiser Josef in Rausnitz allerhöchsteigenhändig geführt, und jener einer

verbesserten Hammerwalke, so würde er der letztern unter allen Umständen den Vorzug gegeben haben. Wir treffen übrigens mit unserm Johann noch später zu wiederholten Malen in Brünn zusammen. Folgen wir jetzt seiner von dort aus fortgesetzten Wanderschaft über Wien, Budweis, Prag nach Reichenberg, wo er, nachdem ein längerer Aufenthalt an den erstgenanten Orten vorerst nicht in seiner Absicht gelegen war, gegen Ende des Jahres 1818 mit dem Vorsatze anlangte, daselbst in Arbeit zu treten und den Winter über zu bleiben.

Es mag Geschichtsforschern und Urkundensammlern überlassen bleiben, dokumentirt nachzuweisen, dass die ursprünglichen Bewohner von Reichenberg unglückliche christliche Flüchtlinge gewesen seien, welche in der, am Fusse des Jeschken gelegenen Wildniss Schutz vor den Verfolgungen der grausamen Heidenfürstin Drahomira suchten und sich daselbst ansiedelten, Anfangs von Jagd und Fischfang lebten, dann aber Hafer bauten und, wegen des reichlichen Gedeihens dieses Produktes, die, früher „Hafersberg" genannte Kolonie nun „Reichenberg" nannten. Es dürfte am Ende auch wohl gelingen, unumstösslich festzustellen, ob das, von Ottokar als Herberge eingerichtete älteste Haus in Reichenberg mehr rechts oder mehr links von dem Punkte entfernt gestanden, wo sich die ins Gebirge führenden Strassen von Zittau und Friedland vereinigten. Unendlich wichtiger sind für uns die Thatsachen, auf welche sich die sozial-industrielle Entwicklung dieser Stadt gründet. Solche Thatsachen in Hülle und Fülle finden wir in einem Werkchen zusammengestellt, welches alle weitern chronistischen Versuche dieser Art so ziemlich entbehrlich macht und den als Statistiker berühmt gewordenen Freiherrn von Czörnig zu Verfasser hat[5]).

Bis zu dem Tage, wo die Patrimonialwirthschaft in Oesterreich ihr seliges Ende erreichte, waren es sechs Ge-

schlechter, die, von den ältesten Zeiten an, einander im Besitze Reichenbergs folgten: die Berkoweze, welche 250 Jahre lang, bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts, das, Reichenberg einschliessende Gebiet beherrschten; das berühmte Geschlecht der Bibersteine, dem Reichenberg in einer Reihe von 273 Jahren (bis 1552) unter 12 Herren dienstbar war; das freiherrliche Haus Rädern, welches vom Jahre 1558 bis 1620, mithin durch 62 Jahre regierte; der Friedländer Herzog Waldstein, der es vom Jahre 1622 bis zur blutigen Katastrophe in Eger (25. Febr. 1634) besass, die Gallas, auf welche die Herrschaft im Jahre 1634 als kaiserliches Geschenk, und endlich die Clam-Gallas, auf welche es 1759 durch Erbschaft über gegangen, und sich heute noch in deren Besitz befindet.

Unsere Aufgabe ist es nicht, zu reproduziren, was von Karl Czörnig an Daten aufgezeichnet worden ist von dem, was jedes dieser Geschlechter und jeder einzelne ihnen Angehörige für das Emporkommen der Stadt gethan. Das Leben des einen Mannes zu beschreiben, der in 50 Jahren mehr für selbe gewirkt, als alle Jene zusammengenommen in 5 Jahrhunderten, ist Zwek dieser Schrift. In hohem Grade undankbar und rücksichtslos würde es aber erscheinen und das Verständniss der eben aufgestellten Behauptung wesentlich beeinträchtigen, wo nicht gar unmöglich machen, wollte Umgang genommen werden von den wohlmeinenden Intentionen jener Adelsfamilien und ihren kulturfördernden Verfügungen. Diesen gebührt demnach unter allen Umständen der Vortritt.

Die Zeit der Berkoweze ist, weil sie uns keine Urkunden übermittelt, eine an und für sich sehr verschwommene und wenig Ausbeute liefernde. Anders gestaltete sich die Sache schon unter den Herren von Biberstein. Diese besassen gleichzeitig mit dem Reichenberger Gebiete auch Güter in der Lausitz, wo sich schon früher deutsche Bildung verbreitet und ein frisches,

durch Handel und Gewerbe genährtes Leben zu pulsiren begonnen hatte. Auf dem Thalwege längs der Neisse theilte es sich der Ansiedlung in Reichenberg mit und legte so den Grund zu dessen Fortentwicklung. War diese auch infolge der furchtbaren Verwüstungen des Hussitenkrieges eine Zeit lang gehemmt, so führte ihr die Reformation doch neue befruchtende Elemente zu und unter Friedrich von Rädern (1558) war dem Städtlein schon das Bräuurbar ertheilt, eine Schule, ein Pfarrhof (1578) und eine Mühle (1559) erbaut worden, aus der Lausitz aber waren deutsche Handwerker und Arbeiter herbeigekommen, darunter der erste Tuchmacher Namens Urban Hofmann aus Seidenberg (1579). Im Jahre 1599 ward auch bereits der Bau des jetzt noch vorhandenen Rathhauses an Stelle eines früheren hölzernen ober den „langen Lauben" begonnen.

Von weitaus bedeutenderem Einflusse auf die Vergrösserung der Stadt und die Entwicklung ihrer Industrie war aber des berühmten „Waldstein" kurzer Besitz Reichenbergs. Zwar Anfangs wegen ihrer vermeintlich ketzerischen Gesinnung gar nicht gut auf die Bürgerschaft zu sprechen, ja schon nahe daran, ihr das Stadtrecht zu entziehen und „sie Bauern gleich zu halten", da ihre Privilegien ja ohnehin auf „dem Weissen Berge begraben lägen", begnügte er sich damit, sie der Bräugerechtigkeit verlustig zu erklären und mittels eines Regiments Musketiere der abtrünnig gewordenen die Rückkehr in den Schooss der alleinseligmachenden Kirche zu empfehlen. Mittlerweile erkannte er aber auch im Hinblick auf die leichtere Beschaffung seiner ungeheuern Armee-Erfordernisse die Vortheile an, die in einem recht zahlreichen Gewerbestande auf seinen Gütern für ihn lägen, und zeigte sich daher dem, schon zu einer grossen Körperschaft angewachsenen Tuchmachergewerbe in hohem Grade entgegenkommend und huldvoll, indem er den Zunftgenossen ein Meisterhaus (1633) und eine Knappenherberge erbauen liess

und einige hierauf bezügliche Privilegien ertheilte. Auch verdankte Reichenberg seiner Baulust die Gründung der „Neustadt", wo schon 1632 mit der Erbauung einiger ganz gleichförmiger Wohnhäuser begonnen worden war, sowie die Anlage einer Wasserleitung. Hatte er in einer Anwandlung von Zorn aus Anlass der Ermordung des katholischen Pfarrers Andreas Scommäus durch einige heimlich dem evangelischen Glauben ergebene Bürger (1631) seinen Kroaten auch bereits den Befehl ertheilt, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden, sie auszuplündern und sämmtliche Einwohner zu massakriren, so liess er sich doch durch ein demüthiges Schreiben des Magistrats und die Vorstellung seines Kanzlers, Stephan von Ilgenau, dass Rath und Bürgerschaft einem gegen die Katholiken geschmiedeten Komplote ferne ständen, besänftigen und blieb dann der Stadt bis an seines Lebens Ende in Gnaden gewogen.

Bald nach der wol kaum gegen des Kaisers Willen vollzogenen, wenigstens von ihm überaus reich vergoltenen Beseitigung des allzumächtig gewordenen Heerführers waren die Schweden im nördlichen Böhmen eingedrungen. Die Kunde davon glaubte die Gemeinde, die sich über den Verlust der Bräugerechtigkeit (1622) nicht zu trösten vermochte, keinesfalls besser ausnützen zu können, als wenn sie durch eine Deputation dem schwedischen Feldherrn Banner die Bitte um Bestätigung des genannten Privilegiums zu Füssen legen liess (1634), was ihr auch gegen eine an die schwedischen Truppen zu entrichtende Summe Geldes huldvollst und bereitwilligst, wie nicht anders zu erwarten, gewährt wurde. Dass mit dem Abrücken der Feinde die Konzession um so unwiederbringlicher verloren gehen musste, war freilich eine selbstverständliche Sache. Im Ganzen bildet dies inzwischen eine fast komisch wirkende Episode jener tiefernsten Zeit, welche der Stadt die schwersten Wunden schlug und ihre Einwohnerzahl infolge der gleichzeitig ausgebrochenen Pest nahezu dezimirte.

In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts, unter Wenzl und Philipp Josef Grafen von Gallas, hatten nebst dem Tuchmachergewerbe auch bereits andere Gewerbe, wie die Leinenweberei und Strumpfwirkerei, eine bedeutende Ausbreitung in Reichenberg erfahren. Für die Umfänglichkeit der ersteren liefert ein Strike der Leinwebergesellen im Jahre 1722 den Beweis, die, 200 an der Zahl, sammt der Zunftlade nach der Lausitz zogen und erst nach Bewilligung aller ihrer Forderungen und einer glänzenden Satisfaktion, nachdem sie ein Jahr lang getrozt hatten, zur Rückkehr und Aufnahme der Arbeit bewogen werden konnten. Es ging ihnen nämlich die ganze ehrsame Zunft, den „Oberältesten" an der Spitze, mit Musik und Fahne bis auf den „Galgenberg" entgegen, um dort das Versöhnungsfest zu feiern. Gewiss der erste Fall von heutzutage nicht mehr ungewöhnlichen Arbeitseinstellungen.

Als charakteristisch für die damaligen gewerblichen Verhältnisse verdienen auch die Vorgänge der Tuchmacherzunft verzeichnet zu werden, welche darauf abzielten, die Konkurrenz der Leinenweber sich vom Halse zu schaffen. Hatte sie doch den obrigkeitlichen Erlass erwirkt, das „hinfüro" kein Leinenweber ein Stück Waare verkaufen dürfe, wo wollener Schuss in leinener Kette eingetragen erschien, weil „solches nicht allein die Tuchmacher verkürze, sondern auch das „Gesinde" und die ganze Spinnerei zu Grunde richten würde". Dass in der Folge die stets mächtiger werdende Tuchmacherzunft die Rivalität der Leinenweber besiegt und letztere aus der Stadt gedrängt, ist allerdings als ein etwas wohlfeiler Triumph zu betrachten. Wind und Sonne waren nicht gleich vertheilt in dem Kampfe eines mehrere Zweige der Technik in sich vereinigenden Gewerbes mit einem, das in jeder Bauernstube einen tüchtigen Repräsentanten fand.

Während der 45jährigen Herrschaft des Grafen Christian Philipp von Clam-Gallas, des Ersten dieses

Stammes und Namens, hob sich die Reichenberger Tuchmanufaktur zu kaum geahnter Höhe. Das Jahr 1775 zählte bereits 500, das Jahr 1785 schon 600, das Jahr 1794 gar 804 Tuchmachermeister. Von 1796 bis 1805 stieg die Tuchproduktion von 50 auf 60 Tausend Stück im Werthe von 4 Millionen Gulden. Nach der Abtretung Schlesiens an Preussen, wo das Prohibitivsystem Geltung fand, waren die schlesischen Tuchfabrikanten im eigenen Lande so hinreichend beschäftigt, dass ihr früherer Absatz nach den österreichischen Staaten gänzlich aufhörte und den Reichenbergern in die Hände fiel. Nicht minder günstig wirkte aber auch Kaiser Josef's volkswirthschaftliche Politik. Im Vollgenusse ihrer Thätigkeit versorgte die einheimische Tuchmanufaktur nicht nur die österreichischen Märkte, sondern begann auch in den Jahren 1787 und 1788 Verbindungen mit der Schweiz und mit Italien, mit Bayern und andern deutschen Ländern anzuknüpfen. Im Jahre 1800 wurde in Reichenberg schon die erste Tuchfabrik (Firma: Joh. G. Berger & Comp.) angelegt. Das Kapital zeigte sich der Branche auch sehr entgegenkommend. Schon unter Christian Philipp Grafen von Clam-Gallas war 1787 ein neuer Stadttheil (die Christianstadt) angelegt und später unter Christ. Christoph ein grosses Schulgebäude (1812) erbaut worden.

In den Jahren 1809—1812 erreichte der Tuchhandel, nachdem er in den vorausgegangenen Jahren etwas gedrückt war, eine Ausdehnung, die alle Erwartungen übertraf. Im Jahre 1808 hatte die obengenannte Tuchfabrik schon angefangen, Schrobel- und Spinnmaschinen für den eigenen Gebrauch zu bauen, im Jahre 1810 versah sie auch andere Etablissements mit derlei Maschinen. Im Jahre 1815 verschafften sich die Reichenberger schon sehr vervollkommnete Schrobel-, Spinn- und Schermaschinen durch einen niederländischen Mechaniker, Namens Heinrich Kreuzberg. Ueberhaupt wurde schon auf ein gleiches Gespinnst und eine schöne Appretur

viele Sorgfalt verwendet, sowie auch auf die reine und feste Walke ein besonderes Augenmerk gerichtet. Die napoleonische Kontinentalsperre lenkte die ganze niederländische Produktion mittelfeiner Tuche nach Frankreich. Die deutschen Tuchfabriken waren noch nicht so zahlreich, auch noch nicht auf der Höhe der Technik, wie die Reichenberger. Die Waare der letzteren fand daher auf den Messen von Leipzig, Frankfurt, Braunschweig und Brody Anwerth.

Im Jahre 1817 endlich verschaffte die Wiedererwerbung der Lombardie und Venedigs dem Tuchgeschäfte einen erhöhten Aufschwung. Der Unternehmungsgeist erstarkte und Fleiss und Sparsamkeit boten Garantien für eine immer regere Entwicklung des Gewerbslebens, insoweit dies bei den trostlosen Zuständen der damaligen Kommunikationsmittel, der Unterrichtsanstalten und vieler anderer, der bestehenden absoluten Regierungsgewalt unterworfenen Institutionen nur immer denkbar, und bei einer Finanzwirthschaft möglich war, deren Erbärmlichkeit damals den Gedanken ganz und gar ausschloss, es könne nach einigen fünfzig Jahren damit noch schlimmer bestellt sein.

## V.

## NEUE HEIMAT.

Hier haft' ich, hier ist meines Lebens Ziel,
Hier ist der Markstein meiner Tage, hier
Ist meine Heimat, hier mein Haus und Hof,
Mein Erbgut, meine Blutsverwandschaft, hier
Mein Wappenschild und hier mein Herzogthum.
Ludwig Uhland.

Nicht so frischen fröhlichen Muthes, wie er vor einem halben Jahre das väterliche Haus verlassen, wanderte Johann Liebieg gegen Ende September 1818, über Jungbunzlau und Münchengrätz von Prag kommend, auf der holprigen, zerklüfteten, von Röchlitz nächst

dem „Monstranzenberge“ zur Stadt führenden Strasse. Ein schweres Leid schien auf seinem Herzen zu lasten, das weder der herrliche, die Jeschkenkoppe und die mit ihr zusammenhängenden dicht bewaldeten Bergesrücken vergoldende Sonnenuntergang, noch das, vom „Galgenberge“ aus sich eröffnende freundliche Rundgemälde von Reichenberg, den Zielpunkt einer langen Reise, zu lindern vermochten.

Der tiefe Schmerz, welcher seit Wochen schon an ihm nagte, hing mit der Trauerbotschaft zusammen, die ihn während seines kurzen Aufenthaltes in Linz so furchtbar überraschte. Sie enthielt die Nachricht von dem Tode seiner Mutter. Den damaligen Verkehrsverhältnissen; vielleicht auch dem Umstande, dass sein Aufenthalt während der Wanderschaft schwer ausgeforscht werden konnte, war es beizumessen, dass der schwarzgesiegelte Brief zwei volle Monate unterwegs gewesen, bis er an seine Adresse gelangte. Einige Wochen nachdem er der Ahnungserfüllten Lebewohl gesagt, hatte sie ein Nervenschlag hinweggerafft.

Johann eilte nun nach Prag zu seinem Bruder Franz, der dort in einem Kaufmannsgeschäfte konditionirte. Braunau zu besuchen, konnte er sich nicht entschliessen. Das Grab der Theuern war ja ohnehin seit Langem schon mit Rasen überwachsen, die Heimkehr wäre für ihn nur eine doppelt qualvolle gewesen. Sein Aufenthalt in Prag war kein längerer, als nothwendig erschien, um Pläne für die Zukunft zu besprechen und Vorkehrungen in Bezug auf die Schlichtung der Erbschaftsangelegenheiten zu treffen. Der 3 Jahre ältere Bruder erhielt die hierauf bezügliche Vollmacht. Dann aber war für Johann kein Bleibens mehr in der hundertthürmigen Stadt.

Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn fort gegen Reichenberg. Das vielseitig besprochene Emporblühen dieses Industrieortes steigerte von Stunde zu Stunde sein Verlangen, die dortigen Verhältnisse infolge eines

längeren Aufenthaltes kennen zu lernen, sich vielleicht dort eine neue Heimat zu gründen.

Wie es im Leben fast keine, über das Wesen irgend einer Sache genährte Vorstellung giebt, die in der Wirklichkeit derselben ganz entspräche, und wie sie oft himmelweit von dem verschieden, was uns durch die Sinne wahrnehmbar geworden, so war dies auch bei Johann gegenüber Reichenberg der Fall.

Er hatte sich eine Industriestadt gedacht, die durch guterhaltene, mit Bäumen bepflanzte Chausséen nicht nur mit der Hauptstadt des Landes, sondern auch mit den bedeutenderen Nachbarstädten und dem, nur 3 Stunden entfernten Auslande verbunden wäre, und fand keine einzige fahrbar hergestellte Strassenstrecke vor. Die 14 Meilen lange, von Reichenberg nach Prag führende Poststrasse wurde ja erst im Jahre 1827 vollendet, die Fortsetzung derselben über das 3 Meilen entfernte Friedland an die preussische Grenze war erst Anfangs der Vierziger-Jahre fertig, die Chaussée nach Zittau und über Gabel nach Böhm.-Leipa kaum erst projektirt, während die in Abzweigungen nach Gablonz und weiter nach Hochstadt führende Gebirgsstrasse erst im Jahre 1847 die Baugenehmigung erhielt.

Er hatte sich eine Stadt mit breiten, geraden, luftigen Strassen gedacht, sowie mit grossen, von massigen Gebäuden umsäumten Plätzen und fand hügelige winklige, nur zur Noth reingehaltene, schmale Gassen und Gässchen und ein paar Plätze mit Laubengängen und grösstentheils hölzernen Häusern vor; keine Kanalisirung, keine regelmässige Pflasterung, keine Strassenbeleuchtung. Oeffentliche Gebäude von grossstädtischem Zuschnitt zählte Reichenberg nicht mehr als 6, nämlich das im Jahre 1579 erbaute, 1730 zur Dekanalkirche erhobene Gotteshaus, die im Jahre 1695 vollendete „Kreuzkirche", das im Jahre 1582 von Christoph und Melchior von Rädern erbaute Schloss, nebst der 1604 von Frau Katharina von Rädern gestifteten Schlosskapelle, das

1603 vollendete Rathhaus, dessen massiven steinernen Strebepfeilern nur die Erhaltung dieses Baudenkmals zu danken ist, und das im Jahre 1812 aufgeführte Hauptschulgebäude, dazumal das grösste in Böhmen. Das herrschaftliche Schloss erhielt in der Neuzeit erst durch den Zubau eines villaartigen Palais mit einem im englischen Geschmacke angelegten Garten ein imposanteres Ansehen. „Die höchst unregelmässige Anlage der Stadt", sagt Czörnig noch im Jahre 1829, „wie sie sich gewöhnlich bei einem allmählig entstandenen, durch Mauern nicht eingeschränkten Orte bildet, verbunden mit dem Umstande, dass die herrlichsten (?) Gebäude von niedrigen Hütten umgeben und in allen Theilen der Stadt zerstreut sind, bringt eine nachtheilige Wirkung bei der Ansicht derselben im Innern hervor."

Aber auch die Meinung, Reichenberg müsse eine bedeutende Anzahl von Einwohnern beherbergen, stellte sich sofort als eine irrige heraus, denn die Zählung vom Jahre 1818 wies in den 1370, „in der Stadt und einem Umfange von zwei Stunden" vorhandenen Häusern nur 8702 Seelen nach, die bis zum Jahre 1827 auf nicht mehr als 10,357 angewachsen waren. Als einzige Unterrichtsanstalt fungirte die Hauptschule mit einem Direktor, 4 Lehrern und 1549 Schülern. Der Verkehr wurde nur durch die, wöchentlich einmal von Wien und Prag ankommende elende Postkutsche und zwei oder drei noch elendere Privatfuhrwerke, sogenannte „Rollen", unbequem und langsam genug vermittelt.

Und dennoch hatte die Stadt und ihre wirklich reizende Lage etwas eigenthümlich Anheimelndes für unsern jungen Freund. Diese zahllosen mit Tuchen in allen Farbentönen bezogenen Tuchrahmen, dieses, seinem Ohre so melodisch klingende Geklapper der Webstühle, wie es aus jedem Hause heraus vernehmbar war, diese schneeglänzenden Wollehürden, diese rastlose Geschäftigkeit und Rührigkeit der Bewohner ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, gepaart mit einem

heitern, jedem Fremden stets bieder und offen, gutmüthig und freundlich entgegenkommenden Wesen und einer so gewinnenden Ausdrucksweise trugen das Ihrige dazu bei, vor Allem aber drängte sich der scharfen Beobachtungsgabe des Jünglings die unabweisbare Ueberzeugung auf, dass in diesen, das üppige Thal durchziehenden Gewässern, in diesen ihre Arme in zwei deutsche Königreiche hineinstreckenden Bergkolossen, in diesen, von Genügsamkeit und Emsigkeit bewohnten, unzähligen Hütten Schätze verborgen liegen müssten, die nur der Wünschelruthe einer unaufhaltsam fortschreitenden Zeit bedürften, um gehoben zu werden. Dies Alles brachte den schnellen Entschluss in ihm zur Reife, hier und nirgends anderswo dem einzig wahren und edlen Berufe des Menschen sich zu widmen: nämlich der Arbeit und dem Verdienen zum eigenen und zum Wohle Anderer.

Schon der, seiner Ankunft folgende Tag fand ihn am Webstuhle bei Meister Franz Plischke am „Töpferberge." Es waren damals durchwegs noch „zweimännische" Stühle in Anwendung, auf welchen das breite Tuch von zwei Arbeitern gewebt wurde. Die von Johann Kaiser erfundene Schnellschütze (Navette anglaise), mittels welcher Ein Arbeiter das breiteste Tuch verfertigen kann, war noch nicht eingeführt; die Aufstellung von durch Elementarkräfte getriebenen Tuchwebmaschinen, mit Watt's und Cartwright's grossen Erfindungen zusammenhängend, war nicht einmal in das Stadium einer auch nur geahnten Ausführbarkeit getreten.

Ist die Beschäftigung des Webers an und für sich eine, nicht allein Körperkraft konsumirende, sondern auch den Geist erschlaffende, so muss sie für einen Menschen, dessen Gedankenflug eben ein beschwingterer war als der seines gleichzeitig mit ihm am „zweimännischen" Stuhle das zweite Paar Fusstritte in Bewegung setzenden Erdensohnes, vollends eine unerträgliche werden.

Gestaltete sich nun auch in dieser Beziehung für Johann Liebieg die Arbeit bei Plischke zu einer minder unbehaglichen, da sein Nebenmann ein junger, gleichfalls strebsamer und gebildeter Reichenberger Meisterssohn war, nämlich der als nachmaliger Chef der renommirten Tuchfabriksfirma „Franz Schmidt und Söhne" im Jahre 1863 verstorbene Franz Schmidt jun. Sohn, ein Biedermann im ganzen Sinne des Worts, dessen freundschaftlicher Gesinnung sich Liebieg durch eine lange Reihe von Jahren zu erfreuen hatte, so lag für ihn doch in der Einförmigkeit der Beschäftigung, in dem ganzen Wesen des damaligen Gewerbsbetriebes, namentlich aber in einer gewissen Fesselung des Geistes, die sich mit seinen, stets nach auswärts drängenden Ideen nicht vertrug, ein nachgerade peinigendes Verhältniss. Auch erschien der schmale Lohn eines Tuchknappen seine im Stillen gehegten Pläne, sich in möglichst kurzer Zeit durch Fleiss und Sparsamkeit ein Sümmchen für irgend ein selbständiges Unternehmen zurückzulegen, nicht im Entferntesten zu fördern geeignet.

So kam es, dass er nach wenigen Monaten und nachdem er auch noch kurze Zeit bei dem Tuchmachermeister Ferdinand Leubner No. 50 in der „Sterngasse" gearbeitet hatte, dem Webstuhle den Rücken kehrte, um den Versuch mit einem Stand zu machen, dessen treffendes Sinnbild ein, an Haupt und Fersen mit Flügeln versehener Jüngling ist. Ein freier Blick in das vielgestaltige Leben und seine Bedürfnisse, sowie Unermüdlichkeit und Raschheit in der Bewegung, wo es gilt, sich letztere zu Nutze zu machen: nur diese Deutung gestattete nach Johann Liebieg's innigster Ueberzeugung das erwähnte Symbol, und diese leitete ihn auch bis an seines Lebens Ende.

Man wendet heute in der Geschäftswelt den Satz: mit Kleinem fängt man an, mit Grossem hört man auf, vielfältig verkehrt an und eine Folge des Anfanges im Grossen ist dann gewöhnlich ein Aufhören mit sehr

vermindertem Vermögen und noch viel mehr verminderter Achtung. Johann Liebieg hielt sich aber strenge an den Wortlaut des Sprichwortes.

Er handelte Anfangs mit Rasirmessern und Handschuhen, Hosenträgern und Tabaksbeuteln, d. i. sogenannten kurzen Waaren, und das nicht etwa hinter einem verlockenden Schaufenster in einem pompös ausgestatteten Magazin, sondern in einer ambulanten Bude, deren Räumlichkeiten seine Rocktaschen waren. Ueberall, wo sich mehrere Leute zusammenfanden, war auch der, immer sorgfältig nach der letzten Mode gekleidete junge Kaufmann zu treffen, und ehe man sich's versah, bot sich durch seine Dazwischenkunft die Gelegenheit dar, irgend einen Bedarf durch ihn gedeckt zu erhalten. Der „Braunauer", wie man ihn allgemein und gern nannte, wusste für Alles Rath. Dazu kam noch, dass man gut und billig bei ihm kaufte.

Vorzugsweise mit neu aufgetauchten Mode- oder Toilette-Artikeln wusste er sich immer aus erster Hand zu versehen, damit dem Luxus des kleinen Mannes, den bescheidenen Wünschen minder Bemittelter entgegenzukommen, wohlfeile, aber durch den Reiz des Absonderlichen bestechende Gegenstände anzubieten. Wenn er nach einer, gar oft im Jahre vorkommenden Abwesenheit von mehreren Wochen wieder in Reichenberg oder der nächsten Umgegend sichtbar wurde, konnte man darauf gefasst sein, dass er etwas Rares, noch nicht Dagewesenes mitgebracht haben werde. Seine Einkäufe in derlei „Nouveautés" machte er immer auf den grossen Messen in Leipzig, Frankfurt, Braunschweig. Er bezahlte Alles, was er dort einkaufte, baar, versah sich nur mit gediegener Waare und machte kleine Reisespesen, weil er sehr einfach lebte und genügsam war. Darin lag der Nutzen, mit dem er arbeitete und dessen Ausgiebigkeit.

Schon nach einem Jahre vermochte er sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, einen Verkaufs-

laden in Reichenberg zu errichten. Er besprach sich hierüber mit seinem Bruder Franz während eines Besuches in Prag. Hauptsächlich darum, um den Letztern zu vermögen, mit ihm in Compagnie zu treten. Der Standpunkt hinter der „Pudel" Tag für Tag und Woche für Woche war nicht sein Fall. Dafür sollte der Bruder gewonnen werden. Er selbst behielt sich den Verkehr ausserhalb des Verkaufsgewölbes vor. Beide verfügten bereits, das väterliche Erbtheil eingerechnet, das jedem der 3 Geschwister, nachdem die bewegliche und unbewegliche Hinterlassenschaft der Eltern zu Gelde gemacht worden war, zukam, über einige Tausend Gulden. Es wurde nun auf Grundlage des gesetzlich vorgeschriebenen Fondsausweises, versteht sich nicht ohne vorausgegangenen kommissionellen Erhebungen, hergebrachten Einstreuungen von Seiten der Konkurrenz, Rekursen und letztinstanzlichen Entscheidungen ein Schnittwaarenhandlungs-Befugniss erworben und im Hause No. 10 am „Altstädter Ringe" ein Laden eröffnet unter der Firma: „Gebrüder Liebieg."

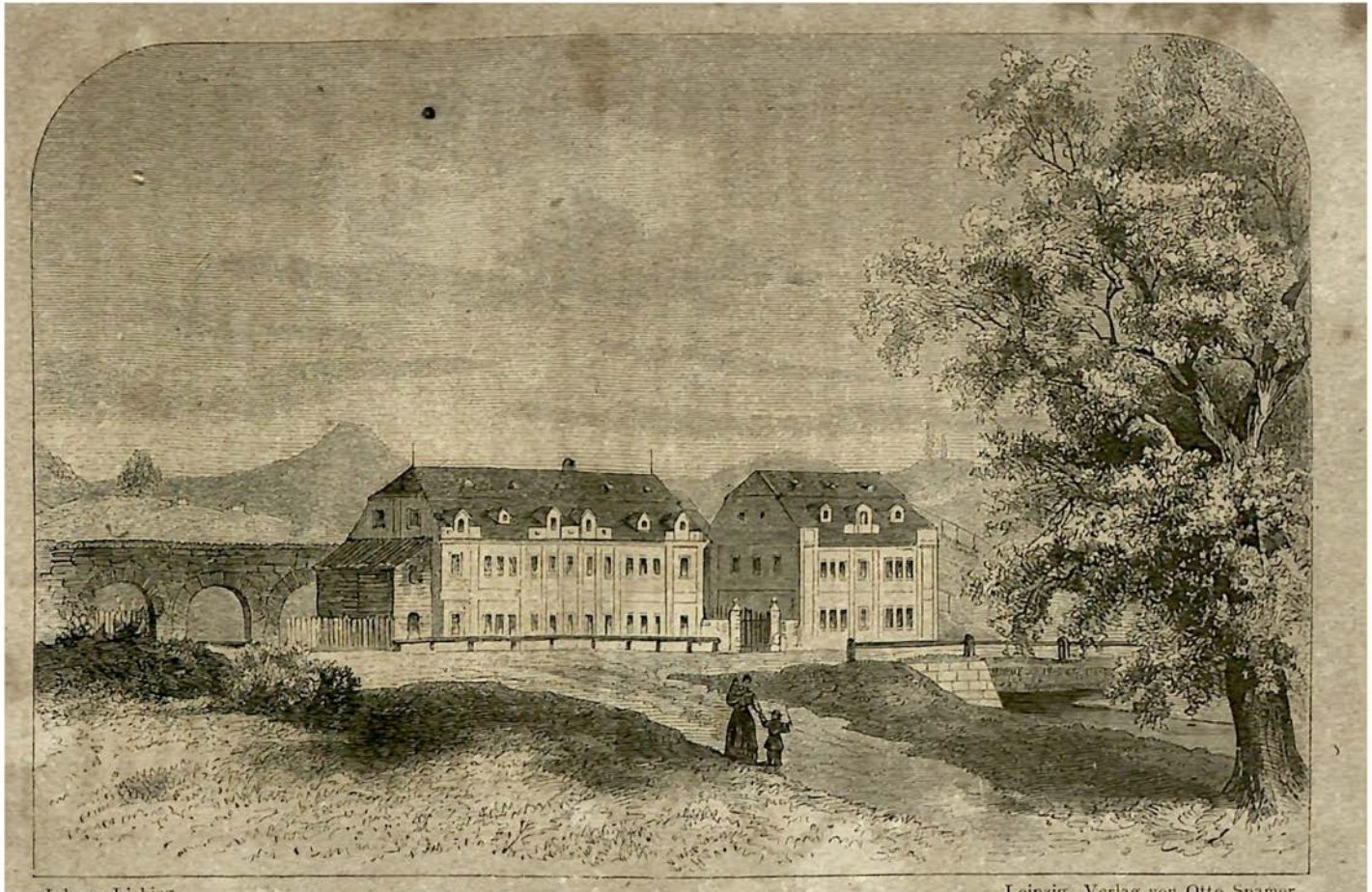
Das Geschäft ging flott. Nach ein paar Jahren sehen wir in dem stets mit Vorliebe besuchten Verkaufsladen schon eine Gehülfin dem thätigen Associé Franz zur Seite stehen; ein blondes freundliches Mädchen von etwa 14 Jahren. Es war Schwester Pauline, welche bisher im Hause der Grossmutter in Braunau und später auch einige Zeit bei einem Onkel in Pflege sich befand. Sie folgte mit Freuden der Aufforderung der Brüder, dem kleinen Haushalte in Reichenberg vorzustehen und nebstbei sich im Geschäfte nützlich zu machen. Associé Johann war inzwischen fortwährend auf Reisen, um den Einkauf der Waaren zu besorgen. Bald sah man ihn auf der Leipziger, bald wieder auf der Brünner Messe, aber auch viel im böhmischen Niederlande: in Rumburg, Böhmisch-Leipa, Reichsstadt, St. Georgenthal, Warnsdorf, denn von dorther konnten bereits Cottonerien verschiedener Art und Druckwaare bezogen werden.

Namentlich Warnsdorf, das grösste Industriedorf der Monarchie, war schon zu weit und breit anerkannter Bedeutung gelangt. Es soll schon aus dem Jahre 1684 bekannt sein, dass weissgarnige und gestreifte Leinwand von dort nach England zur Ausfuhr kam. Im Jahre 1726 liess man in Warnsdorf schon sogenanntes „Gezogenes" (Damast), dann Zwillich, Schäker und Kanevas arbeiten, welche Waaren in Prag guten Absatz fanden. Dann schritt man zur Erzeugung halbseidener Tüchel, gemusterten Gradels und von Westenstoffen. Christoph Reinisch wird als erster Damastweber, Christoph Löffler als erster Musterzeichner genannt. Michael Prasse errichtete die erste Blaudruckerei auf Leinwand, Josef Goldberg und Abraham Kühnel stellten die ersten holländischen Mangeln auf. Als Kaiser Josef im Jahre 1786 den englischen Baumwollgarnen den Eintritt nach Oesterreich gestattete, war Warnsdorf der erste Ort, der sich mit allem Fleisse auf die Erzeugung baumwollener Artikel verlegte, dieselben nach englischen Mustern anfertigte und die dazu nöthigen Färbereien, Maschinen und Appreturvorrichtungen aufstellte. Das damals noch mit schwer zu überwältigenden Hindernissen verbundene „Sengen" der Waare wurde von Anton und Andreas Hanisch vervollkommnet. Josef Palme produzirte den ersten Manchester (Baumwollsammet, Velvet), wozu ihm sein Bruder Johann die „Einbände" arbeitete. Die ersten Cottondruckereien errichteten fast zu gleicher Zeit Josef Liebisch, Josef Hanisch, Josef Stolle und Georg Fröhlich. Bei der Weberei wurde schon im Jahre 1801 der Berliner „Schnellschütze" eingeführt, desgleichen brachen sich Maschinen für gemusterten Piqué und Jacquardmaschinen für Damast und andere façonnirte Stoffe Bahn. Im Jahre 1804 stellte Josef Hanisch den ersten Dampfapparat auf, im Jahre 1809 befanden sich unter den Werksvorrichtungen des Anton Fröhlich und Josef und Franz Gross auch Baumwollspinnmaschinen,

die aber in der Folge aufgelassen wurden. Die erste Walzendruckmaschine stellte Anton Runge im Jahre 1819 auf, die erste Schafwollwaarenfabrik gründete um eben diese Zeit Josef Hanisch.

Johann Liebieg war ein gern gesehener Kunde in der Fabrik des Letztern, welche die Firma J. J. Hanisch und Söhne" trug. Er sprach auch oft dort ein, um Reste von Piqué, Oriental und wie die Stoffe alle hiessen, vorzugsweise aber Westenabschnitte zu kaufen, auf deren Umsatz im Reichenberger Laden er sich nicht beschränkte, sondern mit denen er auch die Jahrmärkte in Königgrätz, Trautenau, Gitschin bezog.

Wir erinnern uns hier eines, von ihm noch in spätern Jahren und als er schon Millionär war, mit Vorliebe erzählten und sich aus seinem Munde äusserst komisch anhörenden Coups, den er einstens auf dem Königgrätzer Markte ausgeführt, um eine ziemlich beträchtliche Partie letztgenannten Artikels loszuwerden, für welchen sich durchaus kein Nehmer finden wollte. Er band nämlich immer 13 Stück solcher Westenabschnitte in einen Bund zusammen und häufte eine ziemliche Menge solcher Packete, deren jedem ein Zettel mit der Aufschrift: „Nur dutzendweise zu verkaufen" angeheftet war, in seiner Bude auf. Nun kamen die Juden. Solche, die sich nur durch ihren Jargon und ihren schäbigen Anzug von Christenmenschen unterschieden und auch solche, die durch einen langen, mit Schmutz und Fett getränkten Kaftan und durch die gewissen pechschwarzen, glänzenden Ringellocken an beiden Seiten der Stirn ihren Ursprung errathen liessen. Diese stürzten sich denn mit Hast auf die Westenabschnitte. Nicht etwa der guten Qualität und des billigen Preises wegen, sondern weil Einer von ihnen die Entdeckung gemacht und selbe im Vertrauen Andern mitgetheilt hatte, dass im Dutzend nicht 12, sondern 13 Stücke — wahrscheinlich infolge eines dem Verkäufer zum Nachtheile gereichenden Versehens beim Zusammen-



Johann Liebieg. Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Die Fabrik von Johann Liebieg in Reichenberg im Jahre 1828.

binden der Stücke, wie sie schadenfroh bemerkten — enthalten seien. In Zeit von einer halben Stunde war der ganze Vorrath vergriffen, und zwar zu einem Preise, bei dem Liebieg, trotz der Zugabe von einem Stück auf jedes Dutzend, noch immer seine Rechnung fand, was aber die Hauptsache war, rasch seine Waare los wurde.

Liebieg sah bei seinen Einkäufen in den Fabriken zwar immer scharf nach der Elle und feilschte um Heller und Pfennig, aber er zahlte auch stets prompt und benahm sich sonst auch reell und coulant, was ihm zur besondern Empfehlung diente und ihn überall beliebt machte. So verweigerten die Herren J. J. Hanisch und Söhne jedem Fremden prinzipiell den Eintritt in ihre, mit den neuesten Maschinen und Werksvorrichtungen ausgerüsteten Fabriksetablissements. Nur bei Liebieg machten sie eine Ausnahme und liessen ihn bereitwilligst über sein höfliches Ansuchen Einsicht nehmen von Manchem, was als Geheimniss zu bewahren, in ihrem Interesse liegen musste. Hatten sie doch auch keine Ahnung davon, dass hinter dem jugendlichen, schlichten Marktfieranten der schlaue Kopf zu suchen sei, der sich bereits darauf vorbereitete, heute oder morgen selbst zu fabriziren, und dessen Scharfblick daher nichts entging, was mit Vortheil seiner Zeit in Anwendung gebracht werden könnte.

Auf einer dieser Geschäftsreisen in den Zwanziger Jahren zog er auch einen Artikel in den Bereich näherer Beachtung, der, richtig angepackt, einen erheblichen Nutzen abzuwerfen versprach.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Mode, dass sie sich vorzugsweise in Extremen zu bewegen gefällt. So wie heutzutage ein Wulst von Flechten, Zöpfen und Locken das Hinterhaupt des schönen Geschlechts zu schmücken bestimmt ist, wurde es damals mit einem Male modern, Floretseide in den verschiedenen Nuancen des Kopfhaares in Lockenform genetzt und an ein

schmales, schwarzes Sammetbändchen gereiht, in grossen Bauschen an den Schläfen befestigt, als Ersatz natürlicher Haarlocken zu tragen. Anfangs als Pariser Nouveauté nur von vornehmen Damen in Anwendung gebracht, wurden diese Seidenlocken bald Gemeingut der Mittelklasse und somit ein beträchtlicher Konsumartikel. Der Massenbedarf hatte von jeher für Johann Liebieg etwas besonders Anziehendes. „Die Menge muss es bringen" war sein Sprichwort. War eine besonders billige Bezugsquelle dieser Locken ausfindig zu machen, so musste das Geschäft damit ein lukratives werden. Und es gelang ihm, in Leipzig einer solchen Bezugsquelle auf die Spur zu kommen. Die Mode, genetzte Seidenlocken zu tragen, erhielt sich auf ihrem Zuge durch alle Schichten der weiblichen Bevölkerunge twa zwei Jahre lang. Dann machte dieser Kopfputz wieder einem andern Platz und war vergessen. Johann Liebieg hatte aber bei dem mit aller Aufmerksamkeit betriebenen Geschäfte in jener Zeit einige Tausend Thaler verdient, und es ist durch sein eigenes Zugeständniss die Behauptung gerechtfertigt, dass der Lockenhandel den Grund zu seinem nachmaligen grossen Vermögen gelegt habe.

Von diesem Zeitabschnitte an verdoppelte sich wo möglich die ruhelose Thätigkeit des Mannes. Reichenberg sah ihn jetzt nur in grossen Zwischenräumen und immer nur kurz verweilend in ihren Mauern. Der Trieb zu schaffen, zu produziren, den Gewinn des Kaufmanns mit dem Gewinne des Erzeugers zu vereinigen, liess ihm keine Ruhe mehr. Im Jahre 1825 unternahm er seine erste Reise nach Frankreich und England. Ein Unternehmen, das damals noch, wenigstens im Bürgerstande, als ein Ereigniss betrachtet wurde. Die Eindrücke des letztgenannten Landes auf ihn waren mächtige, nachhaltige. Kaum mit einer Sammlung neuer englischer Stoffmuster und den Kopf voll ungeahnter Weltanschauungen und Ideen heim-

gekehrt, drängte es ihn unaufhaltsam zu dem Versuche, selbst solche Waaren anzufertigen. Er schlug seinem Compagnon die Aufstellung einiger Webstühle zur Erzeugung von ganzwollenen Thibets und Satincloths, zweier kürzlich erst in England aufgetauchter Artikel vor.

Trotz des bedenklichen Kopfschüttelns des Bruders, dessen Anschauungen, wie es sein bei weitem ruhigeres Naturell, seine in einem kleineren Kaufmannsgeschäfte in Prag vollbrachte Lehrzeit und die hierauf folgende merkantile Thätigkeit im tiefen, finstern Laden der Altstadt Reichenbergs mit sich brachte, andere waren, als die des vielgereisten, unternehmungslustigen Socius, wurde ein Lokal im sogenannten „Loche", heute „Spitalgasse" überschrieben, gemiethet und 10—12 Webstühle aufgestellt und in Gang gesetzt, ohne deshalb das bisher mit ganz gutem Erfolge betriebene Schnittwaarengeschäft zu vernachlässigen.

Von einer zweiten im Jahre 1827 unternommenen Reise nach England brachte Johann Liebieg schon den vollkommen gereiften Entschluss mit nach Hause, die Stofffabrikation nunmehr zum Hauptgegenstande seiner persönlichen Thätigkeit in Reichenberg zu machen und zwar damit zu beginnen, sobald sich nur eine Gelegenheit dargeboten haben würde, ein für diesen Zweck geeignetes Besitzthum zu erwerben.

Christian Christoph Graf Clam-Gallas, der Vater des gegenwärtigen Besitzers der Domaine, unterhielt sich in seinen Mussestunden gern und nicht ohne Interesse an der Sache mit seinem Wirthschaftsrathe Speer über die industriellen Verhältnisse der „Schutzstadt" Reichenberg und ihrer Umgebung. Man rühmt von ihm, dass er den Unternehmern von Werksanlagen, insoweit dies mit der Würde und Autorität des Patrimoniums und dem Wohlwollen des „gestrengen" Herrn Oberamtmanns für Einen oder den Andern vereinbarlich war, stets mit Freundlichkeit entgegengekommen sei. So bei Errichtung der Berger'schen

Fabrik in Habendorf, so aus Anlass der, im Jahre 1806 von Franz Ulbrich etablirten Tuchfabrik in Katharinaberg (Ruppersdorf), die heute im Besitze der Firma: „Anton Trenkler und Söhne" sich befindet, so bei dem Baue der 1810 gegründeten, 1826 nach Machendorf verlegten Tuchfabrik der Firma „Siegmund, Neuhäuser & Comp.", so bei den, in die Jahre 1810 bis 1833 fallenden Tuchfabriksanlagen der Firma „Wilhelm Siegmund" im Katharinenberger Thale, in Röchlitz und zuletzt in Friedland und bei andern Gelegenheiten mehr. Es darf unter diesen Umständen nicht besonders Wunder nehmen, wenn den „Excellenz Grafen" gar selbst einmal die Lust anwandelte, unter die Fabrikanten zu gehen, d. h. eine Fabrik zu bauen. Der Platz dazu war nicht schlecht gewählt. Nicht weit vom herrschaftlichen Meierhofe, in einem vom Harzdorfer Bache durchzogenen Thale, welcher bereits die zwei in der Nähe liegenden Mahlmühlen, „Ludwigsmühle" und „Spittelmühle", trieb, wurde im Jahre 1805 ein einstöckiges Gebäude aufgeführt, bei demselben ein Rosswerk angebracht, einige Spinnstühle darangehängt und, so gut und schlecht es eben gehen wollte, Baumwolle gesponnen, später auch eine Garnfärberei damit in Verbindung gebracht und auch die Aufstellung einiger Webstühle versucht. Schade, dass die Freude nicht von langer Dauer war. Die von dem excellenz-gräflichen Rentamte unterthänigst vorgelegten Jahresbilanzen schienen keinen allzu befriedigenden Eindruck auf den hochgeborenen Fabriksherrn hinterlassen zu haben. Nach zwei Jahren schon wurde das Etablissement dem k. k. Rath und Prager Bankier Karl Ballabene, käuflich überlassen, der es bis zum Jahre 1826 für eigene Rechnung durch einen Geschäftsführer betreiben liess, dann auf kurze Zeit verpachtete und endlich im Jahre 1828 unter der Hand zum Verkaufe ausbot. Nicht nur davon, sondern auch von dem Auftreten eines zweiten Kauflustigen bekam Johann Liebieg Wind. Es konnte ihm

leicht die beabsichtigte Acquisition der, seinen Zwecken in jeder Beziehung so ganz entsprechenden Realität vereitelt werden. Da hiess es denn einen schnellen Entschluss fassen. Morgen sollte der Kauf in Prag mit Demjenigen abgeschlossen werden, mit welchem Ballabene bereits seit längerer Zeit diesfalls in Unterhandlung stand und nur deshalb nicht losschlug, weil jener hartnäckig auf dem Nachlasse von 500 Gulden vom Kaufschillinge bestand, während der Besitzer eben so hartnäckig erklärte, nicht einen Kreuzer sich abhandeln lassen und, der Verschleppung der Sache überdrüssig, Denjenigen als Käufer betrachten zu wollen, der den, von ihm bezifferten Kaufpreis zur festgesetzten Stunde erlegen würde.

Es war bereits 7 Uhr Abends, als Johann Liebieg, den Betrag von baaren 18,500 Gulden in der Tasche, zur Abreise gerüstet im Reichenberger Postamte erschien und Extrapostpferde verlangte. Der Postexpeditor war für den ersten Moment bei Vernehmung dieses Wunsches im Zweifel, ob er es mit einem Irrsinnigen oder mit Jemandem zu thun habe, der sich durch die Flucht dem Schuldenarreste oder gar einem Kriminalprozesse zu entziehen beabsichtige. Ein Extrapostritt in die Nacht hinein, im strengen Winter war in Reichenberg seit Menschengedenken nicht vorgekommen, ein solcher auch bei Tage zu den Seltenheiten zu zählen. Die Verwunderung des Mannes wich erst der Mittheilung, dass es sich um eine wichtige und dringende Familienangelegenheit handle, und machte einer sonst eben an ihm nicht bemerkten Höflichkeit Platz, denn es war gleichfalls seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen, dass dieser Beamte, einer Persönlichkeit gegenüber, welcher nicht die Berechtigung zustand, „roth zu fahren“[6]) seine goldgestickte Hausmütze gelüftet hätte. Das Anspannen wurde sofort besorgt. Gegen doppeltes Trinkgeld kannten die Postillone weder eine Schonung ihrer Pferde, noch des knarrenden

und quitschenden Marterkastens, ärarische Postchaise genannt, in welchem der fieberhaft Aufgeregte in Nacht und Nebel seinem Bestimmungsorte entgegengeführt wurde. Die Thurmuhr der „Teinkirche" verkündete die zehnte Stunde des Vormittags, als der Wagen am Hause des Herrn Ballabene in Prag angelangt war. Ein Stündchen später versicherte der Handschlag des Letztern, den der baare Erlag der vollen Kaufsumme jeder Berücksichtigung eines frühern Angebotes entbunden hatte, den nun leichtaufathmenden jungen Mann des Besitzes der Fabrik im Josefinenthale. Als er frohen Herzens die Treppe hinabeilte, begegnete er seinem, bedächtig die Stufen derselben hinanschreitenden Konkurrenten.

## VI.

## SCHAFFENSDRANG.

> Der Mensch hat von der Natur nichts erhalten als Materialien; aber die Einfachheit seines Ursprungs verschwindet in der Majestät seiner Geschichte und die Armuth seiner Elemente in der Pracht seiner Werke. Rivarol.

Das Prohibitivsystem, im Jahre 1788 in Oesterreich eingeführt, hatte Geltung bis 1852, somit durch volle 64 Jahre. Unmittelbar auf die Zollordnung vom erstgenannten Jahre folgten verheerende Kriege. Gewiss keine Zeiten zur Emporbringung der gewerblichen Produktion. Hausindustrie und Kleingewerbe bestanden fort, ohne dass sich grössere Kapitalien an die Anlage von Fabriken gewagt hätten. In der darauf folgenden Periode bis 1830 warf sich das Kapital vorzugsweise auf den Ankauf der Erzeugnisse der Hausindustrie und der Kleingewerbe. Erst aus seiner Hand gelangten die Produkte in den Besitz der Detaillhändler, somit aus dritter Hand erst an die Konsumenten.

Wir haben hier nur die beiden Hauptzweige der Industrie Oesterreichs, die Weberei und Eisenproduktion, im Auge. Ueberbleibsel dieser Produktions- und Konsumtionsverhältnisse finden wir noch heute in dem Bestande der Webereifaktoreien und des Eisenhandels.

Erst aus dem Jahre 1830 datirt der Anfang der österreichischen Fabriksindustrie: die Anlage von grösseren und zweckmässiger eingerichteten Baumwollspinnereien, von fabriksmässig betriebenen Webereien, von grösseren Eisenraffinirwerken, von Rübenzuckerfabriken, von Maschinenpapierfabriken und andern ausgedehnteren Etablissements. Der Umstand, dass alle für den rationellen Betrieb solcher Fabriken nothwendigen Maschinen aus dem Auslande bezogen werden mussten, machte es nur dem grossen Kapitale möglich, derartige Unternehmungen ins Leben zu rufen, an ins Leben gerufenen sich zu betheiligen. Anderseits bildeten die Reparaturwerkstätten dieser einzelnen Etablissements die fast einzige Pflanzstätte des empirischen Maschinenbaues, dessen ausgedehntere selbständige Wirksamkeit, da das Entstehen von Maschinenbauanstalten erst später durch den Eisenbahnbau hervorgerufen worden ist, noch fehlte.

Werden diese Verhältnisse, dann die Unbekanntschaft der kleineren Industrie mit den Betriebsverhältnissen des Auslandes, hervorgerufen durch den erschwerten Verkehr, endlich der gänzlich ungenügende Unterricht in realistischen Fächern einer vorurtheilsfreien Würdigung unterzogen, so dürfte man sich eher darüber wundern, wie dessenungeachtet die österreichische Industrie von 1830 bis 1847 so weit kommen konnte, um die für sie so unheilvollen, darauf folgenden zwei Jahre, wo ihr die Hauptmärkte Ungarn und Italien versperrt waren, zu überstehen, ohne gänzlich zu Grunde zu gehen. In den Jahren 1850 und 1851 gestaltete sich glücklicherweise der Manufaktur- und Geldmarkt wieder günstiger, und der zweckmässigen

Benützung vortheilhafter Geld- und Absatzkonjunkturen verdankten eine grössere Anzahl Industrieller die Befestigung ihrer theilweise sehr erschütterten Existenz.

Werfen wir in dieser, die Jahre 1818 bis 1851 umfassenden Periode einen Blick auf die Stadt Reichenberg, so zeigt sich uns dieselbe schon in einem andern, bei weitem vortheilhafteren Lichte. Die Bevölkerung hatte sich von 8702 Seelen im Jahre 1818 auf 10,367 im Jahre 1827 und auf c. 18,000 im Jahre 1851 gehoben, die Häuserzahl von 1315 im Jahre 1818 auf c. 1450 im Jahre 1851. Dem früheren Mangel an fahrbaren Kommunikationen war bis dahin durch den Bau der Prag-Friedländer und Zittau-Gabler Chausséen, sowie eines Theiles der Riesengebirgsstrasse abgeholfen. Das Innere der Stadt hatte sich allmählig durch eine theilweise Kanalisirung, Pflasterung, Erleuchtung, Strassenregulirung und Erbauung massiver, grossstädtischer Wohngebäude erweitert, verbessert und verschönert. Ein von der Tuchmacherzunft erbautes, im Jahre 1820 eröffnetes, den damaligen Verhältnissen noch hinlänglich entsprechendes Schauspielhaus sorgte anregend für geistige, das 1831 erbaute, reizend situirte Schützenhaus für gesellige Unterhaltung. Der Unterricht erhielt durch die 1837 gegründete Realschule direkt, durch den im Jahre 1841 ins Leben gerufenen Gewerbeverein, durch den im Jahre 1845 gegründeten Männergesangverein, infolge des dem Jahre 1848 verdankten Entstehens einer lokalen periodischen Presse und durch den im Jahre 1849 entstandenen naturhistorischen Verein (Verein der Naturfreunde) indirekt einen Zuschuss umfänglicherer Bildungsmittel. Die Sanitätspflege ging durch die im Jahre 1843 gegründete Krippe und Kleinkinderbewahranstalt und durch das 1845 erbaute Stephanshospital einer gedeihlicheren Entwicklung entgegen. Das Assoziationswesen bewegte sich bereits infolge der Kreirung eines Kohlenbauvereins (1833), eines Brandschadenversicherungsvereins (1846) und eines Mühlaktienvereins (1849)

in geglückten Anfängen. Industrie und Handel endlich hatten sich bis zum Jahre 1851 bereits zur namhaften Zahl von einigen 20 Fabriks- und einem halben Hundert Handelsunternehmungen emporgeschwungen. Wir erwähnen hier namentlich nur der, in der Stadt Reichenberg etablirten Fabriksfirmen, Siegmund, Neuhäuser & Comp. (Gründungsjahr 1821), Wilhelm Siegmund (1822), Philipp Schmidt & Söhne (1833), Franz Schmidt & Söhne (1834), A. Herkner's Söhne (1835), Ant. Demuth & Söhne (1842), F. Blumenstock (1844), Ant. Trenkler & Söhne (1845), mit dem Bemerken, dass die Uebrigen in der nächsten Umgebung der Stadt ihren Sitz aufgeschlagen hatten.

Die Firma „Gebrüder Liebieg" befand sich also nunmehr auch im Besitze einer Fabrik, für deren Betrieb ihr vom Oberamte der Herrschaft Reichenberg am 15. August 1828 die Konzession ertheilt wurde. Zur Fabrikslokalität gehörten 2256 □ Klft. Wiesen- und Ackergrund. In eben dem Grade, als das Kopfschütteln des älteren Bruders über die kostspieligen Einrichtungen, die das erfordern würde, und über die Sorgen und Verdriesslichkeiten, mit denen man zu kämpfen haben werde, bis man nur erst so weit sei, mit der Fabrikation beginnen zu können, bedenklicher wurde, wuchs das Selbstvertrauen und der Muth des jüngeren, und in eben dem Grade, als das, mitunter etwas scheelsüchtige Geflüster in den industriellen Kreisen Reichenbergs über das räthselhafte und gewagte Beginnen der beiden „Braunauer" in der „Bude", in der seit 20 Jahren es noch Niemandem gelungen sei, etwas „aufzustecken", vernehmbarer wurde, hob sich das Haupt Johann's im klaren Bewusstsein dessen, was er wollte, und der Vorbereitungen, welche er bereits im Stillen und in möglichst unauffälliger Weise getroffen. Denn spätestens im Frühjahre 1829 sollte mit der Fabrikation von halbwollenen Westen- und Hosenstoffen im Warnsdorfer Genre begonnen, später aber mit Artikeln auf den

Markt getreten werden, wie sie bis jetzt nur von England erzeugt worden waren, nämlich mit den unter der Benennung Merinos, Lastings und Thibets bekannt gewordenen ganzwollenen Stoffen.

Die Erzeugung derselben erforderte aber nicht nur die Aufstellung einer grossen Anzahl von Handwebstühlen, und zwar keiner gewöhnlichen, sondern solcher, wie deren bereits das sächsische Voigtland im Gebrauche hatte und welche mit Vorrichtungen versehen waren, wie selbe die heute noch in Verwendung stehenden Regulatorstühle kennzeichnen. Ferner erforderte diese Erzeugung auch Utensilien, Werksvorrichtungen und Maschinen für Appretur und Ausfertigung der Waare.

Für Alles das erschien das angekaufte Gebäude mit dem beschränkten Hofraume, mit dem ein kleines Wasserrad von 4 Pferdekraft treibenden Wassergefälle und einem im Nothfalle für dessen Ersatz bestimmten Tremmelwerke freilich weder geräumig noch ausgerüstet genug. Hier war guter Rath theuer; er musste aber geschafft werden und wurde geschafft. Um die Wasserkraft zu vermehren, erschien es unumgänglich nothwendig, ein grösseres Wasserreservoir oder einen oder ein paar Teiche anzulegen, wozu die Lage der Fabrik auf einem quellenreichen Terrain eine passende Gelegenheit darbot. Was die Maschinen und die mechanischen Werksvorrichtungen anbelangt, so waren dieselben bereits längst bestellt und auch schon zum grössern Theile unterwegs, und wo der Raum für Aufstellung von, nach verbesserten Modellen erbauten Webstühlen nicht ausreichte, musste für Organisirung einiger, ausschliesslich der Fabrik verpflichteter Lohnwebereien und demgemäss für Acquisition sogenannter Faktoreien Sorge getragen werden.

Nicht so bald war die Nachricht nach Warnsdorf gedrungen, dass Johann Liebieg selbst in Reichenberg eine Zeugweberei zu betreiben beabsichtige und für diese Branche geübte Leute aufzunehmen suche, als

sich sofort mehrere im Hause J. J. Hanisch & Söhne beschäftigt gewesene Weber meldeten. Als vollends nach dem Tode des Chefs dieser Firma, von welcher einst, wie man sich erinnern wird, dem jungen Marktreisenden so bereitwillig Einsicht in die Warnsdorfer Fabrikationsverhältnisse gestattet worden war, das Geschäft dort schwächer betrieben wurde, boten sich auch geschickte und erprobte Werkmeister und darunter ein sehr erfahrener Druckermeister dem neuen Reichenberger Etablissement an, welches sich nun von Tag zu Tag vergrösserte.

In der Wahl solcher Hülfsarbeiter leiteten Herrn Johann stets eine scharfe und meist glückliche Beobachtungsgabe und eine selten trügende Menschenkenntniss, namentlich wo ihm Jemand gegenüberstand, der irgend etwas, auf das Geschäft Bezügliche leisten sollte. Die präzise und kurzgefasste Beantwortung einer eben so gestellten Frage genügte gewöhnlich und entschied rasch die Annahme der Dienstofferte. So fragte er einst einen Weber, indem er auf seinen, aus einem englischen Stoffe verfertigten Hausrock zeigte: „Wären Sie im Stande, einen solchen Stoff herzustellen?“ Worauf sofort die kurze Antwort erfolgte: „Warum nicht, wenn Sie mir das Material dazu liefern.“ Mit dem Mann war auch augenblicklich abgeschlossen. Derselbe wurde gar bald einer der beschäftigsten, oft mit 7—800 Webern arbeitenden Faktoren Liebieg's, im Verlaufe weniger Jahre ein sehr wohlhabender Mann und später sogar Compagnon desselben bei einem seiner Zweiggeschäfte, von welchem noch in der Folge die Rede sein soll.

Hatte Johann Liebieg seine ersten grösseren Reisen meist allein und ohne sich an einen Gefährten anzuschliessen, unternommen, wahrscheinlich weil er sich durch einen Gesellschafter nicht in seinen Beobachtungen und Forschungen auf industriellem Gebiete beeinträchtigen lassen wollte, so stellte sich später das

Bedürfniss ein, auf Ausflügen, die er in Geschäften machte, wenn möglich einen vertrauten, für seine Intentionen das Verständniss mitbringenden Mann an der Seite zu haben. Und so war es denn gewöhnlich Anton Richter aus Mildenau, derselbe, dessen soeben Erwähnung geschah, der auf den Leipziger Messen oder auf den grossen Pester Wollmärkten oder auf anderen Geschäftsreisen sein Begleiter war. Um sich leichter Zutritt in Fabriken oder Waarenmagazine zu verschaffen und dort möglichst viel Neues zu erspähen, reisten sie als Kaufleute. Richter hatte in den Gasthöfen dann immer die Obliegenheit, durch Entwicklung gastronomischer Eigenschaften dafür zu sorgen, dass die Zeche stets eine, ihrem Stande angemessene Höhe erreichte, da Liebieg's Lebensweise ausnahmlos eine sehr einfache und namentlich, was den Genuss geistiger Getränke anbelangt, eine so ungemein enthaltsame war, dass man ihn scherzweise oft den Mässigkeitsapostel nannte.

Inzwischen wurde der Fabrikation von Modestoffen in den verschiedensten Benennungen, sowie von Plaids und Tüchern, eine immer grössere Ausdehnung gegeben, und eine grosse Anzahl von Lohnwebern unter abgesonderte Faktoreien vertheilt, arbeitete bereits in den Gebirgsortschaften Tannwald, Prichowitz, Rochlitz u. a. m. für die Josefinenthaler Fabrik, die im Jahre 1833 im geschlossenen Raume schon 300 Menschen auf 72 englischen und 141 verbesserten deutschen Handwebstühlen und an 18 Wolldruktischen beschäftigte.

Nun waren aber auch Erweiterungen der Fabrikslokalitäten und folglich die Vornahme von Zu- und Neubauten der verchiedensten Art unvermeidlich geworden. Es wurde demnach im Jahre 1832 ein Pressgebäude aufgeführt und eine Schafwollstoffdruckerei eingerichtet. Im Jahre 1835 wurde eine Dampffärberei und eine Kraftweberei auf 200 Power Looms etablirt, gleichzeitig aber eine Dampfheizung des ganzen Etablissements hergestellt.

Einige Jahre später, nämlich 1843, musste aber an die Beschaffung noch viel umfangreicherer Räumlichkeiten gedacht werden. Die Erzeugung zweier Artikel, mit deren Herstellung Johann Liebieg sich selbst in England vertraut gemacht hatte, gab Veranlassung dazu: nämlich die, unter der Benennung Orleans und Mohairs dort fabrizirten Wollstoffe. Diese beiden Artikel, von denen Liebieg die feste Ueberzeugung fasste, dass sie die Hoffnung auf einen Massenkonsum in Oesterreich zu realisiren geeignet wären, mussten um jeden Preis, ehe sie noch anderwärts auf dem Kontinente sich Eingang zu verschaffen vermochten, hierher verpflanzt werden. Voraussetzung und Erfolg bewährten sich aufs Glänzendste. Dieser von Johann Liebieg in Oesterreich eingeführte Industriezweig fasste, nachdem er daselbst die reichsten Früchte getragen, später auch in Sachsen und Preussen feste Wurzel und beschäftigt dort heute noch Tausende von Webern. Demjenigen aber, der diesen eine so grosse Rolle in der Stoffweberei spielenden Artikeln eine Heimatstätte auf dem Kontinente gegründet, gebührt wohl in Bezug auf den einen der beiden am Ende in allem Ernste der Titel „Orleanist", den ihm ein harmloser Witz beigelegt.

In diese Zeit fiel auch der Versuch einer Leuchtgasanlage bei der Fabrik. Ein sächsischer Hauptmann a. D., Namens Backenberg, den Liebieg zufällig in Dresden kennen gelernt, debütirte, von Letzterem eingeladen, in Reichenberg mit diesem dilettantischen Versuche. Er stellte in einem kleinen Nebengebäude ein paar Retorten auf, die er mit amerikanischem Fichtenharze speiste und wirklich damit den damals noch geringeren Bedarf an Flammen mit einem recht gelungenen Gase deckte. Trug die ganze Anlage übrigens auch den Stempel primitiver Ausführung, so erwarb sie der Anstalt doch mindestens die Auszeichnung, die erste in Böhmen gewesen zu sein. Einige Jahre später, als sich die Unzulänglichkeit des hier erzeugten Leuchtgases

und der ganzen Einrichtung überhaupt herausgestellt, wurde zum Baue eines ausserhalb der Fabrik errichteten, nach dem neuesten System konstruirten Gaswerkes geschritten, welches, bis zu einer Erzeugungsfähigkeit von 30,000 Kubikfuss Gas täglich gebracht, den Konsum von 4 Millionen Kubikfuss jährlich deckt und für die heute erforderlichen 2000 Flammen aufkommt; ziemlich die Hälfte dessen, was gegenwärtig die Stadt Reichenberg für ihren ganzen Erleuchtungsbedarf aus einem eigenen von der Triester Gasgesellschaft (1859) auf der „alten Teichwiese" erbauten Gaswerke bezieht.

Die erste Dampfmaschine in Reichenberg hatte im Jahre 1835 der Tuchfabrikant Anton Keil in seinem Etablissement in der „Sorge", so hiess einer der tiefer gelegenen, an das Josefinenthal angrenzenden Stadttheile, aufgestellt, mit dem der damals noch üblichen Holzfeuerung entspringenden, dicht aus dem Schlotte hervorquellenden schwarzen Rauche die Nachbarschaft nicht wenig belästigend.

Mit einer zweiten solchen Maschine, und zwar mit einer von 30 Pferdekräften, folgte Johann Liebieg im Jahre 1838. Er musste gleichfalls noch mit den Unzukömmlichkeiten dieser Feuerung kämpfen und war dadurch zu dem Versuch getrieben, mit Torfziegeln zu heizen, die aus den Reinowitzer und Grünwalder Torfgründen, $1^1/_2$ Stunde weit, auf einem steilen, tiefgeleisigen Gebirgswege herbeigefahren werden mussten. Das Jahr 1842 eröffnete erst den Bezug von Braunkohlen (Lignit) aus den 3 Meilen entfernten Hartauer und Gersdorfer Gruben bei Zittau und Grottau, der denn auch in langen Wagenreihen zur Fabrik gebracht wurde und für welchen, zeitweiligen Transportstörungen begegnend, grosse Kohlenschuppen zur Aufspeicherung von Vorräthen angelegt werden mussten.

Erst im Jahre 1853 brachte Liebieg Steinkohle aus den Burgker Werken bei Dresden nach Reichenberg. Billiges und ausreichendes Feuerungsmaterial zu

beschaffen, war von dem Augenblicke an zur Lebensaufgabe für ihn geworden, wo der Dampf die Hauptrolle in der Stofffabrikation zu spielen übernommen hatte. Wie es ihm nach unsäglichen Anstrengungen gelungen, diese Aufgabe zu seinem und seiner neuen Heimat unberechenbaren Vortheile zu lösen, wird in der Folge möglich sein darzulegen, wo seinen rastlosen Bestrebungen, den erleichterten Bezug von Steinkohle auch aus den Schatzlarner- und Schwadowitzer-, aus den Kladnoer- und niederschlesischen Werken, sowie von Braunkohle aus den unerschöpflichen Teplitz-Dux-Aussiger Lagern zu bewerkstelligen, die gebührende Würdigung zu Theil werden soll und wo wir uns, von der Person des gross gewordenen Industriellen absehend, mehr mit jener des Weltbürgers beschäftigen werden[7]).

Vorerst müssen wir aber, um keine Lücke in die Schilderung der Unternehmungen zu bringen, welche bis zur denkwürdigen Epoche des Jahres 1848 und während einiger darauf folgender Jahre im Causalnexus zum Betriebe und der rapiden Entwicklung des Reichenberger Etablissements stehen, zu diesem zurückkehren.

So wurde im Jahre 1845 ein, drei Stockwerke hohes, feuerfestes Waarenmagazin und im darauf folgenden ein imposantes, die Verpackungssäle und die Comptoirs enthaltendes Wohngebäude aufgeführt, im Jahre 1848 aber zur Erbaung und Einrichtung eines, für die Unterbringung einer mechanischen Weberei[8]) auf 800 Webstühle bestimmten Gebäudes nach englischen Mustern geschritten, zu dessen rascher Vollendung die Besorgniss vor einem, aus Anlass der damaligen politischen Wirren möglicherweise eintretenden Nothstande der zahlreichen Arbeitervölkerung den Impuls gegeben hatte. Auch die Trockenlegung einer bei der Fabrik gelegenen sumpfigen Wiesenfläche war zu dieser Zeit in ähnlicher Absicht unternommen worden.

Diesen Bauanlagen folgte dann im Jahre 1850 die eines mächtigen Druckereigebäudes, sowie im Jahre

1851 die Herstellung einer Worstedspinnerei von 5400 Spindeln, endlich die Errichtung eines 3 Etagen hohen, feuerfesten Magazins für Einlagerung von 15,000 Ctr. Schafwolle.

Die in der Zwischenzeit erfolgte Herstellung mannichfaltiger, der Wäscherei, der Sengerei, der Formstecherei und verschiedenen Appretureinrichtungen dienender Räumlichkeiten mit ihren mechanischen Konstruktionen und vielen Kesselfeuerungen waren nicht minder bedingt von der Erzeugung zahlloser, unter den verschiedenartigsten Benennungen in den Verkehr gebrachter halb- und ganzwollener Artikel. Eben dieser Verhältnisse und der, den Gesetzen der Mode folgenden Veränderlichkeiten im Genre der Waaren halber, mussten dieselben wiederholt kostspielige Dislokationen und Umgestaltungen erfahren.[9])

Der Umstand, dass zur Zeit, wo noch keine Eisenbahnverbindung der Reichenberger Fabrik zu Statten kam, dafür gesorgt werden musste, das in Wien befindliche Centraldepot derselben auf dem nächsten und kürzesten Wege in den Besitz derjenigen Artikel zu setzen, welche ihm zu einem, durch dass Bedürfniss der Konsumenten bedingten, stets vollständigen und leicht zu ergänzenden Sortiment wünschenswerth erschien, machte es nothwendig, im Jahre 1841 in Mödling nächst Wien eine Färberei- und Appreturanstalt einzurichten. Nach 3 Jahren wurde dieselbe aber auf ein käuflich übernommenes Grundstück in Nussdorf, einer noch günstiger und näher bei Wien gelegenen Ortschaft, verlegt. Ursprünglich ein Klostergebäude, das in Privathände übergegangen war, gelangte es im Jahre 1845 in Johann Liebieg's Besitz, um sofort vollständig umgebaut und für die Eingangs erwähnten Zwecke eingerichtet zu werden. Da sich das in der ersten Zeit verwendete Brunnenwasser theils als unzureichend, theils seiner alkalinischen Bestandtheile wegen, als den Färbereiprozess beeinträchtigend erwies, wurde eine, diese

Nachtheile behebende Wasserleitung aus der, in der Nähe vorbeifliessenden Donau durch einen Theil der Ortschaft Nussdorf in die Fabrik hergestellt und gleichzeitig Beiden dadurch ein Schutzmittel gegen Feuersgefahr zugewendet.

## VII.

## EINE VERWANDELTE LANDSCHAFT.

Wer unruhvollen Geist hat, scharfen Blick
Und auch viel Glück,
Entdeckt,
Doch wer, um Mitternacht vom Genius geweckt,
Urkraft, Verhalt und Schönheit tief ergründet,
Der nur erfindet. Klopstock.

Es wurde schon früher darauf hingewiesen, dass Johann Liebieg bereits im Jahre 1842 eine beträchtliche Anzahl von Lohnwebern im Gebirge beschäftigte. Diese Zahl wuchs im Laufe weiterer zwei Jahre schon auf ca. 6000 an und fast in jeder grössern Ortschaft auf dem sechsstündigen Wege zwischen Reichenberg und Rochlitz befand sich eine, der mit der Fabrik in Verbindung stehenden Faktoreien. Letztere öfters zu besuchen, mit den Leitern derselben die Ausführung neuer Muster, das Quantum der Lieferungen, die zeitweiligen Verhältnisse hinsichtlich des Bezugs der Garne und andere mit der Fabrikation im Zusammenhange stehende Angelegenheiten zu besprechen, lag im Interesse des Geschäftes. Der Besuch der Faktoren, ja gar häufig auch das Einsprechen in der ärmlichen Hütte des emsigen Webers zählten aus diesem Anlasse zu den Hauptmomenten solcher, von dem Fabriksherrn mit Vorliebe theils allein, theils in Begleitung seiner Familie unternommenen Ausflüge. Damit aber seine anderweitigen vielen Geschäfte dadurch keinen Abbruch erlitten, — mit der Zeit zu geizen und seinem Sprichworte: „Time is money" auf das Gewissenhafteste gerecht zu werden,

blieb seines ganzen Lebens Richtschnur, — wurden solche Ausflüge zumeist nur an Sonn- oder Festtagen unternommen, sowie er überhaupt auch seine Reisen immer so einrichtete, dass die Nächte oder solche Tage dazu benützt wurden, an denen die Anwesenheit im Geschäfte leichter entbehrlich war. Zur Sommerszeit, oder an schönen Herbsttagen, wie sie in Gebirgsgegenden einen so eigenthümlichen Reiz gewähren, wurde bei dieser Gelegenheit auch manchmal zur Erholung irgend eine bewaldete Anhöhe erstiegen, ein überraschender Aussichtspunkt aufgesucht, oder einer pittoresken Felsengruppe ein Besuch abgestattet. Unter andern war es ein Blick vom Berge „Muchow" hinab ins Thal, wo sich die brausenden Gebirgsbäche „Desse" und „Kamenitz" mit einander vereinigen, der auf den Freund der Natur nicht minder überwältigend wirkte, als auf den Mann, dessen unablässiges Streben dahin abzielte, sich die Letztere dienstbar zu machen.

Es ist nicht zu viel gesagt, dass für den Wanderer, der von „Tannwald" ab am linken Ufer der Kamenitz dahin schritt, vor 30 Jahren dort noch die Welt ihr Ende erreicht zu haben schien. Gerölle und Felsenklüfte, wild verrottetes Gestrüpp und zahllose, der Windsbraut zum Opfer gefallene Baumstämme, klaftertief vom ungebändigten Waldstrome unterwühltes Erdreich und ein Gestein aller Form und Grösse, das ringsum den Boden bedeckte und so massenhaft daselbst aufgeschichtet lag, als ob es vom Himmel gefallen oder von unsichtbaren Gnomenhänden einem launischen Befehle Rübezahl's zufolge gerade auf die wenigen, hier befindlichen Flächen zusammengeschleppt worden wäre, hemmten allüberall den Schritt und gestatteten dem schwerfälligen Gespanne des Gebirgsbewohners nur ein mühseliges, mitunter auch gefahrvolles Vorwärtsdringen.

Dem Späherblicke des unternehmenden Industriellen entging der Schatz nicht, der in dieser Wildniss, bis

dahin unbeachtet, und deshalb unbehoben verborgen lag. Die tosende Kamenitz, welche auf den „Vogelbergen" entspringt und unweit Spalow (Eisenbroder Bezirk) in die Iser fällt, barg eine Kraft in sich, die sich verwerthen liess. Die ungeberdige Natur konnte hier zinsbar gemacht werden. Die vielen Menschenhände, welche hier unthätig im Schoosse ruhten, weil sie weder ein ertragsfähiger Boden, noch ein erleichterter Verkehr mit einer, den bereits gereiften Früchten geregelter Gewerbsthätigkeit theilhaft gewordenen Nachbarschaft zur Regsamkeit aufmunterte, konnten für eine, den Gesetzen der Intelligenz unterworfene, lohnende Beschäftigung gewonnen werden. Mit einem Worte: hier war der Platz für eine Fabriksanlage, die sich, nach allen Seiten hin der Vergrösserung fähig, für den umfassendsten Betrieb geeignet, für eine Musteranstalt im Felde industriellen Wirkens wie geschaffen darstellte.

Johann Liebieg war der Mann nicht, vor einem Unternehmen zurückzuschrecken, welches nicht allein die widerspänstigsten Lokalverhältnisse und Naturkräfte zum Kampfe herauszufordern genöthigt war, sondern welches auch beträchtliche Summen dem, nicht unzweifelhaften Gelingen gegenüber, aufs Spiel zu setzen erheischte.

Ein Grundstück, im Ausmasse von c. 33 Joch, welches sich im Besitze der vier Kinder des verstorbenen Bauers Peter Lischka befand, wurde im Frühjahr des Jahres 1844 käuflich übernommen und sofort zur Ausführung eines, der Baumwollspinnerei gewidmeten Gebäudes geschritten, dessen Grundstein am 26. Juni desselben Jahres gelegt worden ist.

Von diesem Augenblicke an veränderte sich, wie infolge eines Zauberschlages, die Physiognomie der ganzen Gegend. Murrend kroch die tobende Kamenitz in die Zwangsjacke gewaltiger Eindämmungen. Nur ungern trat sie einen Theil ihrer Macht der kühn ausgeführten Wölbung eines, 200 Klafter langen Aquädukts

ab. Unter hartnäckigem Widerstande gehorchten die Granitfelsen dem scharfen Meisel und des Sprengpulvers unwiderstehlicher Gewalt. Schweigsam beugte sich die schwerfällige Masse bildsameren Erdmaterials der, behende geführten Maurerkelle und dem gebieterischen Richtscheite. Knurrend unterwarfen sich die kolossalen Fichtenstämme dem Willen von Axt und Säge. Am 1. November 1845 war das Gebäude so weit vollendet, um die ersten Baumwollspinnmaschinen daselbst aufzustellen und in Gang zu bringen.

Heute bedarf es eines ziemlich erhöhten Standpunktes, um den ganzen Komplex dieses Fabriksetablissements überschauen zu können, welches in seiner Einrichtung anerkannt mustergiltig, an Umfang kaum von irgend einer Spinnerei des Inlandes übertroffen wird, jedenfalls aber bis jetzt unerreicht dasteht, wenn man die, eine halbe Stunde davon entfernte, 10 Jahre später in Betrieb gestetzte Filialspinnerei in Haratitz vereinigt mit ihr sich denkt und wenn man die, in Mitte der beiden Fabriken gelegene, grosse Haratitzer Kunstmühle, als einen gewissermassen integrirenden Theil des riesigen Swarower Spinnereietablissements [10]) betrachtet, da diese im Jahre 1858 nach amerikanischem Systeme eingerichtete Mahlmühle, in Verbindung mit einer Brodbäckerei, bestimmt ist, den vollen Bedarf an Brod für die Liebieg'schen Fabriksarbeiter in Reichenberg, Swarow, Haratitz und Eisenbrod in vorzüglicher Qualität und zu einem billigeren, als dem Bäckerpreise, zu liefern.

Eine trefflich konstruirte, auf Kosten des Fabriksbesitzers hergestellte und erhaltene Halbchaussée führt als Abzweigung der Riesengebirgsstrasse in kaum 10 Minuten von Tannwald nach Swarow und von da, in einem lieblichen, von malerischen Felsenpartien und netten Arbeiterhäusern umrahmten Thale fort, dessen Sohle in der grössten Breite etwa 150 Klafter beträgt, bei der genannten Mühle vorbei in einer kleinen halben Stunde zur Spinnerei nach Haratitz, nachdem auf dieser

kurzen Strecke sechs, gleichfalls in eigener Regie erbaute und konservirte Brücken passirt werden müssen.

Heute vermittelt die vor kurzem vollendete Tannwald-Eisenbroder Bezirksstrasse die Kommunikation beider Etablissements mit den Bahnhöfen zu Reichenberg und Eisenbrod. Und gar bald wird diese Vermittlung dem schnaubenden Dampfrosse zugefallen sein.

Die Leitung der genannten drei Etablissements war, von ihrer Entstehung angefangen, einem Manne anvertraut, der seine Lehrjahre bei Johann Liebieg durchgemacht und sich treubewährt hat als ordnungsliebender, geschäftskundiger und besonnener, die Interessen des Hauses als seine eigenen betrachtender Diener des, ihn stets werth haltenden Chefs. Wenzl Palme hat seinem Posten 25 Jahre lang mit Auszeichnung vorgestanden, bis ein mit den letzen Tagen Liebieg's zusammenfallendes Ereigniss, eine mit Gewaltthätigkeiten verbundene, das Pflichtgefühl Palme's tief verletzende Renitenz aufgehetzter Arbeiter nämlich, der Firma Veranlassung gab, ihm einen seinen Wünschen entsprechenderen Wirkungskreis zuzuweisen.

## VIII.

## AUS DER JUNGGESELLENZEIT.

In raschen Jahren geht's wohl an,
So um und um, frei durch die Welt zu streifen;
Allein es kommt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz allein zum Grabe schleifen,
Das hat noch Keinem wohl gethan.

Goethe.

Gejagt von den Erfolgen einer Geschäftsunternehmung, bei der es sich nun nicht mehr um die knappe Existenz des Einzelnen, sondern bereits um das Geschick zahlreicher Familien, ja um den Uebergang umfangreicher Bezirke, mit einer armen, vom unfruchtbaren Boden nur höchst kümmerlich ernährten Be-

völkerung in, vom regsten Verkehre belebte, unter den Fortschritten der Kultur erblühende Gegenden handelte, haben wir einen Zeitraum von mehr als 30 Jahren durcheilt und dabei fast das Individuum aus den Augen verloren, dessen Sorgen und Mühen, Denken und Trachten, Sinnen und Wagen, Arbeiten und Schaffen diese Umwandlung zu danken war. Wir haben über den riesigen Bauwerken, deren Zinnen schon aus weiter Ferne sichtbar werden, des bescheidenen Kämmerleins des Bauherrn vergessen, in welchem er mitten unter Rissen und Plänen, Modellen und Entwürfen der Ausführung seiner Werke lebte. Wir müssen zurückkehren, um den Mann in seinem prunklosen Wirken zu belauschen. In dem bewegten Raume eines kleinen, „Contor" überschriebenen Zimmerchens der, so eben im Besitz der beiden Brüder übergegangenen Fabrik, sass der Aeltere derselben mit Führung der Bücher und Richtigstellung der Rechnungen beschäftigt, während der Jüngere, dem das erlernte „Métier" jetzt trefflich zu statten kam, die Fabrikation leitete, und den Vertrieb der Waaren besorgte, die Jahrmärkte „bezog" und den Richtungen nachging, welche die Mode dem Bedarfe und Letzterer der Bedeckung desselben vorzeichnete.

Der gemeinschaftliche Haushalt der Brüder sollte aber bald ein Ende erreichen. Franz verheirathete sich, kaufte nicht lange darauf das Haus No. 4 am „Altstädter Ring" in Reichenberg, wohin er auch seine Wohnung verlegte, und konnte in der Folge auch dem Verlangen nicht widerstehen, den Schnittwaarenhandel, dem er, als gelernter Kaufmann, immer mehr Neigung zugewendet, als dem mühevollen und sorgenschweren Fabrikswesen, für alleinige Rechnung wieder aufzunehmen. Und es gewann dieser, seit langem schon gehegte Lieblingsgedanke nun um so mehr die Oberhand, als ihm sein neuer Besitzstand eine passende Gelegenheit hierfür darbot und er dadurch auch den Wünschen seiner jungen Gattin zu entsprechen vermochte.

Die Brüder trennten sich daher und Johann sah sich nun in den Fall der Nothwendigkeit versetzt, auf die Gewinnung eines Gehilfen für das Fabriksgeschäft bedacht zu sein, der sich auch befähigt gezeigt hätte, den kaufmännischen Theil desselben zu übernehmen.

In der Person eines, in einem Kaufmannsgeschäfte in Jägerndorf konditionirenden jungen Mannes, Namens Wenzl Dworzak, wurde ein solcher auch bald gefunden. Tüchtige merkantilische Kenntnisse und ein, dem Geschäfte sehr zuträgliches, höchst liebenswürdiges und coulantes Benehmen, den Kunden gegenüber, gewann ihm gar bald das volle Vertrauen Liebieg's, welcher sofort erkannte, dass in diesen vorzüglichen Eigenschaften ein Kapital stecke, das materielle weit überwiegend, über welches Dworzak zu verfügen hatte. Er erhob ihn daher nach kurzer, glänzend bestandener Probezeit zum Associé des, nunmehr unter der Firma „Johann Liebieg & Comp." geführten Geschäftes. Nicht lange darauf, im Jahre 1832, umarmte er den bewährten Compagnon, der sich mittlerweile der Schwester Pauline genähert hatte, auch als Schwager.

War bislang der Absatz der Fabrikserzeugnisse in Wien und auf den von dort aus versorgten Märkten zu Brünn, Linz und Pest durch Kommissionäre vermittelt worden, so verlangte der, immer umfänglicher sich gestaltende die Eröffnung einer eigenen ständigen Niederlage in der Residenz dringend. Für deren Leitung ward der gewandte Dworzak ausersehen. Seine Uebersiedlung nach Wien mit Frau und Kind hing damit zusammen.

In der Zwischenzeit mag wohl nicht selten auch der Wunsch in dem, nun wieder vereinsamt dastehenden jungen Fabriksherrn rege geworden sein, dem Beispiele des Bruders zu folgen und eine Frau heimzuführen an den häuslichen Herd. Wäre dies aber auch nicht der Fall gewesen, so wurde er wenigstens durch verschiedene Andeutungen daran erinnert, dass es so

manche Mutter gäbe, die sich mit dem Gedanken beschäftige, eine heirathsfähige Tochter hier ganz anständig an Mann zu bringen. Auch wollte man schon bemerkt haben, dass Herr Johann häufig an Sonntagen Ausflüge in benachbarte Ortschaften unternahm, und war durchaus nicht davon abzubringen, dass es nur als Vorwand seinerseits betrachtet werden müsse, hin und wieder an einem Tanzvergnügen in der Umgegend theilzunehmen, denn eigentlich handle es sich ja doch nur um Heirathsprojekte.

Eine dieser Brautfahrten, wenn es ja eine solche gewesen sein sollte, denn die Geschichte schweigt darüber, war ihm jedoch so theuer zu stehen gekommen, dass es ihm hätte für lange, wo nicht für immer die Lust benehmen müssen, auf diesem Wege dem Himmel vorzugreifen, der es nun einmal als ein angestammtes Vorrecht betrachtet, Ehen zu schliessen.

So kalt und berechnend Johann im Geschäfte war, so streng und gemessen seine Haltung gegenüber seinen Bediensteten und Arbeitern erschien, so wortkarg und trocken er im Verkehre mit den Geschäftsfreunden sich benahm und so „kurz angebunden" und wenig entgegenkommend ihn solche Kunden fanden, welche mit unbilligen, sein Interesse beeinträchtigenden Ansprüchen an ihn herantraten, so heiter und geistesfrisch erschien er des Abends, nach des Tages Müh' und Lasten im Kreise seiner Freunde und Bekannten, so empfänglich war er für die Eindrücke, welche eine schöne Gegend und der Aufenthalt in der belebten und belebenden Natur im Gemüthe des Menschen zurücklassen, so jugendkräftig und muthwillig bewegte er sich auf Tanzböden und auf Hochzeiten.

Die Sonntagsvormittage blieben ausnahmslos, wenn er nicht auf Reisen war, denjenigen Fabriksangelegenheiten vorbehalten, die sich während der allgemeinen Arbeitszeit nicht gut abthun liessen. Dann aber Nachmittags einen Weg von vier Stunden zu Fusse zurückzu-

legen, um die Nacht durchzutanzen und am Montag früh, schon lange vor dem Glockenzeichen, der Erste wieder in der Fabrik zu sein, wirkte weder abspannend auf den robusten jungen Mann, noch liess es auch nur ein einziges Mal den Gedanken in ihm aufkommen, sich aus Anlass solcher Ausflüge, obwol es seine Mittel mehr als erlaubt hätten, einer Kutsche zu bedienen. Aus Vorliebe Fussgänger, wie er war, fand er im selbständigen Durchwandern einer schönen Gegend, in einer beliebig verfolgten Richtung des Weges den vorzüglicheren Genuss und gönnte daher seinen beiden Gäulen von ganzem Herzen die Sonntagsruhe.

Der letzte Geigenstrich war verklungen; der Tag blickte mit halbgeschlossenen Augen zu den Fenstern des Tanzsaales herein, von dessen Decke ein Glasluster mit theils herabgebrannten, theils im Verlöschen begriffenen, qualmenden Talgkerzen herabhing; die leeren Krüge und Gläser auf den Tischen; die leeren Bänke hinter denselben; das schläfrige Gesicht des Wirthes, alles das mahnte die letzten Zecher zum Aufbruche. Herr Johann war aber bereits lange auf dem Heimwege. Er musste rasch ausschreiten, wollte er, wie immer, am Platze sein, bevor das Geklapper der Webstühle und das Geschwirre der Spulräder begann. Er mochte etwa eine Stunde gegangen sein, als seine Uhr auf fünf zeigte. Er befand sich erst auf dem sanft abfallenden Wege zwischen „Olbersdorf" und „Mühlscheibe". Die Vögel zwitscherten ihr Morgenlied; die Natur kündigte ihr Erwachen durch das bekannte Säuseln in den Zweigen der Bäume, das Summen der Käfer, den luftigen Tanz der Mückenschwärme und durch jenes Knistern, Wehen, Zirpen und Rascheln an, wie es den Sonnenaufgang zu begleiten pflegt. Johann verdoppelte seine Schritte. Er hatte noch einen Weg von zwei Stunden vor sich, und er wollte doch noch ein erquickendes Bad nehmen und die Kleider wechseln, bevor er mit Schlag 7 Uhr — an Montagen begann die

Arbeitszeit um eine Stunde später — der zum Gitterthore hereinströmenden Arbeiterschaar in eigener Person das Vorbild der Pünktlichkeit und Pflichttreue zu liefern vermochte.

Da vernahm er hinter sich das immer näher kommende Geräusch von knarrenden Rädern im trockenen Sande und gleichzeitig den müden Tritt eines Pferdes, und nicht lange, so hatte ihn das, im Hundetrabe fortbewegte Fuhrwerk eingeholt und hielt auch schon in dem Augenblicke, wo er sich darnach umsah, an seiner Seite. Unter Einem erging aber auch eine, im freundlichen Tone vorgebrachte Aufforderung an unsern Wanderer. „Wollen Sie nicht mitfahren, Herr Johann?“ lautete der Zuruf, „wir haben Beide hier heroben Platz, und schlecht gefahren ist am Ende noch immer besser, als schlecht gegangen. Sitzen Sie nur auf, Herr Johann!“

Diese Einladung kam aus dem Munde eines allein auf dem Wagen sitzenden und sich selbst kutschirenden Mannes. Der Angeredete warf vorerst unwillkürlich einen Blick auf die Mähre, welche die Betrübniss über die, in Aussicht gestellte Vermehrung ihrer Last durch ein sichtbares Zucken der krummen Vorderbeine an den Tag legen zu wollen schien, und dann erst auf den Mann, in dessen Zügen er die Erklärung für die so vertraulich klingende Ansprache vergeblich zu lesen trachtete. Er vermochte sich nicht zu erinnern, diesem Gesichte jemals begegnet zu sein, das übrigens einem Kriminalbeamten hätte trefflich als Studie dienen können. Dass ihn der Fremde trotzdem beim Namen nannte, war nicht auffällig. Wer kannte „Liebiegen“ nicht? An rauhe, von Sonne und Wetter gebräunte Physiognomien gewöhnt, verscheuchte die Freundlichkeit der Einladung jeden Anflug von Misstrauen.

Ohne längeres Besinnen, als erforderlich war, zu berechnen, dass er auf diese Art eine halbe Stunde seiner kostbaren Zeit ersparen könne, nahm Johann den Antrag an und sass auch im selben Momente

schon an der Seite des Unbekannten auf der, mit einem Lederkissen bedeckten Kiste, welche so ziemlich den kleinen, mit einer Plache bedeckten Leiterwagen ausfüllte.

Die Unterhaltung der beiden Männer war eine einsilbige, bald verstummte. Der Eine schien seine volle Aufmerksamkeit auf die Löcher und Holpern der elenden Strasse zu richten, auf der er in sehr gemässigtem Tempo dahin fuhr — die Friedländerchaussée war damals noch nicht vollendet — wobei er den Kopf bald nach links und bald nach rechts wendete. Den Andern überkam infolge des Rüttelns und unter dem Einflusse der, die etwas müden Augen fächelnden Morgenluft ein leichter Schlummer, der allmählig in einen, seine Glieder gefangen nehmenden, festen Schlaf überging.

Das plötzliche Stillestehen des Fuhrwerks, das Gemurmel von mehreren Stimmen, etwas wie ein Ruf und eine Drohung und gleich darauf ein Knall, dem einer Büchse ähnlich, unterbrach die Betäubung, welche die Sinne des Schläfers äussern Eindrücken entzogen gehalten. Er schlug die Augen auf. Der Sitz neben ihm war leer. Hingegen standen zu beiden Seiten des Gespannes vier Grenzsoldaten mit blitzenden Gewehren, während ein fünfter das gänzlich überflüssige Geschäft übernommen hatte, dass Ausreissen des alten Gauls zu verhindern.

Die Sache wurde dem sofort zum völligen Bewusstsein Zurückgekehrten bald nur zu klar. Er war der Einladung eines Schmugglers gefolgt, dem es darum zu thun sein musste, Jemanden unterwegs zu finden, mit dem sich im Falle einer gefällsämtlichen Saisirung die Grenzwächter beschäftigen könnten, während ihm selbst Gelegenheit geboten wäre, zu entrinnen und so mindestens seine Person zu retten. Die Kiste, auf welcher Liebieg sitzend, den Schlaf des Gerechten geschlafen, war mit Kontreband angefüllt. Ihr Werth war durch die Schmuggler-Assekuranz-Prämie (ein von einer organisirten Schwärzerbande gegründeter

Fonds leistete bei allfälligen Konfiskationen vollständige Entschädigung) hinlänglich gedeckt. Der Verlust von Mähre und Wagen war leicht zu verschmerzen. Da war nun gut betheuern, dass ihn ja die ganze Geschichte gar nichts angehe, da hatte er gut erzählen, wie und auf was für Art er mit dem Menschen bekannt geworden sei, der noch zu rechter Zeit, während der Andere fest schlief, die Annäherung der Zollwächter bemerkt und das Weite gesucht hatte; da half keine Vorstellung und kein Bitten, das Wachkommando wies auf das Gesetz, welches den zum Defraudanten stempelt, der im Besitze der geschmuggelten Waare betreten wird, ob sie nun sein Eigenthum ist oder nicht, und dass Liebieg faktisch im Besitz der Kiste war, insofern er darauf sass, konnte er ja selbst nicht bestreiten.

Es blieb somit nichts Anderes übrig, als sich den Umständen und der bewaffneten Macht zu fügen, welche der ihr gebührende Apprehendentenantheil nur um so pflichtgetreuer und unerbittlicher, und gegen jeden Versuch einer Rührung unempfindlich machte. Am peinlichsten musste für den, zum Gefangenen Erklärten die bevorstehende Eskortirung seiner Person sammt dem erbärmlichen Gespanne durch die Grenzwache zur „Zolllegstätte" in Reichenberg sein, wo das Verhör und die Aufnahme des „Protokolls" über den Vorfall stattzufinden hatte. Man denke nur, wie geeignet die Morgenstunden eines Werkeltages, an welchem noch dazu Wochenmarkt abgehalten wurde, für die Verbreitung und gehörige Ausschmückung der Neuigkeit war, dass man Herrn Johann Liebieg zu Wagen unter Bedeckung aufs Amt gebracht, und dass eine Falschmünzerbande entdeckt worden und er der Hauptmann derselben sei, und dass sich nun der Reichthum des „Braunauers" und das viele Geld, das er habe, leicht erklären lasse, und was des Unsinns mehr war.

Eine Nachsicht oder ein Vermeiden dieser Prozedur zu erlangen, war gleichfalls fruchtlos. Er musste sich

in das Unvermeidliche fügen. Auf dem Amte machte man grosse Augen. Die Freude, dem so schnell emporgekommenen jungen Fabrikanten einen Klapps zu versetzen, dessen Spuren er sein Lebelang nicht wieder zu vertilgen im Stande sein werde, las man auf dem Gesichte des Untersuchungsrichters nicht minder deutlich, als in den höhnischen Mienen der Zolloffizianten bis zum Amtsdiener hinab. Nur mit Mühe entging er einer schmählichen Haft. Die Verhandlung nahm inzwischen ihren vorschriftsmässigen Gang. Das Urtheil lautete auf Konfiskation der Waare, über deren Ursprung Liebieg eben so wenig Bescheid wusste, wie über die Erschaffung der Welt, und auf eine Geldstrafe von 4000 Gulden, eventuell Arrest von 800 Tagen i. e. 2 Jahre, 2 Monate und 10 Tage, dann Ersatz der Kosten. Dieses Urtheil wurde in zweiter Instanz bestätigt, in dritter um eine Kleinigkeit gemildert. Der Prozess hatte drei Jahre gedauert.

Nicht die Einleitung des letztern war es, die Johann Liebieg tief erbitterte. Die Art und Weise der Durchführung der Verhandlung, dass Gehässige, was aus den Einvernehmungen der Parteien durchblickte, der Hohn, der seinen Verantwortungen entgegengebracht wurde, das so anschaulich illustrirte System der österreichischen Bureaukratie, Jeden in so lange für einen Spitzbuben zu halten, als er nicht den unwiderlegbaren Beweis geliefert habe, dass er ein ehrlicher Mann sei; das war es, was ihm eine Zeit lang alle Lust benahm, einem Lande seine materiellen und geistigen Kräfte zum Opfer zu bringen, wo der Name „Emporkömmling" als Beschimpfung gilt, während diese Eigenschaft jenseit des Ozeans zu den höchsten Ehrenstellen leitet. Hätte ihn nicht bald nach dieser Begebenheit ein anderes Ereigniss an sein Besitzthum in Reichenberg gefesselt, welches ihm dasselbe sogar noch doppelt lieb gemacht, wer weiss, ob es nicht zur Ausführung seines, in der ersten Entrüstung gefassten Vorsatzes gekommen wäre,

Alles, was er besass, zu Gelde zu machen, und in der neuen Welt sein Glück zu suchen.

Aber auch in anderer Beziehung war dieser odiose Vorfall von den unangenehmsten Folgen für Liebieg. Das zollgefällsämtliche Urtheil brandmarkte ihn zum Schmuggler. Die gesammten k. k. Behörden nahmen hievon pflichtschuldigst Akt, und die öffentliche Meinung übernahm die Rolle des gedankenlosen süssen Pöbels.

Richard Lenoir, der Marschall der Cotton-Weberei und Druckerei zur Zeit des Konsulats und des Kaiserreiches, ein Mann der Arbeit und des erfinderischen Geistes, den Frankreich durch Denkmäler verherrlichte, dessen Angedenken Napoleon III. die Ehre erwies, dass er einen neuen Boulevard, welcher „Reine Hortense", also nach dem Namen seiner Mutter genannt werden sollte, „Boulevard Lenoir" taufen liess; dieser Richard Lenoir war seines Handwerks ursprünglich ein Schmuggler, und die gestohlenen Tauben seines Grundherrn haben den Grundstock zu dem riesig angewachsenen Vermögen Lenoir's gelegt.

Uebrigens scheint uns diese zu Gunsten Liebieg's aufgestellte Parallele, wie wir sie in irgend einem Blatte lasen, nicht recht am Platze. Liebieg war nie Schmuggler. Nur die Verleumdung und der giftige Zahn des Neides nagten so lange an der Hülle, welche die Grundursache seines grossen Vermögens barg, bis es gelang, den Verdacht, als rühre dasselbe von zollfrei über die Grenze gebrachten Waaren her, zu Tage zu fördern. Liebieg hatte derlei Wagnisse niemals nöthig. Er, der Fachmann par excellence, bedurfte bei seinem ausgesprochenen Talente, ausländische Erzeugnisse durch Verpflanzung auf heimischen Boden auszubeuten, dieser Experimente nicht, er konnte auf die Ehre verzichten, den Kommissionär englischer oder französischer Fabrikanten abzugeben. Hätte er sich dadurch bereichern können oder wollen, so wären die zahllosen Werkstätten,

die er errichtet und erbaut, die Tausende von Menschen, die er zu Fleiss und Erwerbsthätigkeit herangezogen, dem Geschicke verfallen geblieben, obdachlose Bettler zu sein.

Doch genug hierüber. Das Nebelbild, das wahrlich nicht das düsterste im Leben dieses hervorragenden Mannes gewesen, mag nunmehr heitereren Farbentönen weichen.

Die Geschäftsverbindungen, welche damals Liebieg noch mit der gewerbfleissigen und industriereichen Warnsdorfer Gegend unterhielt, führten ihn wiederholt auch nach dem Städtchen St. Georgenthal, wo Cottondruckerei und Velvetfabrikation im bemerkbaren Aufschwunge begriffen waren und namentlich das Haus Münzberg eines bereits weit verbreiteten Rufes genoss.

Die Brüder Anton und Alois Münzberg kamen durch den Tod ihres Vaters in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens, welches dem Einen den Aufenthalt in Wien und dem Andern jenen, in seinem Geburtsort St. Georgenthal anwies. Sie besassen aber ausserdem auch eine Stiefschwester, welche im Kindesalter die Mutter und als Mädchen von 12 Jahren den Vater verloren hatte. Die beiden Brüder theilten sich auch in diese Erbschaft, indem Anton das Kind zu sich nach Wien nahm und es sorgfältig erziehen liess, Alois aber, als es zur Jungfrau herangewachsen war, für deren Zukunft in Georgenthal Sorge tragen zu wollen erklärte. Um dieser Sorge willen bedurfte es übrigens nicht vielen Kopfzerbrechens. Der Zufall nahm sie ihm ab, indem er Johann Liebieg ins Haus führte, Gefallen an Marie finden liess, eine Neigung auch ihrerseits zum Keimen brachte und es bewirkte, dass nach wenigen Wochen schon der, bereits in der ganzen Gegend als tüchtiger Geschäftsmann bekannte Reichenberger Fabrikant in blankgewichsten Stulpenstiefeln und hellgelben Tricots, im blauen Frack mit goldenen Knöpfen, das blendend weisse Battistjabot mit einem funkelnden Solitär

geziert, vor die Erwählte trat und sich ihres Jawortes und der Zustimmung des brüderlichen Vormundes versicherte. Im August 1832 führte er sie zum Altare.

Was Johann Liebieg von dem Augenblicke an, wo er dem Tuchwebstuhle Valet gesagt, bis nunzu errungen und geschaffen, war seines Fleisses, seiner Strebsamkeit, seiner Sparsamkeit und seiner glücklichen natürlichen Anlagen ungetheiltes Verdienst. Er war dabei sein eigener Lehrmeister. Das Schiff, in welchem er in die hohe See des Lebens stach, sowie der schützende Hafen, in welchen er einlief, beide hatte er mit eigener Hand erbaut. Niemand hatte ihm dabei geholfen. Mit dem Tage, wo die mit dem ganzen Liebreiz der Seele und des Körpers geschmückte junge Frau sein Haus betrat, gesellte sich ihm ungerufen ein Gehülfe bei, der sich nicht verdingen und nicht entlohnen lässt und der die staunenerregendsten Arbeiten verrichtete, ohne Geheiss und ohne Anweisung, nämlich das Glück.

Diesen geheimnissvollen Gehülfen an der Seite, errang seine geschäftliche Thätigkeit die glänzendsten Erfolge. Die Verwandtschaft mit der angesehenen Familie Münzberg konnte auch nicht verfehlen, den bereits erworbenen Kredit noch mehr zu befestigen, der überraschend schnellen Ausdehnung seiner Fabriksunternehmungen die geeignete Folie zu geben und infolge dessen den Namen Liebieg, der im Inlande schon einen weitreichenden Klang erlangt, auch im Auslande gekannt und mit Achtung genannt zu machen. Schon zählte er die Chefs ansehnlicher Leipziger Firmen, wie beispielsweise Thärigen, Küstner und Andere zu seinen persönlichen Freunden, schon erklärten es wohlklingende Namen in Preussen, wie Kramsta, Reichenheim, Rammelberg, für eine Ehre, mit dem Hause Johann Liebieg & Comp. in Geschäftsverbindung zu treten. Die Gründer des alten Londoner Hauses, Schunk, Souchay & Comp. mit seinen Filialen in Manchester, Bradford, Alexandrien, Genua, Leipzig, Berlin etc. wusste sich

Liebieg aber bereits während seines ersten Aufenthaltes in England zu Freunden zu machen. Sie versorgten ihn von Anbeginn des Reichenberger Geschäftes kommissionsweise mit roher Baumwolle und Kammgarnen und unterhielten mit ihm fortwährend einen lebhaften Bank- und Waarenverkehr, ohne dass im Laufe von 40 Jahren bis zum heutigen Tage die Verbindung der beiden Häuser eine Lockerung erfahren hätte. Namentlich Johann Daniel Souchay, der unlängst in Dresden verstorbene Chef der erwähnten Firma war es, der dem hochgeschätzten Geschäftsfreunde noch während dessen letzten Lebenstagen sprechende Beweise ehrendster Theilnahme und Anhänglichkeit lieferte.

## IX.

## GLEICHGESTIMMTE SEELEN.

Umarmt Euch! mehr als Brüder sind,
Die Einem Gedanken ergeben.
Niccolini.

Auf die städtischen Verhältnisse war es inzwischen Johann Liebieg zu Anfang der Vierziger-Jahre freilich noch nicht gegönnt, unmittelbar einen grösseren Einfluss zu üben, da er bei dem Umstande, wo sein Besitzstand in der, dem Herrschaftsverbande angehörigen „Christianstadt" lag von der Berufung, in Kommunalangelegenheiten Reichenbergs mitzurathen und mitzuthaten de facto et jure ausgeschlossen war. Indessen hatte sein organisatorisches Talent schon zu viele Proben der Tüchtigkeit abgelegt, und zu viele vernehmlich sprechende Erfolge aufzuweisen, um dasselbe, wie von so mancher Seite vielleicht nicht ungern gesehen worden wäre, vornehm zu ignoriren, oder seine Ansicht, wo es galt, gemeinnützige Institutionen ins Leben zu rufen, ganz ausser Beachtung zu lassen.

Karl Herzig, der Chef der Baumwollwaaren-Fabriks-

Firma „Josef Herzig & Söhne", ein Mann voll regen Geistes und hoher Verdienste um das Gemeinwesen der Stadt, der sich eine Popularität zu erwerben wusste, wie es nach ihm Niemandem mehr gelungen ist, war vielleicht der Einzige in Reichenberg, der Johann Liebieg's Genie zu würdigen, die Ausbeutungsfähigkeit dieser enormen Kraft zu Gunsten der Kommune zu erkennen, die unendlichen Vortheile herauszufühlen vermochte, die dem Gemeindewesen aus einem freundlichen Einvernehmen mit demselben und aus einem verbindlichen Entgegenkommen erwachsen müssten. Anderseits schätzte aber auch wieder Liebieg die eminenten Eigenschaften des auf der Höhe der Zeit stehenden, rührigen Geschäftsmannes nicht gering, und so war eine Annäherung der Beiden, welche in der Folge in ein, auf wahre Achtung gegründetes Freundschaftsverhältniss überging, vollkommen erklärlich. Liebieg drückte nicht selten sein Erstaunen über die zähe Ausdauer des Freundes aus, mit der er es fertig brachte, Tag für Tag von früh 10 Uhr an, bis spät in die Nacht hinein in den verschiedenen Stammkneipen seiner Mitbürger, wie „im egyptischen Josef", beim „Rothen", bei „Spitzka" oder im „Schiesshause", bei „Fousek" oder „Hölzel" die Gelegenheit zu erlauern, seine, zumeist auf Verbesserung im städtischen Haushalte, auf Weckung industrieller Bestrebungen oder auf Gründung humanitärer Anstalten abzielenden Pläne und Projekte den dort sich versammelnden „Grossen" plausibel zu machen; hier einem Bedenken entgegenzutreten, dort einen Zweifel zu beschwichtigen, hier die krampfhaft den Geldbeutel umklammernden Finger zu lösen, dort ein sich breit machendes Sonderinteresse auf die möglichst kleinste Potenz zu reduziren, hier der Eitelkeit zu schmeicheln und dort der barschen Ignoranz den Daumen auf's Auge zu drücken. Handelte es sich aber um Institutionen von grösserer Tragweite, wo es darauf ankam, an deren Spitze einen gewichtigen Namen zu stellen, den

„nervum rerum" spielen zu lassen, da holte sich Herzig stets Succurs im Josefinenthale bei Liebieg, dann wurden immer der Hebel zwei angesetzt: einerseits Schlauheit, Ueberredungskunst und Beharrlichkeit, anderseits die Macht materieller Hülfsquellen und die Autorität. So gründeten die Beiden mit vereinten Kräften den Gewerbeverein, den Kohlenbauverein und den wechselseitigen Brandschadenversicherungsverein für Mühlen und Fabriken, so förderten sie die Errichtung eines bürgerlichen Hospitals und den kostspieligen und gelungenen Bau desselben[11]), so brachten sie die Idee der Errichtung einer Weberschule, die sich nach der Hand so tief eingreifend in die Reorganisation des Tuchmachergewerbes und dessen heilsamer Entwicklung erwies, zum Keimen, so unterliessen sie es nicht, fort und fort die Nothwendigkeit der Errichtung einer „Fach- und Handelsschule" und der Pflege der gewerblichen Fortbildung zu befürworten, so wurde unablässig dahin zu wirken gesucht, durch Gründung einer Sparkasse gleichzeitig ein Geldinstitut zu schaffen, welches ein Haupterforderniss zur Hebung des Gewerbfleisses, die erleichterte Geldcirkulation nämlich, in sich trüge. Dass beide Männer mit allen ihnen damals zu Gebote stehenden Waffen, gegen die, von einigen unpraktischen Doktrinären gepredigte Nothwendigkeit einer Umwandlung der bisherigen österreichischen Zollpolitik vom Standpunkte des Selbsterhaltungstriebes nicht allein, sondern auch von jenem der Besorgniss um die Existenz der riesig angeschwollenen Arbeiterbevölkerung anzukämpfen strebten, war selbstverständlich. Was damals im Wege der theils geknebelten, theils abhängigen Presse durchzusetzen unmöglich war, wurde mittels wiederholter Petitionen und Deputationen zu erreichen versucht, deren Letztere stets von Karl Herzig und Johann Liebieg geführt wurden und welche in diesen Beiden desto eifrigere und eindringlichere Sprecher und Vertreter an geeigneter Stelle fanden, als Ersterer

als Reichstagsabgeordneter, Letzterer aber als Delegirter der österreichischen Regierung bei dem volkswirthschaftlichen Ausschusse in Frankfurt a. M. die Berechtigung mit sich brachten, in derlei Dingen ihre Stimme zu erheben und als Fachmänner wol auch die glaubwürdigsten Experten waren. „Sehen Sie sich die Schweizer und Belgier an", bemerkte einmal gelegentlich einer solchen Deputation gegen Liebieg gewendet, der als Sektionschef im Finanzministerium verstorbene Baron Hock, einer der enragirtesten Freihändler; „die bedürfen keiner Schutzzölle." — „Geben Sie uns Zustände, wie die der Schweizer und Belgier, Herr Hofrath", entgegnete Liebieg kurz und schlagend, „und wir wollen uns den Versuch mit gemässigten Schutzzöllen gerne gefallen lassen."

Weniger unzugänglich als Hock und andere junge volkswirthschaftliche Theoretiker zeigten sich die Minister Kolowrat und Kübek den Vorstellungen, wie gefährlich ein solches Experiment für die aufkeimende einheimische Industrie sein würde. Dass die Gefahr für sie damals noch glücklich vorüberging, war vorzugsweise nur den zahlreichen, mit den überzeugendsten Argumenten ausgestatteten Denkschriften zu verdanken, die auf Veranlassung Liebieg's in die Welt geschickt worden sind.

Johann Liebieg wusste nicht gerade viel Bescheid in der schönen Literatur. Erziehung, Beruf und Naturell hielten ihn abseits von der idealistischen Richtung, wenn er auch nichts weniger als unempfänglich war für die Schöpfungen der bildenden Kunst, der Poesie und der Musik. Hingegen zählten Werke, welche Länder- und Völkerkunde oder Nationalökonomie behandelten, zu seiner Lieblingslektüre und darunter befanden sich namentlich zwei, mit denen er eine Art geistigen Kultus trieb: die Schriften Friedrich List's und das von Josef Meyer in Hildburghausen herausgegebene „Universum". Was den Hildburghauser Buchhändler Meyer anbelangt, so

war das so recht ein Charakter nach Liebieg's Geschmack. Ruhelos und unternehmungslustig, freisinnig und geradeheraus, scharf und rücksichtslos, wo es galt, Verrottetes in Kirche und Staat als schlecht zu bezeichnen, auf die Erbärmlichkeiten der Welt Spott und Hohn auszugiessen, die Prärogative der Priester- und Beamten-Hierarchie zu geisseln und dem Gottesgnadenthum und der Säbelherrschaft mit dem Stolze des freien Mannes entgegenzutreten. Meyer's „Universum" war Liebieg's Brevier, in welchem er Erholung und Erbauung fand; Friedrich List's „Nationales System der politischen Oekonomie" aber sein Gesetzbuch.

„Die grosse theoretische Bedeutung List's", bemerkt Prof. Dr. Roscher in seiner Broschüre „Zur Gründungsgeschichte des Zollvereins" treffend, „kann nur verstanden werden auf Grund seiner noch viel grösseren praktischen Bedeutung. Für die Menge der wichtigsten praktischen Staats- und Wirthschaftsfragen unserer Zeit ist er geradezu Prophet: freilich auch mit jener tragischen Lebensfärbung, welche vom Prophetenberufe unzertrennlich zu sein pflegt". Welche Vorurtheile waren zu bekämpfen, als List mit seiner kleinen Schrift „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden" auftrat. Da schrie man, dass es in Deutschland wegen Bodentheuerung und Kapitalmangels gar nicht möglich sei, Eisenbahnen zu bauen; dass sie jedenfalls der Staatskasse, der öffentlichen Sicherheit (durch Explosion, Ueberfahren u. s. w.) schaden würden u. dgl. m. Bekanntlich hat es aber nur wenige Jahre gebraucht, um ein ganzes deutsches Eisenbahnnetz zu vollenden, während damals die grosse Mehrzahl Urtheilender von Schwindelei redete.

„Beinahe Alles, was List für Deutschland erstrebte, hat sich noch vor seinem Tode ganz oder zum Theil verwirklicht, freilich ohne dass er selbst dieses Erlebens

24749

recht froh geworden wäre: so die Abschwächung des Feudalismus und der Bureaukratie, die Zunahme des gewerbfleissigen Mittelstandes, die Macht der öffentlichen Meinung, zumal der Presse, das Nationalbewusstsein der Deutschen nach Innen, wie nach Aussen, speziell gehoben durch den Zollverein und das Eisenbahnsystem, endlich noch die Erhebung der Staatswirthschaftslehre oder Nationalökonomie zu einer wahrhaft politischen und nationalen Wirthschaftslehre.

List war in der That ein gewaltiger Agitator. Er hatte den Muth, was die Hauptbedingung des Erfolges auf diesem Gebiete ist, an eine grosse Nationalzukunft zu glauben und in diesem Glauben vorwärts zu schreiten. List schwärmte für die emporsteigende Geld- und Fabrikaristokratie, obwol sein, in so vieler Hinsicht prophetischer Geist auch die neueren Fortschritte des Associationswesens und namentlich die Betheiligung von Arbeiter-Aktionären bei den grossen Fabriken schon 1839 dunkel geahnt hat. Jetzt, wo Fabrik und Maschine immer mehr die Haus- und Handarbeit überwiegen, wo der Transport immer wohlfeiler, die Mode universaler wird, jetzt würde bei völliger Handelsfreiheit der gewerbliche Vorsprung, den z. B. England schon hat, immer grösser werden, bis dieser Staat schliesslich die Manufaktur- und Handelsstadt der Welt, alle übrigen Staaten gleichsam das dazu gehörige platte Land würden. Dies zu Gunsten der minder entwickelten Völker zu verhüten, ist die Aufgabe des Schutzsystems, das mit niedern Zöllen beginnen mag, um die Konsumenten nicht durch plötzliches Abschneiden der gewohnten Zufuhr in Verlegenheit zu setzen, das nachher aber seine Zölle in einem vorausbestimmten Verhältnisse so weit steigern muss, wie es der Zweck, Erziehung einer Gewerbekraft, fordert und das zuletzt nach Erreichung dieses Zweckes zur Handelsfreiheit zurückkehrt. Hiernach betrachtet auch List die Handelsfreiheit als Regel, nur allerdings mit einer grossen, auf den mittleren

Kulturstufen regelmässigen Ausnahme. Für ganz rohe Völker, die erst auf die Vorstufen des Gewerbfleisses gehoben werden sollen, ist der freie Handel mit dem höher kultivirten Auslande, das ihnen als Lehrmeister dient, am besten geeignet. Dasselbe gilt natürlich von solchen Völkern, die so wie so keine Aussicht haben, jemals Gewerbevölker zu werden. Wenn aber auf der andern Seite die heutigen Engländer Handelsfreiheit predigen, so thun sie das von ihrem Standpunkte aus mit Recht. Ihr Gewerbfleiss ist volljährig geworden. Da sie nun die Leiter nicht mehr brauchen, auf der sie zur Höhe emporgestiegen sind (gewiss nicht ungeachtet, sondern wegen ihres früheren Schutzzollsystems), so möchten sie die jetzt noch unten Stehenden bereden, auf den Gebrauch derselben Leiter zu verzichten. Und doch ist die wahre Welthandelsfreiheit nur erreichbar, wenn viele Nationen gleich hoch entwickelt sind, ähnlich wie der ewige Frieden eine Mehrzahl gleich mächtiger Staaten voraussetzt. Also durch Retorsionen und vorübergehende Handelsbeschränkungen zur Welthandelsfreiheit! die an sich freilich das Ideal ist und die höchste Stufe menschlichen Wohlstandes bedeutet. Diese Grundansicht hat List gegen die mannichfaltigsten Einwürfe vertheidigt. Wollte man jede schutzbedürftige Industrie mit dem Namen „Treibhauspflanze" brandmarken, so kann dagegen geltend gemacht werden, dass auch unsere Obstbäume, Weinstöcke, Hausthiere vorübergehend einer künstlichen Pflege bedürfen und selbst die Menschen nicht völlig der Natur überlassen werden, sondern in den Treibhäusern der Kinderstube, der Schule etc. aufwachsen.

Wer hatte damals, ausser vielleicht Karl Herzig, von dem grossen Nationalökonomen List, dessen oben entwickelte Ansichten bei Liebieg längst zu Fleisch und Blut geworden, in Reichenberg etwas gewusst? Liebieg war es, der seine Standesgenossen auf jene Schriften aufmerksam machte und selbe so für sie zu enthusias-

miren verstand, dass zwei Jahre vor dem am 30. November 1846 erfolgten tragischen Ende List's, auf Liebieg's Anregung eine Sammlung veranstaltet wurde, um dem wackern Vertheidiger nationaler Arbeit einen sichtbaren Beweis ihrer Verehrung zu liefern.[12])

Auch für das, Friedrich List in seiner Geburtsstadt Reutlingen im Jahre 1850 errichtete Denkmal haben die Industriellen des Reichenberger Handelskammerbezirkes einen Beitrag von baaren 1000 Gulden beigesteuert.

## X.

## SONNIGE TAGE.

Nicht ungenannt sollst du von hinnen scheiden,
Dein Staub soll nicht im Sturm der Zeit verweh'n;
Der Enkel soll an deinem Bild sich weiden.

E. K. F. Schulze.

Einfach, auf den äussern Schein wenig Werth legend, aber streng den Verhältnissen eines Haushalts Rechnung tragend, der sich trotz täglich zunehmender Wohlhabenheit, dennoch nie über die Grenzen bürgerlicher Formen hinaus verirrte, gestaltete sich Johann Liebieg's individuelle Lebensweise, so wie die seiner Familie. Es waren nun beinahe 10 Jahre seit seiner Verheirathung verflossen und immer hatte sich das, bereits eines reichen Kindersegens theilhaft gewordene Ehepaar mit sehr bescheidenen Wohnungsräumlichkeiten begnügt, weil jedes, nur irgendwie verwendbare Plätzchen in erster Reihe den Fabrikationserweiterungen vorbehalten blieb. Endlich war es aber doch bald nicht mehr möglich, sich in einer, aus wenigen und noch dazu unzweckmässig eingebauten Gemächern bestehenden Wohnung nur halbwegs behäbig zu fühlen. Es wurde demnach ernstlich daran gegangen, das Hauptgebäude um ein Stockwerk zu erhöhen, den offenen

Schafwollwaaren-Fabrik von Johann Liebieg & Co. in Reichenberg.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Thorweg zu überbauen und gleichzeitig die Fronte durch einen Zubau gleicher Höhe mit dem Haupttrakte angemessen zu verbreitern. Dieser Anbau wurde der Einrichtung umfassender Waarenmagazine und Lagerräume gewidmet, während der, über dem Thorweg aufgeführte Bau erst in spätern Jahren zur Herstellung eines geschmackvoll ausgestatteten Salons Veranlassung gab. Gleichzeitig wurde der, mit schattigen Laubengängen, sowie Spiel- und Tummelplätzchen der Kinder versehene Garten im Innern des Fabriksgebäudes in einen grossen Hofraum verwandelt und eine, gegenüber dem Wohnhause gelegene, durch die vorüberführende Riesengebirgsstrasse von selbem getrennte sumpfige Wiese zur Anlage eines Gartens ausersehen, nachdem man sie durch Ablagerung von vielen tausend Fuhren Kohlenasche und Schlacken nach und nach trocken gelegt hatte. Diese Gartenanlage, die allmählig vergrössert und im englischen Geschmacke ausgeführt, später auch durch den Bau einer netten Villa verschönert wurde, verleiht nun dem, auf der einen Seite vom „Königsbusche" beschatteten Josefinenthale einen wahrhaft erhöhten Reiz und macht es, in seiner Verlängerung über die üppige „lange Wiese" hin, längs dem Harzdorfer Bache, bis in das dichtbevölkerte und langgestreckte Arbeiterdorf Harzdorf hinein zu einem der beliebtesten Spaziergänge.

Wo immer Liebieg's schaffende Hand die grossartigsten Werkstätten des Gewerbfleisses aus dem Boden hervorzauberte, vergass er doch nie weder dem Schönheitssinne, noch der öffentlichen Wohlfahrt den ihnen gebührenden Tribut zu zollen. Das „miscere utile dulci" kennzeichnet jede seiner zahlreichen Bauanlagen. Dem Architekten folgte in einiger Entfernung immer der Gärtner. Sein Hauptaugenmerk war aber überall stets auf die erleichterte Kommunikation gerichtet. Ein sorgfältig gebahnter Fussweg, eine solide, gut konstruirte Fahrbahn fanden sich in jedem seiner Bauprojekte ein-

gezeichnet und wo er bei der Anlage von solchen auf Hindernisse und Bedenken stiess, wie sie gar oft von Seiten der Behörde oder der Gemeinde zu Tage traten, da wurde gewöhnlich zu dem sichersten Mittel der Selbsthülfe geschritten und auf diese Art, infolge der Beharrlichkeit des Einzelnen, sehr viel des Gemeinnützigen zu Stande gebracht, was sonst noch heute im Stadium formloser Wünsche sich befände.

Mit welcher Leichtigkeit Liebieg der Ausführung einer Lieblingsidee oft Tausende von Gulden opferte, hat der Bau einer, nicht gewöhnliche Steigungen überwindenden Strasse am Fabriksgasometer vorbei, über eine ziemlich beträchtliche Anhöhe zur Prager Chaussée hinab, Behufs Erreichung des Bahnhofes ohne die Stadt zu passiren, in einer Ausdehnung von 400 C.-Klafter bewiesen.

Sehr entgegenkommend zeigte sich übrigens der Domainenbesitzer Graf Clam-Gallas dem Wunsche Liebieg's, auf herrschaftlichem Grunde im obengenannten Harzdorfer Thale verschiedene erquickende Quellen einfassen und die dahin führenden Waldpfade ebnen, mit Ruheplätzen versehen und in herrliche Promenaden auf eigene Kosten umwandeln zu dürfen, infolge dessen zwei dieser Quellen auch die Namen „Liebieg's Quellen" erhielten.

Gegen eine Ablösungssumme von 9000 Gulden erwarb Liebieg auch unterhalb der Schmidt'schen Fabrik im Harzdorfer Thale einen herrschaftlichen Grund, um einen Theil des Wassers des gleichnamigen Baches mittels eines Aquädukts von 840 Klaftern Länge mit Aufwendung einer Summe von 30,000 Gulden der Fabrik zuzuführen. Der Damm, welcher die hergestellte Wasserleitung bildet, ist einer der anmuthigsten Spaziergänge Reichenbergs geworden, welcher, verbunden mit den erst später entstandenen gräflichen Anlagen zu beiden Seiten des „Langen Weges", der Stadt zu einer Verschönerung verholfen

hat, um welche sie so manche Residenz beneiden dürfte.

Einen empfindlichen Verlust hatte Liebieg im Jahre 1841 durch das unerwartete Ableben seines Schwagers Dworzak erlitten. Dieser ungemein thätige und gewandte Kaufmann wurde dem Geschäfte gerade zu einer Zeit entrissen, wo dasselbe in der vollen Blüte stand, wo unausgesetzt Erweiterungen an den Wiener-Niederlags-Räumlichkeiten vorgenommen werden mussten und der einer tüchtigen Leitung bedürftige Personalstand in selber bereits auf 15—20 Köpfe gestiegen war.

Um aus Anlass des unfreiwilligen Ausscheidens des Compagnons in der Firma „Johann Liebieg & Comp." keine Aenderung eintreten zu lassen, nahm nun Johann seine Frau, Maria Therese, in die Compagnie und so wie diese musterhafte Gattin und Mutter dem echt bürgerlichen, nicht im Entferntesten prunkvollen, hingegen nach jeder Richtung hin gediegenen Haushalte mit Geschick und Würde vorzustehen, die Erziehung ihrer Kinder mit Sanftmuth, Liebe und feinem Takt zu leiten verstand, so segensreich schien ihre Theilnahme am Geschäfte, obschon dieselbe in der That nur eine nominelle, Behufs Fortführung der bisherigen Firma erforderliche war, auf dasselbe zurükzuwirken. Es trat nämlich damals eine Periode ein, wo Alles, was Johann Liebieg in die Hand nahm, ungeahnte Erfolge ergab.

Eine einfache Vorrichtung, deren Anwendung er in England aufgestöbert, und welche dem Zwecke diente, beliebige Wollstoffe mit, in den Farben des Regenbogens schimmernden Streifen zu bedrucken, hatte er mit nach Hause gebracht und sofort begonnen, solche „irisirte" Damenkleiderstoffe auf den Markt zu werfen. Der Artikel gefiel ungemein und machte ein unerwartetes Aufsehen. Die Bestellungen darauf häuften sich in einer Weise, dass nicht genug dem „Irisirungsprozesse" zu unterziehende Waare weder vorhanden war, noch erzeugt werden konnte, ja dass bei dieser Gelegen-

heit auch ein beträchtliches Quantum von Ladenhütern und fehlerhaften Stücken mit abging, welche, wären sie nicht dem „Irisdrucke" unterzogen worden, schwer verkäuflich gewesen sein würden. Liebieg selbst machte nachdem der Artikel sich bereits überlebt und auch andere Fabrikanten, trotzdem dass nur zwei Arbeiter in das Geheimniss der hinter verschlossenen Thüren vollzogenen Erzeugung eingeweiht waren, noch an der bereits sehr verdünnten Brühe sich zu sättigen Gelegenheit fanden, kein Hehl daraus, dass dieses Geschäft, einen Gewinn abgeworfen, wie ihn mehrere glückliche Jahre zusammengenommen oft nicht einzubringen vermögen. Das später in die Mode gekommene „Moiriren" der Stoffe hatte ähnliche brillante Erfolge aufzuweisen.

Nicht allzulange darauf erlangten wieder zwei Druckmuster auf Thibettüchern einen aussergewöhnlichen Success: die sogenannte „Hussaren"- und die „Spitzenkante". Diese Tücher fanden so enormen Beifall, dass 100 Drucktische wochenlang mit deren Ausfertigung beschäftigt werden mussten ohne dem Begehr vollständig genügen zu können. Grossisten und Detailhändler erschienen zahlreich in Reichenberg, um die Waare sofort, wie sie aus der Appretur kam, in Empfang zu nehmen, während bevorzugten Kunden selbe pr. Post zugesendet werden musste. Auch diese Muster fanden von Seiten anderer Schafwolldruckereien Nachahmung, aber auch diese mussten sich mit dem Abhub der Tafel begnügen.

Als Hauptartikel war inzwischen doch nur „Orleans" zu betrachten, dessen Erzeugung Jahre lang Tag und Nacht ununterbrochen stattfand. Diese Massen fertig gewordener Waare Behufs Konstatirung ihres einheimischen Ursprunges zur dazumal streng gehandhabten. zollämtlichen Abstemplung auf die „Legstätte" zu bringen, war ein Ding der Unmöglichkeit, weil die sehr beengten Lokalitäten dieser k. k. Behörde nicht in der Lage gewesen wären, auch nur den hundertsten Theil

der Stücke aufzunehmen, welche an einem einzigen Tage aus der Liebieg'schen Fabrik kommend, der Abstemplung zu unterziehen waren. Infolge vorausgegangener umständlicher, kommissioneller Erhebungen und bis an höchste Stelle erstatteter Gutachten und Anträge wurde demnach „ausnahmsweise" bewilligt, diese Abstemplung in der Fabrik vorzunehmen. Zu dem Ende war ein Beamter eigens delegirt, der über pflichtschuldiger Meldung beim Amte, dass eine Partie von fertig gewordenen Stoffen und Druckartikeln zur Abstemplung bereit läge, was wöchentlich einige Male der Fall war, mit einem, den k. k. Plombirungsapparat handhabenden Gehilfen im Packsaale der Fabrik erschien, um seines Amts zu walten.

War es nun entweder Folge der Denunziation irgend einer, den ausserordentlich flotten Geschäftsgang in der Josefinenthaler Fabrik mit missgünstigen Augen betrachtenden Person, oder war es irgend einem, dem k. k. Zollamte näher stehenden Individium unfasslich erschienen, wie menschenmöglicher Weise solche immense Quantitäten von Stoffen in einem einzigen Etablissement erzeugt werden können: mit einem Worte, die k. k. Finanz-Bezirks-Direktion in Jungbunzlau fasste den Gedanken auf, dass hier eine Defraudation unterlaufe, indem höchst wahrscheinlich englische Waare, die „unbegreiflicher Weise" auf Schleichwegen in die Fabrik gelange, als eigenes Erzeugniss den österreichischen Waarenstempel erhalte, um sofort unverzollt in Verkehr gesetzt zu werden.

Nicht geringes Erstaunen erregte es und wie ein Lauffeuer verbreitete sich eines schönen Tages die Kunde in Stadt und Umgebung, dass, als die Arbeiter früh Morgens zur Fabrik kamen, sämmtliche Thore und Eingänge derselben von Grenzwachsoldaten besetzt waren, während es gar nicht lange dauerte, dass eine Kommission mit einem Finanzrath an der Spitze und aus mehreren Finanzwachkommissären und Patrimonial-

beamten bestehend, die Fabriksräumlichkeiten durchschritt.

Inzwischen entfernte sich die Kommission nach mehrstündigem Aufenthalte in der Fabrik, dem Anscheine nach nicht sehr befriedigt von dem Resultate ihrer mit aller Strenge und Genauigkeit vorgenommenen Untersuchung. Unmittelbar darauf wurden auch die Wachen an den Thoren und Eingängen, sowie die, auf den Höhen ringsum aufgestellt gewesenen Beobachtungsposten in aller Stille zurückgezogen und noch am nämlichen Tage arbeitete der Mann mit der k. k. Abstemplungsmaschine wieder regelmässig wie vor und ehe im Packsaale der Fabrik.

## XI.

## EIN WAHN UND SEINE FOLGEN.

Jedwede Kraft zeigt sich auf ihre Weise.
Oehlenschläger.

Ihr Römer, zum Schwert! — In diesen Ruinen
Vernehmt ihr die Stimme latinischer Seelen,
Die: Königlich Volk, erhebe Dich! ruft
Niccolini.

Obschon zu eben erwähnter Zeit, die grossartigen Bauwerke, welche heute die Josefinenthaler Fabrik zu einer der bedeutensten auf dem Kontinente machen, noch gar nicht ausgeführt waren, namentlich der sehenswerthe mechanische Websaal mit seinen Anbauten, das grosse Druckereigebäude mit den sinnreichen Rouleaux-Druckmaschinen und Perrotinen und die, wegen ihrer Ausdehnung und ihrer Ausstattung von Innen und Aussen allgemein bewunderte Worstedspinnerei, so wurde doch schon damals der Besuch der Liebieg'schen Etablissiments von keinem Fremden verabsäumt, während mit Recht von jeher die Stadt Reichenberg ihren engen Verband mit „Kathrinberg" mit besonderer Genug-

thuung betrachtete. So wie Wanderungen oder Spazierfahrten in die wildromantische Bergschlucht dieses Namens stets zu den, mit Vorliebe unternommenen Ausflügen der Einheimischen zählten, unterliess man es gewiss niemals, einem Gaste, dem man Ehre erweisen, oder dem man ein bleibendes Andenken an Reichenbergs Merkwürdigkeiten und Naturschönheiten mit auf den Heimweg geben wollte, in dieses, in vielfacher Beziehung hochinteressante Thal zu geleiten, in welches man aus der Stadt auf einer ziemlich gut gehaltenen Fabriksstrasse gelangt. Jede Krümmung der Letzteren eröffnet dem entzückten Auge ein neues, anmuthiges Landschaftsbild und ein nicht minder überraschendes Gemälde menschlicher Betriebsamkeit.

In diesem, von dichten Waldungen und felsigen jähen Bergabhängen eingeschlossenen, kaum 2000 C.-Klafter langen, von dem genannten, in feste Granitdämme gezwängten, rauschenden Wildbache durchströmten engen Thale befindet sich eine höchst beachtenswerthe Industrie zusammengedrängt, welche einen Haupttheil der Reichenberger Tuchmanufaktur bildet. Diese hatte zum grossen Theile hierher ihre Spinnereien verpflanzt und beschäftigt heute einige 80 Sortiments Krempeln mit c. 22,000 Spindeln und gering veranschlagt 2000 Arbeiter, unter Anwendung von 8 Dampfmaschinen von zusammen 100 Pferdekräften. Es haben in diesem beschränkten Raume — die schmale Thalsohle und die steilaufsteigenden Höhen zu beiden Seiten gestatten keine, wie immer Namen habenden Erweiterungen — nicht weniger, als 19 Streichgarnspinnereien ihren Sitz aufgeschlagen, von denen die Mehrzahl schon den Zwanziger- und Dreissiger-Jahren den Ursprung verdanken.

Katharina von Rädern wird als Gründerin des Dorfes „Kathrinberg" betrachtet, da sie den wohnungsbedürftigen Leinwebern Reichenbergs dort Plätze zur Ansiedlung überlassen haben soll. Von Leinweberei

findet man nun dort eben so wenig eine Spur mehr, als von den elenden Hütten, die ihr als Werkstätten gedient haben sollen; dafür sind aber die vielen netten Häuschen, welche an den steilen Bergwänden kleben gleich Schwalbennestern und die stattlichen Fabriksgebäude, welche der Benützung der, damals noch reichlicher vorhandenen Wasserkraft wegen, sich an die Ufer der „Schwarzen Neisse" hielten und mit wenigen Ausnahmen der Tuchindustrie angehören, durchwegs neueren Datums.

Als Gründer der ersten, im Kathrinbergerthale errichteten Tuchfabrik wird Franz Ullrich genannt, welchem das, derzeit die Firma „Ant. Trenkler & Söhne" führende Etablissement im Jahre 1806 den Ursprung verdankte, nachdem die dazu gehörige Wasserkraft, bis ins Jahr 1779 zurück, zum Betriebe einer Mahlmühle benützt worden war. Im Jahre 1831 erscheint eine Frau Rosalie Seidl als Besitzerin der Fabrik, von welcher sie am 15. Dezember 1845 an die obengenannte Firma überging.

Als zweitälteste gilt die, gegenwärtig im Besitze der Firma „Ignaz Salomon" befindliche, im Jahre 1825 von Ferdinand Seidel gegründete Fabrik.

Die Spinnerei ragt in diesen beiden, sowie in den seither entstandenen 17 andern Etablissements als Hauptproduktionszweig hervor. Der Vervollkommnung desselben wurde demnach stets die vollste Aufmerksamkeit zugewendet. Die Fortschritte der belgischen und französischen Streichgarnspinnereien waren zu sehr in die Augen springend, um in der Länge der Zeit unbemerkt und unberücksichtigt zu bleiben. Einer Verbesserung des Krempelsystems und der Spinnmaschine, wie sie dort längst schon Früchte trug, konnte man sich hier nachgerade nicht mehr verschliessen. Die bisherige sogenannte Vorspinnmaschine mit einem einfachen Krempelsysteme, aus einer Vorreiss-, Mittel- und Lockenkrempel bestehend, wovon die Letztere

das Produkt auf die Vorspinnmaschine brachte, bedurfte noch vorwiegend der Handarbeit und lieferte bis dahin das Vorgarn für die Spinnmaschine, die mit höchstens 60—70 Spindeln ausgestattet war und von 1 Spinner und 2 Andrehern bedient wurde. In Belgien und Frankreich hingegen bestanden bereits schon lange Maschinen, welche das Vorgarn unmittelbar von der Krempel auf die Spinnmaschine bringen (sogenante Vorspinnkrempeln). Eben so besassen die, dort in Anwendung stehenden Spinnmaschinen eine zwei- bis dreimal grössere Spindelzahl. Solchen Kraftmaschinen hier Eingang zu verschaffen, war das Streben des denkenden Spinners. Vorzeichen einer Zollreform, wie sie auch wirklich durch die am 1. Juli 1844 publizirte, einige der bisherigen Prohibitivmassregeln beseitigende Zollermässigung eintrat, forderten ja ernstlich genug zu Vorbereitungen auf bezüglich der Errichtung einer Schutzwehr gegen den, nicht grundlos befürchteten Anprall fremder Konkurrenz, einer Schutzwehr, die in nichts Anderm bestehen konnte, als in der Anwendung verbesserter Fabrikationsmaschinen.

Die ersten derlei Maschinen für Streichgarnspinnerei sind zu Anfang des Jahres 1844, gleichzeitig mit anderwärts in Gang gesetzten, speziell verschiedenen Zwecken dienenden Maschinen, wie beispielsweise den Perrotinen für Baumwolldruck, die unter den Druckern so böses Blut gemacht, in „Kathrinberg" aufgestellt worden und zwar nicht ohne vernehmbare Aeusserungen des Unwillens der Arbeiter, die, aufgestachelt durch böswillige Einflüsterungen und irregeleitet durch die Nachricht von anderorts, namentlich in Prag ausgebrochenen Arbeiterunruhen, lärmend erklärten, durch die neuen Maschinen in ihrem Erwerbe beeinträchtigt zu sein.

Eines Sonnabends war in der Bernhard Ginzel'schen Spinnerei, — die erste, welche mit Aufstellung einer solchen Kraftspinnmaschine in „Kathrinberg" beschäftigt war — ein, dem Trunke ergebener Werkmeister wegen excessiven Benehmens entlassen worden. Den

darauf folgenden Tag machte er es sich zum Geschäfte, jedem ihm in den Weg kommenden Arbeiter ein ähnliches trauriges Schicksal zu prophezeien, wie es ihn getroffen, und wie sie alle mit einander infolge der Einführung der, ohne Menschenkraft „von selbst" arbeitenden Maschinen brodlose Bettler werden würden. Dies Thema, im Kreise geistesverwandter Kameraden in der Kneipe weiter verarbeitend, wurde dann in einem Durcheinander verworrener Begriffe über das himmelschreiende Unrecht gefaselt, das ihnen widerführe und schliesslich die unvermeidliche und unabwendbare Nothwendigkeit zum Beschlusse erhoben, die Maschinen gewaltsam zu beseitigen. Am Montag, den 3. Juli 1844, zeitlich früh erschien eine Schaar dieser wüsten, fanatisirten Gesellen in der Fabrik von Adolf Schütze, die dort beschäftigten Arbeiter auffordernd, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und an die Zerstörung der verhassten Maschinen, die sie um Brod und Existenz brächten, zu schreiten.

Die Ginzel'sche Maschine fiel als erstes Opfer der, schon zu einem beträchtlichen Haufen angewachsenen Ruhestörer, die nun unaufgehalten nach Hammerstein, Machendorf und Habendorf zogen und auf dem Wege durch den Anschluss theils neugierigen, theils beutelustigen und skandalsüchtigen Volkes ansehnlich vermehrt, an den genannten Orten die Fabriken überfallend und dort Unfug und Schaden aller Art anrichtend, zuletzt aber schon zu etwa 1000 Köpfen angewachsen, die sogenannte Grundfabrik in „Niederrosenthal", nahe an der Stadt, erstürmten, den Fabriksbesitzer gefährlich bedrohten und schwer misshandelten, gewaltsam in die Arbeitssäle eindrangen und tobend und johlend, nachdem sie vorher Küche und Keller ausgeplündert, sämmtliche Weberei-Utensilien und Jacquardmaschinen zertrümmerten und selbe sammt den Möbeln und sonstigen Einrichtungsstücken der Wohnlokalitäten zum Fenster hinaus in den Mühlgraben warfen.

Durch diese schmählichen Erfolge noch verwegener gemacht, erschallte nun plötzlich die Parole „Liebieg" aus der rasenden Menge, die, mit Jauchzen aufgenommen, den Weg bezeichnete, auf welchem das Zerstörungswerk vor der Hand zum befriedigenden Abschluss gebracht werden solle.

Schon erschienen Boten in der Fabrik, welche den voraussichtlich noch im Laufe des Vormittags zu gewärtigenden Besuch der Rotte im Josefinenthale verkündeten und überall auf ihrem Wege durch die Stadt mit dieser Nachricht Bestürzung und panischen Schrecken verbreiteten.

Besonnen und umsichtig, wie Johann Liebieg bei jeder Gelegenheit sich erwies, ordnete er sofort die Einstellung der Arbeit und die Entfernung des weiblichen Arbeitspersonals an, worauf er sämmtliche Eingänge der Fabrik sorgfältig verschliessen und von Innen mit je zwei bewaffneten Wächtern besetzen liess. Nun erst versammelte er seine Arbeiter um sich, machte sie mit dem bedrohlichen Ereignisse bekannt und stellte es Jedem frei, die Fabrik zu verlassen, oder sich zur Vertheidigung des Eigenthums ihres Brodherrn um denselben zu schaaren. Alle insgesammt und ohne Ausnahme erklärten sich zu Letzterem bereit. Auf das hin befahl nun Liebieg, nicht der mindesten Besorgniss oder Erregtheit Raum gebend und mit einer Miene, welche sogar heiterer war, als man sie sonst je innerhalb des Hauses an ihm bemerkte, nachdem er seiner nicht unbeträchtlichen Mannschaft die nöthigen Weisungen ihres Verhaltens ertheilt hatte, die grosse Fabriksfeuerspritze herbeizuschaffen und selbe, hinlänglich mit Wasser versehen, dem damals noch mit einem hölzernen Gitterthore verschliessbaren Haupteingange gegenüber, im Hofe aufzufahren. Mit einem wohlgezielten, kräftigen Wasserstrahle hoffte er dem ersten Anlaufe der Tumultuanten, deren Hitze gehörig abkühlend, entgegentreten zu können. Gegen eine tollkühne Erstür-

mung der Fabrik versprachen die Mauern und Fensterverschallungen, sowie seine, über den Vorfall im höchsten Grade erbitterten Arbeiter und Hausgenossen hinlänglichen Schutz, wenn schon nicht angenommen werden wollte, dass die, auf den Anhöhen ringsum der zu erwartenden Katastrophe wegen versammelte Masse Neugieriger im Falle der Noth mit hilfreicher Hand einzuschreiten sich bewogen finden werde.

Glücklicher Weise blieb es aber bei diesen strategischen Vorbereitungen zum gebührenden Empfange der ungebetenen Gäste. Die Bande war mittlerweile gleich bei ihrem Erscheinen im Weichbilde der Stadt, von dem herbeigeeilten uniformirten bürgerlichen Schützencorps zurückgedrängt und, nachdem man sich der Rädelsführer bemächtigt hatte, aus einander gesprengt worden, die ganze nicht unbedenkliche Bewegung durch ein andern Tags über dringende Requisition, eingerücktes Militär-Detachement erdrückt, ihrer Wiederkehr aber durch eine strenge, mit mehrjähriger Kerkerhaft verknüpfte kriminelle Aburtheilung der Hauptexcedenten vorgebeugt worden.

Dem Schützencorps verlieh Kaiser Ferdinand in Anerkennung jenes werkthätigen und erfolgreichen Einschreitens die Auszeichnung, eine k. k. Militärfahne führen zu dürfen, einigen Persönlichkeiten aber, die sich bei dieser Gelegenheit um die Sicherheit ihrer Mitbürger besonders verdient gemacht, Dekorationen.

Die lobenswerthe Haltung der Liebieg'schen Arbeiter während eines Vorfalls, der von einer, doch jedenfalls auf Sympathien von gewisser Seite zählenden Klasse ausgegangen war, rechtfertigte in glänzender Weise den Grundsatz des gewiegten Grossindustriellen, dass dem Gedeihen einer jeden, wie immer gearteten, umfangreicheren Gewerbsthätigkeit ein tüchtiger Arbeiterstand als Basis zu dienen habe. Einen solchen heranzubilden, ist es aber nicht hinlänglich, den Arbeitern stets Beispiele grosser, mit allen Vortheilen der Technik

ausgerüsteter Unternehmungen vor's Auge zu führen, sie in ununterbrochener, gutentlohnter, regelmässig und strenge beaufsichtigter Thätigkeit in Werkstätten zu erhalten, deren Erzeugnisse sich bereits einen gewissen Ruf erworben haben und sie, indem ihnen dadurch Gelegenheit wird, sich ihren individuellen Fähigkeiten gemäss auszubilden, mit dem Stolze zu erfüllen, einem derlei hervorragenden Etablissement anzugehören. Um ihre Brauchbarkeit zu erhöhen, um ihre Anhänglichkeit an das Geschäft zu befestigen, müssen ihnen auch Garantien der aufrichtigen Sorgfalt des Arbeitgebers für ihr und ihrer Angehörigen materielles Wohl geboten werden. Der Arbeiter muss sich für den Fall der Noth, für Fälle unverschuldeter Unglücksschläge, für Fälle temporärer Arbeitsunfähigkeit infolge von Krankheit, oder gänzlich bleibender infolge von Altersschwäche, geborgen wissen und schliesslich auch durch den Trost sich gehoben fühlen, dass die Familie nach seinem Ableben, ausser dem erlittenen Verluste des Ernährers, nicht auch noch der niederbeugende Kummer beschleiche, dem Verstorbenen, der unerschwinglichen Kosten wegen, die letzte Ehre eines anständigen Begräbnisses versagen zu müssen.

Seit Jahren schon beschäftigte Johann Liebieg die Idee der Errichtung einer Kranken- und Invalidenkasse für seine Arbeiter. Ein diesfalls ausgearbeitetes Statut wurde aber blos deshalb zurückgezogen, weil die Alles bevormundende Staatsverwaltung das Inslebentreten desselben von der Bedingung behördlicher Einsichtsnahme und Kontrolle der Gebahrung, hoher und höchster Censurirung des Statutenentwurfs und Sanktion desselben und von vielen andern chicanösen Bestimmungen abhängig machte. Es musste also daran gedacht werden, auch ohne büreaukratische Einmischung und hemmende Beeinflussung einen Humanitätsakt durchführen zu können. Dies gelang durch eine, im Jahre 1842 verfasste, in der Folge auch in allen andern Etablissements der

Firma „Johann Liebieg & Comp." zur Geltung gebrachte Fabriksordnung, deren § 25 folgende Norm enthält:

„Den mindestens Ein Jahr in der Fabrik beschäftigten Arbeitern werden bei Krankheits- oder in andern Fällen, welche sie für kürzere oder längere Zeit arbeitsunfähig machen, nachstehende Begünstigungen zu Theil:

a) Die unentgeltliche Behandlung durch einen von der Fabrik bestellten Arzt.
b) Die unentgeltliche Verabreichung der erforderlichen Medikamente.
c) Der Bezug der Hälfte des Lohnes bis zur Wiederaufnahme der Arbeit.
d) Ein Beitrag von 6 fl. zu den Beerdigungskosten eines Kindes bis zum Alter von 14 Jahren und von 10 fl. zu jenen eines Erwachsenen.

Eheliche Wöchnerinnen geniessen dieselben Vortheile."

Die Summe, welche diese Institution, für deren Werth ein beinahe dreissigjähriger Bestand spricht und die heute einen Aufwand von 10—12,000 fl. jährlich erfordert, wird einzig und allein aus Fabriksmitteln geleistet.

Und der Erfolg dieser Einrichtung hat sich nach jeder Richtung hin, vollkommen bewährt gezeigt. Nicht nur dass sich der Arbeiter dadurch in seiner Existenz gesichert weiss, liegt darin auch für ihn der Impuls, durch Fleiss, Redlichkeit und Anhänglichkeit sein Dienstverhältniss in jeder Weise zu befestigen. Es haben infolge dessen gewisse patriarchalische Beziehungen zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeitnehmern Platz gegriffen. Bei den Tausenden von Arbeitern ist nie ein Fall ernsten Zerwürfnisses oder einer Arbeitsverweigerung vorgekommen, und jedenfalls als bezeichnend erscheint es, dass, so wie gelegenheitlich des oben geschilderten Arbeiterkravalls auch während der sozialistischen Strömung des Revolutionsjahres 1848, die Josefinenthaler Arbeiter an illoyalen Bewegungen

sich nicht betheiligt haben, sondern, wo es galt, in Gesammtheit sowol, als einzeln zum Schutze des Fabrikseigenthums eingetreten sind, aber auch in wiederholten Fällen, wo Letzteres der Gefahr von Elementarereignissen Preis gegeben war, anerkenneswerthe Opferwilligkeit an den Tag gelegt haben.

Dass nicht Wenige von Arbeitern seit der Errichtung des Josefinenthaler Etablissements bis heute, also in einer Reihe von mehr als 40 Jahren, demselben angehören, ja dass dermalen sogar Kinder hier beschäftigt sind, deren Grosseltern schon Liebieg's Brod gegessen, ist wol gleichfalls um des Beweises willen zu erwähnen, wie sehr auch der Regelung des Familienlebens der Arbeiter durch diese Institution, die aber keineswegs vereinzelt dasteht im humanitären Wirken Johann Liebieg's, Rechnung getragen worden ist.

## XII.

## VOELKERFRUEHLING.

Welch' ein Traumbild!
Und du hast's gelebt!
Lamartine.

Interim, Interim,
Der Teufel steckt hinter ihm.
(Altes Lied.)

In dem Zeitraume der drei Jahre, welche den welterschütternden Ereignissen des Jahres 1848 unmittelbar vorhergingen, vollzog sich in Reichenberg träge und schwerfällig und durch keine besonders wichtigen Momente gekennzeichnet, — es müssten denn höchstens der Bau zweier Strassen, der Gabeler- und der Riesengebirgsstrasse, als solche erkannt werden, — die Entwicklung der gewerblichen Zustände. Andere als solche treten ja doch in einer Fabriksstadt nicht in den Vordergrund. Es war eben eine Zeit drückender und erschlaffender Schwüle, wie sie heftige Gewitterstürme anzukündigen

pflegt. Unfertig und planlos, wie Alles im Staate war, vermochte sich bis hinab in die kleinsten Bestandtheile desselben nichts zu einer festen, hervorragenden Form zu gestalten. Die Verhältnisse waren nirgends zufriedenstellend und doch sah man nirgends ein Mittel sie zu verbessern. Das Metternich'sche Regime, dem Kaiser Ferdinand nach seiner Thronbesteigung am 2. März 1835, milde wie er war, dem Geheisse des verstorbenen Vaters gemäss sich überliess, hing mit dem Bleigewichte rücksichtsloser Vergewaltigung an den Schwingen der Intelligenz. Zwar schien es, als ob im Jahre 1841 den materiellen Interessen eine Art Beglaubigung dadurch ertheilt werden wollte, dass man die Herstellung wichtiger Eisenbahnstrecken unter unmittelbaren Einfluss des Staates zu stellen gedachte, der Postreform die gebührende Aufmerksamkeit zollte, die Dampfschifffahrt vermehrte und verbesserte und Handelsverträge schloss, ja sogar nach Ernennung des liebenswürdigen Erzherzogs Stephan, dieses geistreichen und hochgebildeten kaiserlichen Prinzen zum Statthalter von Böhmen, den Vorschlag auf Zulassung des Bürger- und Bauernstandes zur Vertretung des Landes in Erwägung zog, die Hofkammerausweise dem grösseren Publikum zugänglich machte und durch die Veröffentlichung der Zollerträgnisse wenigstens die Geneigtheit zu einer Annäherung an eine Budgetverlautbarung an Tag legte. Zu einem erfreulichen Aufschwunge der Landestheile in sozial-gewerblicher Richtung, wie sich solcher im weit vorgeschrittenen Auslande bemerkbar machte, kam es inzwischen doch nicht. Die fortwährenden Verlegenheiten, welche der Regierung aus den Konflikten der verschiedenen Nationalitäten, in bedenklichster Weise in Ungarn, bereitet wurden, die Unruhen in Italien, die Regungen der czechischen Sondergelüste, welche in einer erschreckend ausgeprägten Weise an Tag traten, stellten sich hemmend jedem Anlauf zu einer gesunden, volkswirthschaftlichen

Entwicklung in den Weg. Die, mit kaiserlicher Entschliessung vom 14. Dez. 1846 dekretirte Ablösung der Roboten und Zehente im ganzen Bereiche der Monarchie auf dem Wege gütlicher Vereinbarung hatte mehrfache Verweigerungen dieser Abgaben in Böhmen zur Folge, welche sogar militärisches Einschreiten nothwendig machten.

Seit dem Beginne des Jahres 1848 erhoben sich die drohendsten Anzeichen einer, durch das ganze Reich verbreiteten Unzufriedenheit und als die Märztage dieses Jahres herannahten, war die Lage Oesterreichs bereits eine mehr als missliche. Die Finanzen befanden sich in einem schlimmen Zustande. In den Provinzen war Verarmung eingetreten, beispielsweise in Reichenberg hatte die plötzliche Stockung der Geschäfte und eine enorme Theuerung der Lebensmittel eine Noth in der mittellosen Klasse erzeugt, welcher durch Suppenvertheilung und milde Gaben kaum gesteuert zu werden vermochte. Galizien war infolge des, von Krakau aus dahin verpflanzten Aufstandes der Gutsbesitzer, welche die Bauern vergeblich dafür zu gewinnen suchten, von diesen aber schliesslich selbst verjagt und gebrandschatzt wurden, verwüstet. In andern slavischen Provinzen drohte ein Bauernkrieg wegen der Robot. Ungarn stand in voller Opposition, Italien im offenen Aufstande.

Als die Kunde von dem Umschwung der Dinge in Frankreich und von den Pariser Februarereignissen nach Oesterreich gelangt war, trat vorerst eine furchtbare Erschütterung der Geldverhältnisse auf. Die Bank wurde gedrängt, ihre Noten gegen Silber umzuwechseln. Das Metallgeld verschwand aus dem Verkehre. Die Sparkassen sahen sich um Rückzahlung der Einlagen bestürmt. Im Grossen ruhte die Geschäftsthätigkeit gänzlich, im Kleinverkehre zeigte sich eine totale Stockung der Umlaufsmittel, welche bis in's Jahr 1849 hinein anhielt [13]).

Tumultuarischen Auftritten in Wien folgte der Abgang des Staatskanzlers und anderer, unliebsam gewordener Persönlichkeiten und am 15. März die Verkündigung der Konstitution.

Von da an bis zu den Oktobertagen fand ein fortwährend hartnäckiger Kampf zwischen der um ihre Existenz besorgten Dynastie und dem auf sein gutes Recht pochenden Volke statt, hervorgerufen durch ein beständiges Geben und Nehmen, Versprechen und Nichthalten, Erweitern und Restringiren von Konzessionen der Freiheit Seitens der Ersteren. Am 1. November war der Aufstand niedergeworfen und Wien vollständig in Händen der Truppen. Die Vertagung des Reichstages war die erste That des triumphirend den Kampfplatz behauptenden Kabinets. Die zweite war die Einkerkerung einer Anzahl schwer Gravirter und die Hinrichtung vieler Hauptanführer der Aufständischen.

Am 2. Dezember legte Kaiser Ferdinand die Krone zu Gunsten seines Neffen, Franz Josef, nieder.

Am 4. März 1849 gab Letzterer eine Verfassung unter Beigabe eines Gesetzes, die Grundrechte des österreichischen Volkes betreffend, worin aufgezählt waren: Religionsfreiheit, Freiheit der Wissenschaft und Lehre, Pressfreiheit, Petitionsrecht, Vereinsrecht, Schutz der persönlichen Freiheit und Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses.

Am 20. August 1851 erliess Franz Josef drei kaiserliche Handschreiben. Das erste bestimmte, dass fernerhin das Ministerium keiner andern politischen Autorität als dem Monarchen verantwortlich sein solle; das zweite, dass der Reichsrath von nun an nur als Rath des Kaisers und der Krone anzusehen sei, Gesetz- und Verordnungsentwürfe nun nicht mehr vom Ministerium zu empfangen habe, welches dieselben jetzt stets an den Kaiser richten müsse, der sich vorbehalte, die Meinungen des Reichsraths abzufordern; das dritte, dass die Frage über den Bestand und die Möglichkeit

der Vollziehung der Verfassung vom 4. März in Erwägung zu ziehen sei. Als Motive dieser a. h. Anordnungen wurde angegeben, dass die, in Eile und nach fremden Mustern gearbeitete Märzverfassung sich als undurchführbar bewiesen habe und dass das Bestehen des Kaiserstaates unabweislich durch eine starke und unbegrenzte monarchische Gewalt in den Händen des Hauptes der Dynastie bedingt werde. Hierauf erfolgte eine Verordnung wegen Aufhebung der noch bestehenden Nationalgarden und wegen einer neuen Anleihe von 80 Millionen Gulden.

So wie der Statthalter Graf Stadion am 15. März 1848 Abends im Prager Landestheater der jubelnden Menge die Verleihung der Konstitution verkündete, eben so verlas am darauf folgenden Abende Johann Liebieg im Gasthause „zum goldenen Löwen", seiner Stammkneipe, auf der Wirthstafel stehend, mit lauter Stimme den Inhalt des, ihm soeben pr. Estafette zugekommenen Manifests. Und bald darauf bildete besagter Gasthof das Ziel der Wanderung der halben männlichen Bevölkerung Reichenbergs und immer und immer wieder musste das Manifest vorgelesen werden, und da gab's einen Jubel ohne Ende und eine Verbrüderung und ein Umarmen und dabei wurde der Keller des Wirths rein ausgeleert infolge der unzähligen Toaste; denn bis lange nach Mitternacht dauerte in gleicher Lebhaftigkeit der Zuspruch Derjenigen, welche mit eigenen Ohren vernehmen wollten die kaum glaubliche Botschaft. Und die sie gehört und dabei Gott und den Kaiser und Freund und Feind und Himmel und Erde und die ganze Welt hoch leben liessen, eilten, nachdem sie ihr Glas geleert, nach Hause, das Vernommene weiter verkündend. Und gar bald leuchtete dort und da an einem Fenster ein Licht auf und auch mehrere, und ehe man sich's versah, war die Stadt illuminirt bis in die schmalsten Gässchen hinein und des Gewoges und der Freudenbezeigungen von Alt und Jung, Reich und Arm,

Hoch und Niedrig auf den Strassen wollte kein Ende werden bis der Morgen graute und die Strahlen der aufgehenden Sonne den mit einem Male „frei" gewordenen Nachtschwärmern in die Augen blitzten.

Ein ähnliches Freudenfest wird Reichenberg wol niemals wieder feiern. Man gibt sich eben nur einmal mit ganzer, voller Glaubensseligkeit der Freude über „Errungenschaften" hin, welche der Wille des Einzelnen, gestützt von einem feilen Servilismus und einem geköderten Prätorianerthum mit einem Federstrich in ein Nichts zu verwandeln vermag.

## XIII.

## DREI ERRUNGENSCHAFTEN.

Die Welt ist wie ein Opernhaus,
Man kommt, sieht, lacht — und geht hinaus.
Gryphius.

Reichenberg in Waffen! Dass ein Kind, vor einen Haufen Spielzeug gestellt, sofort nach dem glänzendsten, wenn auch oft gerade gefährlichsten Stücke greift, ist bekannt. Konnte es daher Wunder nehmen, wenn die, was Politik und höhere Weltanschauung anbelangt, noch in den Kinderschuhen steckende, an „die Milch der frommen Denkart" gewöhnte Tuchmacherstadt sich sofort mit einem wahren Heisshunger auf die verlockend hergerichtete und stark gewürzte Mahlzeit stürzte, mit deren Menu Johann Liebieg, von dem erhöhten Standpunkte der Wirthstafel „im goldenen Löwen" aus, die lechzende Menge bekannt gemacht hatte? War es überraschend, dass sie ohne Rücksicht darauf, sich den Magen gründlich zu verderben, auf die erstbeste, pikanteste, aber gerade unverdaulichste Speise: „Volksbewaffnung" benannt, den Appetit konzentrirte?

Noch keine Woche war verflossen und schon sah man eines Nachmittags Schaaren von Männern jeden

Alters und Standes dem Schützenhause zueilen, in dessen grossem Saale die Enrolirung in die „Nationalgarde" Statt finden sollte, verbunden mit der Schlussfassung über die Art und Weise der Ausrüstung und Bewaffnung, Bildung der Cadres und Wahl der Offiziere und Chargen. Es war in der diesfälligen Aufforderungs-Kundmachung bemerkt worden, dass man es gerne sähe, wenn jeder Einzelne gleich die Waffen, in deren Besitz er allfällig sich befände, mitbrächte, um einen Ueberblick zu gewinnen über den sich noch heraus stellenden Bedarf an selben. Der Letztere sollte dann mittels Requisition aus den Festungen Theresienstadt und Josefstadt gedeckt werden. Denn die vollständige Armirung erleide keinen Aufschub. Dass damals nirgends ein Feind bemerkbar war, gegen den man sich hätte in aller Eile zu vertheidigen oder auf den man hätte loszugehen gehabt, da der eigentlichen feindlichen Macht, dem in Mönchskutte und Hof- und Staatsuniform steckenden Gespenste der Reaktion, nicht mit Schwert und Büchse beizukommen war, zog man freilich nicht in Erwägung. In der Befugniss, Waffen zu tragen, lag etwas so überschwänglich Bezauberndes, dass man dabei ganz des Zweckes der Sache vergass, und sich wenig um das eigentliche Ziel kümmerte, welches durch die Volksbewaffnung zu erreichen möglich war, d. i. Schutz vor Vergewaltigungen und Vertheidigung der jungen Freiheit.

Als Johann Liebieg's stämmige gedrungene Gestalt in den Saal trat, das Haupt mit einem Kalabreser bedeckt, zwei mächtige Reiterpistolen im Gürtel und einen klirrenden Schleppsäbel in blanker Stahlscheide an der Seite, fand sich die, zumeist nur mit Stöcken, Spiessen oder, wenn's hoch ging, mit alten Jagdflinten und verrosteten Scheibenstutzen armirte Gesellschaft in einen solchen Zustand von Ueberraschung und theilweise auch gehobener Stimmung versetzt, dass sie ihn sofort durch Acclamation zum Obristen der Garde ernennen

wollte. Zu rechter Zeit trat aber die kühle Erwägung ins Mittel, dass er denn doch noch niemals eine Probe strategischen Talents oder besonderer Begabung für Ausübung des Waffenhandwerkes und noch viel weniger für eine, das Kommando grösserer Truppenkörper befördernde Routine an den Tag gelegt habe. Er musste sich daher mit einer Oberlieutenantsstelle begnügen.

Stabsoffiziersposten wurden durch Herren von mehr militärischer Haltung und von mehr Gewandtheit, was das sich Hineinfinden in die Formen des Soldatenstandes anbelangt, besetzt, während die übrigen Offiziers- und Unteroffiziersstellen, wie dies in der Natur der Sache lag, sämmtlich Honoratioren der Stadt zufielen, denn so viel leuchtete auch dem, vom Schimmer des eben aufgegangenen Glücksterns Oesterreichs geblendetsten Staatsbürger ein, dass die Sache Geld kosten werde und dass man für das Vergnügen, mit Vernachlässigung des Broderwerbs, in Reih' und Glied zu marschiren, Wache zu stehen und Patrouillendienste zu leisten, dem unbemittelten Handwerkerstande und sonst in Abhängigkeitsverhältnissen stehenden Leuten nicht auch noch pekuniäre Opfer auferlegen könne.

Und so hatte denn die Stadt Reichenberg auch ihre Nationalgarde und eine quantitativ recht ansehnliche. Sie bestand, ausser dem bereits uniformirten Schützencorps, welches nun „National-Garde-Schützen-Bataillon" hiess, aus zwei Bataillons eigentlicher Nationalgarde und einem, aus der Dorfbevölkerung in der Umgebung der Stadt rekrutirten Landbataillon, zusammen über 2000 Mann zählend.

Es liegt nicht im Plane dieser Schrift, eine Geschichte der Reichenberger Nationalgarde zu veröffentlichen, obwol sich ein Buch schreiben liesse voll heiterer und mitunter hochkomischer Scenen aus jener Zeit des Freiheitstaumels. Ihr Wirken beschränkte sich in den ersten Monaten ihres Bestandes auf ein fleissiges Exerziren und Parademachen, auf zweimalige

Feldlager-Uebungen mit Maneuvern verbunden, die aber im Grunde genommen, mehr als Volksbelustigungen zu betrachten waren, und — in der Bekämpfung eines Schneiderkravalls. Dreimal wurde die Garde an einem einzigen Vormittage deshalb durch Trommelwirbel alarmirt. Der Kravall erhielt gerade noch vor der Mittagszeit den erwünschten Abschluss mit einem nichts weniger als geordneten Rückzuge der bewaffneten Macht vom Schlachtfelde, dessen Mittelpunkt eine, auf der Ruppersdorfer Höhe liegende, berüchtigte Schenke war. Dort hatten einige begeisterte Schneidergesellen eine Art Verschwörung, nicht gegen den Staat, auch nicht gegen die behagliche Ruhe und Sicherheit der Einwohnerschaft Reichenbergs und am allerwenigsten gegen den Bestand der ehrsamen Schneiderzunft, sondern einzig und allein gegen den gesunden Menschenverstand angezettelt, indem sie „blau" und bei dieser Gelegenheit Skandal machten.

Das am 22. August 1851 erfolgte Ende der Reichenberger Nationalgarde kann, so wie das aller andern, diesen stolzen Namen führenden Institutionen, als das stille, einfache Begräbniss eines todtgeborenen Kindes bezeichnet werden.

Bei weitem tiefgehender war die zweite Woge, welche, vom Wiener Freiheitssturme erzeugt, an die friedlichen Gestade der Neisse schlug.

Im Jahre 1837 erst wurde in Reichenberg, als ein besonderer Beweis kaiserlicher Gnade und huldvollst ausgesprochenen Vertrauens in die Loyalität der Bürgerschaft, ausnahmsweise mittels allerhöchst ertheilten Privilegiums die Errichtung einer Buchhandlung gestattet. Denn sonst wäre es nicht zu vereinbaren gewesen mit der Sorgfalt der hohen Regierung für eine möglichst geringe Anstrengung des Unterthanenverstandes, ausser den Kreisstädten, wo das wohllöbliche k. k. Kreisamt zu jeder Stunde des Tages und der Nacht die Schädlichkeit irgend einer dort erschienen Druck-

schrift zu prüfen und zu beurtheilen in der Lage war, in irgend einer andern Landstadt, und wäre sie auch noch so gross und noch so bevölkert gewesen, die Eröffnung einer Buchhandlung zuzulassen.

Obgleich nun infolge der Strenge der damaligen Büchercensur und der Inhibition jeder ausländischen Druckschrift in der neu errichteten Buchhandlung, mit Ausnahme von Gebet- und vorgeschriebenen Schulbüchern, dann höchstens noch einer Kollektion von Ritter-, Räuber-, und Gespenster-Romanen, deren Verbreitung, als den Köhlerglauben fördernd, nicht dem geringsten Anstande unterlag, nichts verkauft werden durfte, so konnte doch selbst dieses so äusserst beschränkte Zugeständniss als ein Fortschritt betrachtet werden.

Die Aufstellung einer Druckerpresse in Reichenberg wäre aber unter allen Umständen ein eben so vermessenes, als gewagtes Verlangen gewesen. Musste doch das wöchentlich einmal daselbst erscheinende „Anzeigeblatt" in Jungbunzlau unter den Augen des Kreishauptmanns gedruckt werden und war doch selbst der Druck dieses, nur Marktankündigungen und Verkaufs-, Geburts- und Todesanzeigen enthaltenden Blättchens vom „Imprimatur" der k. k. Prager Censur abhängig.

Und nun auf einmal Pressfreiheit! Nun auf einmal das Recht, nach Belieben Alles zu lesen: die bisher so streng verpönten „Grenzboten" und das antiklerikale „Löbauer-Blattel"; den Schiller in unverkümmerter Ausgabe und Blumauer's „Lob des Esels"; die „Stunden der Andacht" von Zschokke und J. J. Rousseau's „Contrât social"! Aber auch drucken lassen konnte man nun, was man eben der Publikation werth fand und man hielt damals gar Vieles einer solchen werth, was eigentlich, aufrichtig gesagt, lieber hätte ungedruckt bleiben sollen.

Jetzt zeigte sich wieder Johann Liebieg's rasches

und durchgreifendes Wesen im hellsten Lichte. Die Pressfreiheit erschien dem Manne als eine besonders wichtige Errungenschaft, auf dessen Büchertische stets die inhibirtesten politischen Bücher und Broschüren lagen und der mit Vorliebe vertrauteren Bekannten und Freunden Mittheilung machte von den Geistesfunken, welche vom Auslande her in die Nacht Oesterreichs hineinleuchteten. Schon am 1. April 1848 wurde, infolge einer von ihm mit dem Jungbunzlauer Buchdrucker getroffenen Vereinbarung, wonach Letzterer bewogen wurde, seine Druckerei nach Reichenberg zu übertragen, die erste censurfreie Nummer des „Reichenberger Wochenberichts" ausgegeben. Eben so wurden auf Liebieg's Kosten sämmtliche grössere, in Deutschland erschienene Journale, sowie die gesammten Erzeugnisse der freiheitlichen Wiener-Tagespresse an öffentlichen Orten ausgelegt; alle politischen Publikationen von Wichtigkeit aber, wie sie in Wien erschienen und von da aus so schleunig, als nur möglich, an ihn gelangten, liess er auf Tafeln geklebt, die an hohen Stangen befestigt waren, durch die Strassen der Stadt tragen. So wie sein ganzes Thun und Lassen während einer mehr als zwanzigjährigen Thätigkeit das Tageslicht nicht zu scheuen brauchte, erblickte er in der Oeffentlichkeit den schärfsten Sporn für die gesunde Entwicklung des sozialen Lebens und beförderte dieselbe wo er nur konnte.

Waren die Triebe des kaum gepflanzten Baumes der Erkenntniss auch mitunter entartete und wilde, und war es in der Folge auch eben so unvermeidlich, als strenge geboten, denselben mit Schere und Messer zu Leibe zu gehen; der Baum wuchs darum doch und trug die herrlichsten Früchte. Die Freiheit der Presse ist das Palladium der Freiheit eines Volkes. Jeder Grad ihrer Beschränkung ist ein unfehlbarer Weiser des Rückschreitens auf den Weg absolutistischer und reaktionärer Bestrebungen.

In Bezug auf den hohen Werth und die ungeheure

Tragweite der dritten Errungenschaft: des freien Vereins- und Versammlungsrechtes nämlich, wusste man sich Anfangs kaum zurecht zu finden. Nicht einmal in Wien und in den Provinzialhauptstädten, geschweige denn an kleineren Orten begriff man augenblicklich, was mit diesem Zugeständnisse eigentlich anzufangen sei. Wenn früher drei Personen an einem öffentlichen Orte beisammen sassen und sich über Tagesereignisse und Vorfälle in Staat, Kirche oder Gemeinde unterhielten, so sah sich Eine von ihnen gewiss scheu um, ob nicht ein unberufener Lauscher in der Nähe und ob nicht zu befürchten sei, dass Einer oder der Andere der anwesenden Gäste nach der Polizei rief. Wo Einer sich irgendwo herausgenommen hätte, ein tadelndes Wort über Staatseinrichtungen oder hochgestellte Persönlichkeiten fallen zu lassen, da konnte man sicher sein, dass Einige aus der Gesellschaft den Kellner herbeiwinkten, um ihre Zeche zu bezahlen, die Uebrigen aber, von einer peinlichen Verlegenheit ergriffen, sich in tiefes Schweigen hüllten und kopfschüttelnd, wie von einer unaussprechlichen Herzensangst getrieben, nach der Uhr sahen, ob die Bürgerstunde nicht bereits geschlagen habe und es Zeit sei, sich auf den Heimweg zu begeben. Und nun auf einmal die Berechtigung, zusammenzutreten in unbestimmter Zahl und an jedem beliebigen Orte; sich einen Vorsitzenden zu wählen, in Angelegenheiten des gemeinen Wohls und der Interessen Einzelner; zu diskutiren und zu debattiren, zu berathen und zu beschliessen und die Worte, wie sie aus dem Munde der mehr oder minder redebegabten Vereinsgenossen hervorsprudelten, auch zu Papier zu bringen, durch den Druck zu veröffentlichen und infolge des, mit dem Vereinsrechte in unmittelbarem Zusammenhange stehenden Petitionsbefugnisses an massgebender Stelle zur Geltung zu bringen. Das war denn freilich des Guten auf einmal fast zu viel geboten. Dass dieses Uebermass von Freiheit mitunter zu ganz absonderlichen Scenen und unfruchtbaren Expektorationen Anlass geben musste,

lag auf der Hand. Und dennoch welche unerschöpfliche Quelle frischen Volksbewusstseins und lebendiger Geistesregung!

Eine dreissigjährige Erfahrung hat es bis zur Evidenz klar gemacht, dass alle die Vereine, welche nicht zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen, künstlerischen Aufschwunges, gemeinnütziger Thätigkeit, wohlthätiger Anstalten, industrieller Unternehmungen oder auf Erwerb abzielender Institutionen geschaffen wurden, sich nur eines zeitweiligen Daseins zu erfreuen hatten; dass sie zumeist nach einer kurzen Blütezeit verwelkten, oft kaum geboren, schon beerdigt worden sind. Doch wer wollte deshalb ihren Einfluss auf die politische Bildung des Volkes bezweifeln? Wer wollte bestreiten, dass sie von ungeahnten Erfolgen begleitet waren? dass sie der wahren Freiheit die Bahn geebnet? dass sie manches Talent, das ohne sie verkümmert wäre, ans Tageslicht gehoben?

Sofort nach Eintritt des 1848er Völkerfrühlings fing es auch in dieser Richtung an, in Reichenberg zu spriessen und zu keimen.

Als erste Erscheinung in dieser Richtung ist eine Gesellschaft junger, dem Gelehrten- und Kaufmannsstande angehöriger Leute zu verzeichnen, welche in einer bescheidenen Stube in Frank's Hôtel zusammentraten, einen „Politischen Verein" gründeten und mit Eifer und Geschick daran gingen, sich für's öffentliche Leben auszubilden und die Angelegenheiten ihrer Vaterstadt sowol, als jene des grossen Vaterlandes in den Bereich ihrer Verhandlungen zu ziehen.

Es war im ganzen Sinne des Wortes die Elite der jungen Welt Reichenbergs, welche hier im ersten Stockwerke des Gasthofs tagte und mit Ernst und Verständniss dem Studium der welterschütternden Ereignisse, wie sich solche damals gerade in allen Ländern des Welttheils abspielten, oblag. Gleichzeitig machten aber die Honoratioren gereifteren Alters an der

Wirthstafel im Erdgeschosse in minder parlamentarischer Weise die Tagesbegebenheiten zum Gegenstande ihrer Unterhaltung, und Manchem der älteren Kaufleute und Fabriksherren war die Genugthuung und eine eigene Art von Befriedigung im Gesichte zu lesen, dass sich in dem „Politischen Vereine" über ihnen ihre Söhne und Angehörige befanden, wenn auch die Bedenklichkeit über Bestrebungen hin und wieder zum Ausdrucke kamen, zu deren vollem Verständnisse man sich der Neuheit der Sache wegen nicht aufzuschwingen vermochte, wie das auch unter den obwaltenden Umständen erklärlich war.

Inzwischen hatte sich am 3. April 1848 auch schon auf Grundlage der, durch das Vereinsrecht hervorgerufenen freieren und unabhängigeren Bewegung in der Verwaltung städtischer Angelegenheiten, ein, aus 20 Mitgliedern bestehender Bürgerausschuss zur Unterstützung des Magistrats in Angelegenheiten des allgemeinen Wohles gebildet, welcher später auf hundert vermehrt worden ist, und schon vier Wochen darauf trat ein zweiter politischer Verein in's Leben, welcher sich „Verein zur Aufrechthaltung deutscher Nationalität in Böhmen" nannte und sich die Wahrung konstitutioneller Interessen zum Ziele setzte.

Die Zahl seiner Mitglieder war bald eine sehr beträchtliche. Wer nur immer politisch zu denken und zu fühlen vermochte, schloss sich an. Da fehlte keiner der älteren Geschäftsleute mehr, und auch der Beamtenstand und selbst die Geistlichkeit entsendete Vertreter in denselben. Der „Politische Verein" in Frank's Hôtel aber konnte stolz darauf sein, die Hervorragenden seiner Mitglieder ausschliesslich zu Funktionären der letzterwähnten grossen Korporation berufen und das Büreau derselben durch sie besetzt zu sehen.

Mit demselben Eifer, den Johann Liebieg bei der Organisirung der Nationalgarde, bei Anwendung der freigewordenen Presse auf die Tagesliteratur Reichenbergs an Tag legte, widmete er sich auch den Vereins-

Angelegenheiten. Da gab es keine Versammlung, in welcher er nicht im Vereine mit seinem Freunde, Karl Herzig, und andern von ihm werthgeschätzten Standesgenossen erschienen wäre, um so mancher, mehr als es zuweilen eben zweckdienlich gewesen, zur Glühhitze entflammten Debatte durch sein beschwichtigendes Wort die nöthige Abkühlung zuzuführen; um mancher über das Ziel hinausschiessenden Resolution, infolge seiner gereifteren Ansicht die geeignete Bahn anzuweisen und um so manche Verhandlung, wenn sie auf den Abweg des Unpraktischen sich zu verirren drohte, gar oft durch ein einziges Wort aus der idealistischen Richtung zu schleudern.

Wer Johann Liebieg kannte, begriff es, dass dem Manne, welcher mit seiner Zeit haushälterischer zu gebahren wusste, als der ausgesprochenste Geizhals mit seinem Gelde, nichts ferner liegen konnte, als stundenlangen militärischen Exerzitien im Schlosshofe oder auf der „Galgenlade" beizuwohnen, wo der Nationalgarde mühsam der Paradeschritt und der Abmarsch in Reihen eingelernt wurde, oder an nicht minder zeitraubenden Verhandlungen in dem zum Ersticken angefüllten Sitzungssaale des obenerwähnten „Konstitutionellen Vereins" sich zu betheiligen, wo zum Ueberflusse auch noch gar oft recht klägliche Beschlüsse gefasst wurden. Wenn er dennoch seinen umfassenden, weit verzweigten Geschäften so manche Stunde entzog, um sie derlei Versammlungen zu opfern, so hatte das seinen wohlerwogenen Grund. Die Nothwendigkeit der Assoziation für höhere industrielle Zwecke, die Nothwendigkeit des Austausches der Ideen mittels einer Vereinigung der verschiedenartigsten Elemente zur Verfolgung grosser Ziele; die Nothwendigkeit durch das, die Wirkung selten verfehlende, gesprochene Wort auf die Massen Einfluss zu nehmen, dieselben empfänglich zu machen für die Ueberzeugung dessen, was ihnen vorzugsweise noth that, hatte ihm schon damals lebhaft vorgeschwebt. Ein Feind der Phrase,

wie er bis an sein Lebensende war, hätte er es gewiss nicht über sich vermocht, bei einer endlosen Jungfernrede Gevatter zu stehen oder aus Anlass einer, oft ebenso nutzlos, als selbstgefällig sich breitmachenden Interpellation Aufklärungen zu geben und beschwichtigend einzutreten, wenn ihm nicht eingeleuchtet hätte, dass ja am Ende durch solche Zwischenspiele der Gang der Handlung des Schauspiels keineswegs leide und dasselbe schliesslich doch einer befriedigenden Entwicklung zugeführt würde. Und um solche Entwicklungen handelte es sich ihm, denn er war ein Mann der That. Der Ausgangspunkt all' seines Strebens, all' seines Denkens blieb immer nur die Unternehmung, der industrielle Erfolg; alles Andere galt ihm als Nebensache.

Schon damals trug er sich mit Ideen der Verbesserung der Kommunikations-Mittel, der möglichsten Hebung des Kredits, der Erleichterung und Belebung des Verkehrs, der Regelung der Schulzustände überhaupt und der Bildung der Arbeiter insbesondere, sowie mit Institutionen für das Wohl der untern Klassen durch Anregung der Sparsamkeit und des Sinnes für ein geordnetes Familienleben. Handelte es sich in Vereinssitzungen um die Beantwortung diesbezüglicher Fragen, so begegnete man ihm gewiss stets als schlagfertigsten Votanten. Und in dem bereits wiederholt genannten Karl Herzig, sowie in Eduard Leitenberger fand er jederzeit überzeugungstreue Gefährten.

Letzterer zählte damals zu den bekanntesten Industriellen Böhmens. Zum schwunghaften und ausgedehnten Betrieb einer eigenen Fabrikation mangelten ihm zwar die Haupteigenschaften eines Geschäftsmannes: Ruhe und Stetigkeit; sein unablässiges Streben aber zu Verbesserungen im Fabrikationsbetriebe, seine ungewöhnliche Erfindungsgabe in Bezug auf Mechanik und Chemie und sein offener, den liberalsten Ansichten ergebener Charakter waren es, welche ihm einen Namen machten.

Auf diese Beiden konnte Johann Liebieg stets rechnen,

wo es galt, irgend ein die allgemeine Wohlfahrt förderndes Projekt in Anregung zu bringen und es zählte zur Glanzperiode des erwähnten Vereins, als Liebieg, Herzig und Leitenberger das Programm desselben beherrschten. Doch standen fast ausschliesslich nur stets Anträge in Bezug auf eine rasche, kräftige und gesunde Entwicklung des Güterlebens in Oesterreich auf diesem Programm. Mit hoher Politik und allem Anderen, was drum und dran hing, sich zu befassen, lag nicht im Interesse jener drei echten Arbeiternaturen: es war das nicht ihres Amtes.

Die Dauer beider Vereine zählte inzwischen nur nach Monaten. Der „Politische Verein" ging seiner allmähligen Auflösung darum entgegen, weil einige sich an ihn herandrängende fremde Elemente denselben zum Schauplatze unlauterer Eitelkeitsbestrebungen gemacht und seine ursprünglich tadellose Tendenz auf diese Art in eine schiefe Lage gebracht hatten, schliesslich aber auch die Thätigkeit seiner Gründer durch den „Konstitutionellen Verein" absorbirt worden war. Doch blieb das Freundschaftsband, welches gleichgesinnte junge Männer infolge jener Vereinigung umschlungen hatte, auf Jahre hinaus ein festgeknüpftes. Dem letztgenannten Vereine machten die Wiener Oktobertage ein Ende. Am 17. September hatte er noch ein grossartiges Verbrüderungsfest auf dem Reichenberger Schützenhause mit den deutschen Nachbarn in der Lausitz glänzend in Scene gesetzt, sich einige Wochen später noch an dem deutschen Vereinstage in Teplitz durch eine Deputation betheiligt. Der Herbst, welcher die Blätter von den Bäumen streifte, zog mit seinem ertödtenden Hauche auch über ihn hin, und so entschlief er denn, ohne wieder zu erwachen.

## XIV.

## HEIMSUCHUNGEN UND TROST IM SCHAFFEN.

Die Ruh' ist raschen Herzen eine Hölle.
Byron.

Nun wollen wir uns aber wieder mit dem Manne beschäftigen, dessen Name an der Spitze dieser Schrift steht.

Der Glücksstern dieses ausgezeichneten Geschäftsmannes als solcher war im Laufe der Jahre, die ihm zur Entfaltung seiner hervorragenden Leistungsfähigkeit zugemessen waren, wol zeitweilig von einem vorüberziehenden Gewölke verschleiert worden, doch nie und niemals ganz erbleicht oder wol gar dem Erlöschen nahe gebracht. Den Beweis dafür wird uns bei Gelegenheit zu erbringen möglich sein, wo wir im Verfolge seiner Lebensgeschichte noch ausführlicher der umfangreichen Unternehmungen gedenken werden, welche seiner Regsamkeit fortwährend Nahrung zuführten und seinen klaren Geist in unausgesetzter Bewegung erhielten.

Den Zenith des Glücks als Mensch dürfte er aber in der Periode erreicht haben, bei welcher wir nunmehr angelangt sind.

Drei tiefe, schmerzliche Wunden versetzte innerhalb weniger Monate das unerbittliche Geschick dem Herzen des Mannes, der bisher als glücklicher Familienvater, als Chef einer, in den weitesten Kreisen gekannten und geehrten Firma, im Vollgenusse körperlichen Wohlbefindens und selbstgeschaffener Glücksgüter eines wahrhaft beneidenswerthen Daseins sich erfreute.

Am 28. August 1848 entriss ihm der Tod die geliebte Gattin, die vortreffliche Mutter einer blühenden Kinderschaar. Zwei Leben machten dem einen segensreichen und beglückenden ein Ende. Die Geburt lieblicher Zwillingsschwestern grub einer mit den besten Eigen-

schaften des Herzens und Gemüths ausgestatteten Frau das frühe Grab.

Drei Monate später legte ein furchtbarer Brand die, von ihm im Jahre 1835 erbaute und auf 200 Power-Looms eingerichtete Kraftweberei in Asche.

Der 4. Januar 1849 entriss ihm einen seiner werthgeschätztesten Freunde für ewig.

Es war um 9 Uhr früh des eben bemerkten Tages, als in rasender Eile eine Kutsche an dem, nicht lange vorher zur Brandruine gewordenen Theile seines grossen Fabrikgebäudes in Reichenberg vorbeijagte, den Weg nach der Riesengebirgsstrasse einschlagend. Die Schnelligkeit der Bewegung des Fuhrwerks gestattete kaum, zu entnehmen, dass es ein Gespann des Hauses „Josef Herzig & Söhne" war, das da vorüber sauste und dass es der Chef desselben, Karl Herzig, war, welchen es heute beförderte. Ein besonderes Ereigniss musste der Grund dieser auffallenden Eile sein, und gar bald erfolgte die Erklärung derselben; denn die Nachricht, dass die, der genannten Firma gehörige Baumwollspinnerei in dem 2 Wegstunden von Reichenberg entfernten Dorfe Grünwald in hellen Flammen stehe, brauchte nur kurze Zeit zu ihrer Verbreitung nach allen Richtungen hin und somit auch in's Josefinenthal zu Liebieg. Wenige Minuten darauf sass Letzterer auch schon im Wagen, um sich persönlich Ueberzeugung von dem Umfange des Brandunglücks zu verschaffen und dem bedrängten Freunde wo möglich Beistand zu leisten oder sonst hülfreich einzuschreiten. Um 2 Uhr Nachmittags war Liebieg wieder heimgekehrt. Mit verstörter Miene, sichtbar tief erschüttert, nahm er im Kreise der Seinen Platz, die im ahnungsvollen Bangen mit dem Mittagsmahle seiner harrten. Längere Zeit sprachlos vor sich hinstarrend, brach er endlich auf wiederholtes Fragen in die Worte aus: „Die Fabrik ist niedergebrannt, aber auch Karl Herzig ist nicht mehr!" Die später erfolgte Schilderung der furchtbaren Katastrophe setzte ganz Reichenberg in

tiefe Trauer und Trostlosigkeit. Karl Herzig hatte sich, das Rettungswerk in einer Aufregung leitend, die wol die sonst an ihm gerühmte Besonnenheit beeinträchtigt haben mochte, zu weit vorgewagt, war unter ein berstendes Gewölbe getreten, das unter der Last des brennenden Gebälkes zusammenbrach und so den Unglücklichen in einem Flammenmeere begrub, aus welchem man ihn nach unsäglicher, von Angst und Schrecken begleiteter Anstrengung, als halbverkohlte Leiche herauszog.

Eine Begräbnissfeier, wie sie zu Ehren des populärsten Mannes der Stadt zwei Tage darauf veranstaltet wurde, war in Reichenberg, was Grossartigkeit und allgemeine Theilnahme anbelangte, noch nicht erlebt worden. Nicht nur dass die Bevölkerung im Umkreise mehrerer Meilen herbeigeströmt war, um dem verehrten Volksmanne ein letztes Liebeszeichen zu weihen, auch die ganze Nationalgarde war, über 2000 Mann stark, vollzählig ausgerückt um den Pomp der Trauerfeierlichkeit zu erhöhen.

Diesen wuchtigen drei Schlägen folgten bis zu dem Zeitpunkte, wo ihn eine Todeskrankheit auf's Siechenlager warf, von welchem er sich vollständig genesen, nicht mehr erheben sollte, noch mancherlei Unfälle, Kränkungen und Kümmernisse; so niederbeugend hatte aber keiner der nachfolgenden zahlreichen Unfälle auf Liebieg's Gemüth gewirkt, wie jene.

Es könnte hier die Frage aufgeworfen werden, ob der materielle Schade, wie ihn der Brand eines Fabriketablissements mit sich bringt, nicht zu hoch in Rechnung gebracht wird, wenn man ihn mit dem Verlust einer Frau und eines Freundes in eine und dieselbe Reihe stellt. Vielleicht lässt sich aber eine Lösung dieses psychologischen Räthsels finden, wenn wir bemerken, dass Liebieg von einem ganz anderen Gefühle übermannt schien, wie er vor den rauchenden Trümmern eines vier Stockwerke hohen Gebäudes und vor den, durch die Glut vernichteten, erst kürzlich angeschafften kostspieligen Maschinen stand,

als von dem des Verdrusses über die Einbusse einiger tausend Gulden und über eine Unterbrechung des, damals gerade äusserst lebhaft sich gestaltenden Fabriksbetriebes. Jemandem, der ihm bei dieser Gelegenheit das Bedauern über den Unglücksfall theilnehmend ausdrückte, entgegnete Liebieg in seiner bekannten, kurzgefassten Redeweise: „Bedauern Sie mich nicht, sondern die 100 Arbeiter, die nun drei Monate lang ohne Verdienst sind".

Wir haben bereits bei einer früheren Gelegenheit des freundschaftlichen Verhältnisses Erwähnung gethan, in welchem Johann Liebieg zu mehreren seiner Faktoren und insbesondere zu Anton Richter in Mildenau stand. Wir haben auch Erwähnung davon gethan, wie er den Letztern gerne als Reisebegleiter bei sich hatte und wie diese Reisen vorzugsweise der Bekanntschaft mit neuen Webwaarenartikeln auf den Leipziger- und andern Messen, sowie der eingehenden Beobachtung aller, auf das Geschäft Bezug nehmenden Einrichtungen gegolten haben.

Nachdem Liebieg sich eine eigene mechanische Weberei erbaut hatte, um der Konkurrenz begegnen zu können, war er in dem Falle, einigen seiner Faktoren die Geschäftsverbindung zu entziehen, während andere sich freiwillig zurückzogen. Die Meisten derselben hatten sich bereits so viel zurückgelegt, um selbstständige Webereien, Färbereien oder Appreturanstalten errichten zu können.

Anton Richter erwiderte aber einst auf die Frage Liebieg's, ob er denn nicht auch gesonnen wäre, sich in ähnlicher Art selbstständig zu machen, dass es ihm dazu an Lust und Muth fehle und dass er es vorziehe in seiner dermaligen Stellung gegenüber dem Hause Johann Liebieg & Comp. zu verbleiben. Dieser Zug von Anhänglichkeit sollte dazu beitragen, den so überaus bescheidenen Mann in nicht gar langer Zeit zu einer Wohlhabenheit zu verhelfen und ihn in eine Lage zu bringen, deren sich keiner seiner Geschäftsgenossen zu erfreuen hatte.

Gelegentlich eines Sonntagsausfluges in's Bad Liebwerda bei Friedland, sprach Johann Liebieg in Mildenau, welche Ortschaft am Wege dahin liegt, bei Anton Richter ein. Die Unterhaltung drehte sich wie gewöhnlich um geschäftliche Verhältnisse. Ein Blick des Gastes über die, von der rasch strömenden Wittig durchzogenen, anmuthigen Landschaft mochte Anlass zu der scherzweise hingeworfenen Aufforderung gegeben haben, Richter solle hier eine Kammgarnspinnerei erbauen. Dieser erwiederte aber, ohne der Aufforderung eine besondere Bedeutung beizulegen lächelnd: „Ja, wenn ich nur einen Schlüssel zu Ihrer feuerfesten Kasse hätte, Herr Liebieg, oder wenn Sie mir etwas von Ihrem Unternehmungsgeiste ablassen könnten." Und hierauf nahm das Gespräch sofort eine andere Wendung. Doch war kaum ein Jahr verflossen, als Richter abermals durch einen unverhofften Besuch seines Freundes und Gönners erfreut und von der diesmal weniger neckend klingenden Frage überrascht wurde, wieweit er denn mit seinem Projekte zur Anlage des erwähnten Fabriksetablissements gediehen sei?

Richter sah den Fragenden gross an und konnte für ein paar Augenblicke der Verlegenheit bezüglich des Gedankens nicht Herr werden, ob denn die damals seiner Auffassung nach unabsichtlich hingeworfenen Worte am Ende denn doch nicht ganz ohne Bedeutung gewesen seien, namentlich da, wie er Liebieg kannte, nicht leicht eine Aeusserung dessen Mund entfuhr, der nicht mit Recht eine gewisse Absichtlichkeit zugeschrieben werden musste. „Wenn Sie noch keine Anstalten zum Baue getroffen haben", fuhr jener fort, „so halten sie sich nur dazu und legen sie mir sobald wie möglich die Pläne vor, denn ich habe bereits die Maschinen in England für Sie bestellt und wünschte, dass wir heute über ein Jahr spinnen können." Und das Geschäft war gemacht. Dem Faktor des Fabrikshauses „Johann Liebieg & Comp.", welches, wie bereits früher erwähnt, seine Faktoreien auch auf die, von zahlreichen Weberfamilien

bewohnte Friedländer Gegend ausgedehnt und damals Hunderte von Handwebstühlen dort beschäftigt hatte, konnte die gebotene Gelegenheit nicht anders, als höchst erwünscht erscheinen, in Gemeinschaft und unter der Aegide der weltbekannten Firma an Stelle eines alten, in der Nähe seines Wohnhauses befindlichen Gebäudes, eine Kammgarnspinnerei nach französischem System erbaut und eingerichtet zu sehen, welcher die ausgiebige Wasserkraft des genannten Flusses trefflich zu Statten kommen sollte.

Und so war denn wirklich binnen Jahresfrist, 1851, Bau und Einrichtung des unter die Reichenberger Firma gestellten Kammgarnspinnerei-Etablissements mit einem Wasserrade von 50, verbunden mit einer Aushilfs-Dampfmaschine von 25 Pferdekräften vollendet. Drei Jahre später beherbergte dann ein kleinerer, dazu gekommener Neubau eine Handweberei für Thibet- und Caschmir-Stoffe mit 120 Handwebstühlen, und Anton Richter war Theilnehmer dieses nicht unbedeutenden Fabriksgeschäftes geworden.

Mittlerweile war Johann Liebieg auch in dem Gemeindeverband von Wien aufgenommen und Bürger der Haupt- und Residenzstadt geworden, denn er hatte einen, von dem Hofbaumeister Leopold Majir zum Theile bereits im Bau genommenen, zum Theile zum Neubau bestimmten Komplex von sieben alten Häusern in Wien bereits 1847 und 1848 erkauft und war nun Besitzer eines, seine Fronten nach drei Strassen, einschliesslich des „Hohen Markts", kehrenden Gebäudes, in dessen einer Abtheilung er die Comptoirs seines Bankgeschäftes und seine ausgedehnten Fabriksniederlagsräume etablirte.

Einige Jahre darauf kaufte er auch noch die am „Graben" und in der „Naglergasse" gelegenen, zehn verschiedenen Eigenthümern gehörigen vier alten Häuser, welche er einreissen und an Stelle derselben ein fünf Stockwerke hohes Prachtwohngebäude, eine

Ecke der beiden genannten Strassen bildend, aufführen liess.

Zu diesen Besitzständen kam dann später infolge eines Tauschgeschäftes, auf welches wir noch zu sprechen kommen werden, der sogenannte „Produktenhof" in der Leopoldstadt in Wien.

In tausend Andern hätte der Besitz so werthvoller Liegenschaften, gewiss das Verlangen rege gemacht, nunmehr aller Müh' und Plage überhoben, die Renten eines bedeutend angewachsenen Vermögens als Privatmann in Sorglosigkeit und Ruhe zu verzehren. Doch daran dachte der zum Millionär gewordene „Tuchknappe" auch nicht in der unbewachtesten Minute seines vielbewegten Lebens. Er hatte noch des Schaffens und Erringens zu viel vor sich. Und so wollen wir es denn versuchen, dieses seltenen Mannes Ausdauer in der Ausführung seiner, den Massstab gewöhnlicher Lebensthätigkeit und alltäglichen Geschäftsbetriebes weit übersteigenden Projekte auch noch weiter zu folgen.

## XV.

## ZUR CHARAKTERISTIK.

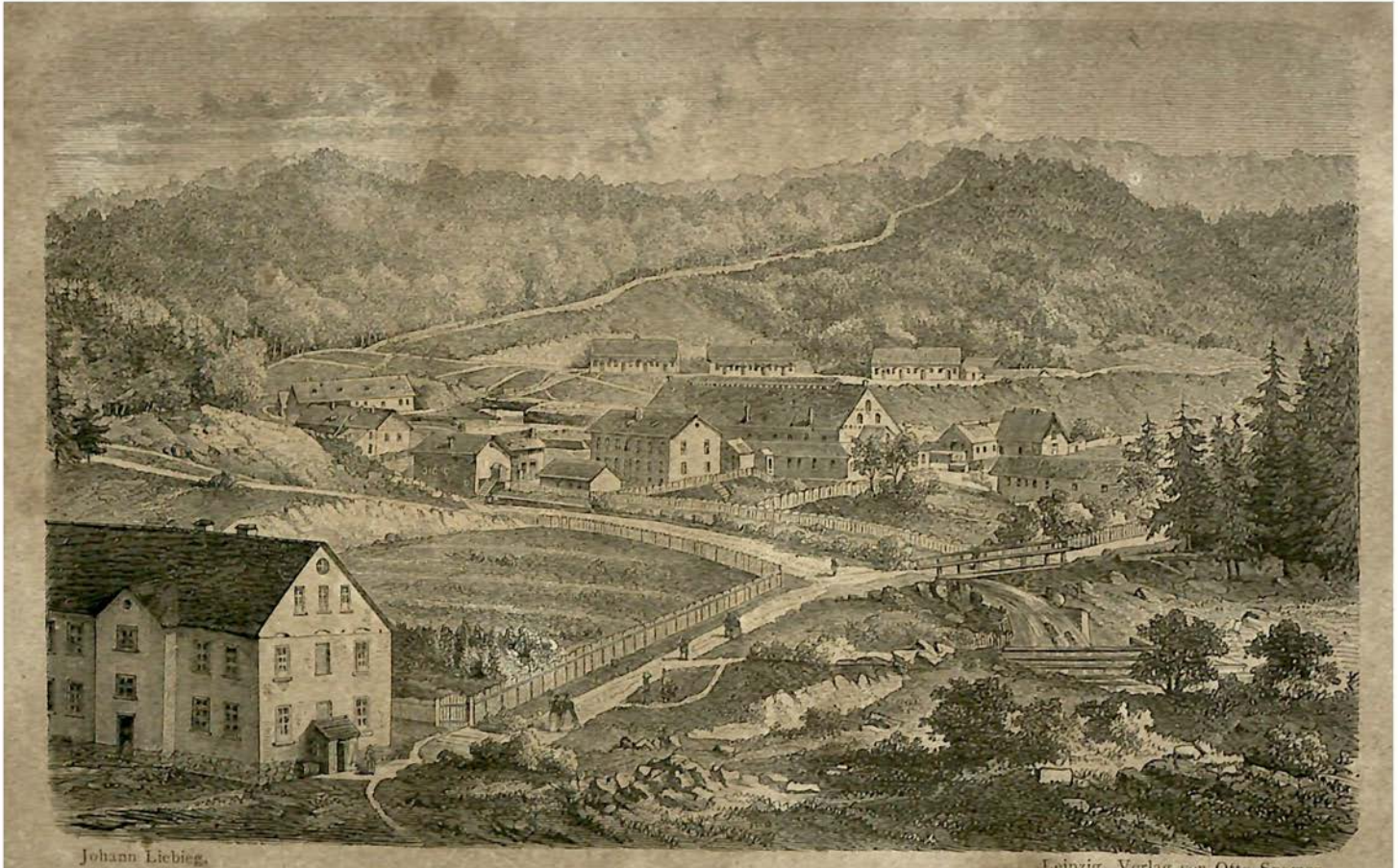
Das eigentliche Studium für den Menschen ist der Mensch. Weber.

Es war ein Grundsatz Johann Liebieg's, sich in seiner Lebensweise niemals von eingebildeten Bedürfnissen beherrschen zu lassen und er hielt unter allen Verhältnissen fest und treu an demselben. Niemals ein Freund geistiger Getränke, zog er reines Quellwasser stets andern durststillenden Flüssigkeiten vor. Nur ausnahmsweise und in heiterer Gesellschaft nahm er ein Gläschen Wein oder Bier zu sich. Einen reich ausgestatteten Keller suchte man vergebens in den unterirdischen Räumen seiner, zwar mit allem Comfort, aber mit Ausschluss jeden luxuriösen Beiwerks eingerichteten Wohnungen in Reichenberg sowol, als in der Residenz. Er liebte es zwar, seinen Mittagstisch mit den Erzeugnissen einer feinen bürgerlichen Küche zu versorgen, Gastmähler und kostbare Gelage waren aber nie nach seinem Geschmacke und er vermied es auch, wo er nur konnte, Einladungen zu solchen zu erlassen oder anzunehmen. Nur einmal des Jahres und zwar am Sylvester-Abende versammelte er seine Angehörigen und vertrauten Freunde, sowie die Ersten seiner Angestellten zu einem glänzend ausgerichteten Familienschmause, bei dessen Schluss, mit Schlag der Mitternachtsstunde, er sein Glas erhob, um seinen Gästen in kurzer, kräftiger Ansprache „ein glücklich Neujahr" zu wünschen.

Als rüstiger Fussgänger zog er stets eine Promenade von einigen Stunden durch Wald und Feld in der freundlichen Umgegend seiner zweiten Vaterstadt Reichenberg einer Spazierfahrt in der bequemen Karosse vor und

verzichtete gerne auf den Ruf, als Besitzer eines Stalls von Luxuspferden zu gelten. Er konnte sich von dem Gedanken nicht trennen, dass das Pferd eigentlich nur die Bestimmung habe, ein Mittel zur Ausführung nutzbringender Arbeiten zu sein. Wo es aber galt, schnell vom Flecke zu kommen und kostbare Zeit zu sparen, bediente er sich eines Gespanns, nahm aber dann auch keine Rücksicht darauf, ob ein paar Pferde zu Schanden gejagt wurden oder nicht; dafür gab es für ihn keine knauserige Berechnung.

Vergnügungen, wie sie der Reichthum erfindet, um die Zeit möglichst zu verkürzen, um für eine, auf Geist und Körper nicht immer gleich erspriesslich wirkende Zerstreuung zu sorgen oder um dem Sinnenkitzel zu huldigen, vermochten niemals eine Anziehungskraft auf ihn zu üben. Seine Erholung nach der Tagesstunden gewissenhafter Verwendung bestand, wenn er stabil an einem Orte, und nicht auf Reisen sich befand, Abend für Abend in einer Partie Whist mit Zweien oder Dreien seiner Hausgenossen, in der er sich aber auch dann durch kein Geschäft, durch keine, wie immer geartete, auf ein solches bezugnehmende Nachricht stören liess. Eine eingelangte telegraphische Depesche schob er gewiss unter allen Umständen uneröffnet bei Seite, um erst dann einen Blick auf ihren Inhalt zu werfen, wenn der Robber ausgespielt und Gewinn und Verlust gehörig notirt waren. Es traf sich einmal, dass ihm der Draht während des Spiels das Ansuchen brachte, gegen eine Entschädigung von einigen 20,000 Gulden auf ein Lieferungsgeschäft verzichten zu wollen. Er griff, ohne eine Miene zu verziehen, nach der neben ihm liegenden Bleifeder, schrieb das Wörtchen „Nein" auf die Depesche, schellte nach dem Diener, bedeutete demselben diesen schriftlichen Bescheid einem seiner Söhne zu überbringen, und bemerkte hierauf mit einer Gleichgiltigkeit, als ob nichts vorgefallen wäre, gegen seinen Partner, dass es jedenfalls besser gewesen wäre, den König auszuspielen, statt die Dame,



Johann Liebieg.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

Kolonie und Glashüttenwerk Schwarzwald in Ungarn.

indem er, um das Spiel fortzusetzen, lächelnd die Karten mischte.

Eben so wenig als er einer langen Ueberlegung Raum gab, um beträchtliche Summen zur Auszahlung anzuweisen, wo es sich darum handelte, irgend einen, seine Unternehmungen fördernden Zweck zu erreichen, eine neue Fabrikseinrichtung an Ort und Stelle kennen zu lernen, eine zweckdienlich erscheinende Erfindung auszunützen, irgend ein Talent zu unterstützen, irgend eine hervorragende Leistung freigebig zu entlohnen, irgend einer Sammlung für wohlthätige oder gemeinnützige Einrichtungen dadurch Kredit, Theilnahme und pekuniär günstige Resultate zu verschaffen, dass er einen namhaften Betrag nebst seinem Namenszuge an die Spitze des betreffenden Subscriptionsbogens zeichnete, eben so sparsam und genau, ökonomisch und berechnend zeigte er sich in Dingen, welche sein praktischer Sinn als unnöthig oder nebensächlich erkannte. Der Salon, in welchem unmittelbar nach Beendigung des Soupés der Spieltisch aufgesucht wurde, war durch vier Gasflammen taghell erleuchtet. Dessen ungeachtet durften aber auf jenem, während der Partie, die brennden Kerzen nicht fehlen. Diese im Moment sofort auszublasen, wo das Spiel zu Ende war, und dasselbe währte nie länger als bis 11 Uhr, vergass er jedoch nicht ein einziges Mal und es geschah dies sicherlich nicht infolge einer übertriebenen Sparsamkeit, sondern nur aus einer ihm angeborenen Abneigung gegen alles Ueberflüssige.

Wir halten es für unbedingt nothwendig, diesen kleinen Beitrag zur Charakteristik Johann Liebieg's vorauszusenden, um es glaubwürdig und fasslich zu machen, wie es diesem Manne auch nicht im Entferntesten beikam, irgend einer prunksüchtigen Idee zu fröhnen, irgend den Wunsch aufkommen zu lassen, den „grand seigneur" zu spielen und irgend Werthe auf's Spiel zu setzen, um in Ueppigkeit und Wohlleben des Berufes zu vergessen, welcher für ihn in der bestmöglichen

praktischen Verwendung menschlicher Arbeitskraft gelegen war.

Als er eines Tages der Geneigtheit den Ausdruck gab, sich in Ungarn anzukaufen und durch die Erwerbung eines grösseren Gutskomplexes daselbst, den Versuch zu machen, ob sich von den unerschöpflichen Schätzen dieses, verhältnissmässig noch zu wenig gekannten Landes nicht irgend ein Bruchtheil heben und verwerthen liesse zum Vortheile der heimatlichen, in einzelnen Zweigen der Erwerbsthätigkeit bereits in Besorgnisse erregender Weise angewachsenen Arbeiterbevölkerung, konnte die Kundgebung einer solchen Absicht von Seite einer Persönlichkeit, wie Liebieg eine war, nicht verfehlen, Aufmerksamkeit in weitern Kreisen zu erregen. Es wäre damals halb Ungarn zu kaufen gewesen. Die Inseratentheile aller Tagesblätter wimmelten von Gutsverkaufs-Angeboten in allen Dimensionen. Es waren keine 4 Wochen vergangen, als Liebieg ein ganzes Archiv von Gutsbeschreibungen voll blendender Schilderungen kostbar ausgestatteter, überaus einträglicher, reizend situirter, die herrlichste Zukunft versprechender Objekte anzulegen in die Lage gekommen war, und es verging kein Tag, wo sich nicht ein Agent, ein Spekulant oder irgend ein, die günstige Gelegenheit, sein mehr oder minder verschuldetes Besitzthum an Mann zu bringen mit Hast ergreifender Grundherr des dreieinigen Königsreichs mit Offerten, welche goldene Berge und ein Eldorado von Glückseligkeiten in sichere Aussicht stellten, bei ihm gemeldet hätten. Für den bedächtigen, scharfblickenden, die Verhältnisse durchschauenden Geschäftsmann handelte es sich aber nur um einen Versuch und für einen solchen hielt er die Erwerbung eines Besitzstandes für ausreichend, der kein Utopien, wohl aber eine mässig lohnende Verwerthung versprach.

# XVI.

## IN TRANSLEITHANIEN.

Hier ist die Stätte, seht', hier fällten
Den unbetret'nen Urwald wir
Mit unserm Schweisse, hier bestellten
Wir das jungfräuliche Revier;
Hier soll die Heimat sich erneuern.
R. E. Prutz.

Im südlichen Biharer-Comitate Ungarns, 10 Meilen von Grosswardein entfernt und in einem wilden Thale inmitten der aus Siebenbürgen hereinreichenden Zweige der Karpathen gelegen, war es ein Gutsobjekt, welches Johann Liebieg im Jahre 1852 weniger der, auf selbem befindlichen, verlassenen Glashütte halber, als wegen eines damit verbundenen, als verwerthbar erkannten, nicht unbeträchtlichen Komplexes von 3400 Joch im Rézgebirge gelegener Buchenurwaldungen käuflich an sich brachte. Dasselbe konnte durch einen Nachkauf zu einem Areale von nahezu 11,000 Joch erweitert werden und hat eine solche Vergrösserung später auch wirklich erfahren. Das in unmittelbarer Nähe angehäufte Material für Erzeugung von Glaswaaren, deren Absatz die günstige Lage der Hütte zu fördern versprach, hatte sofort den Keim zu der Idee gelegt, dem deutschen Fleisse hier ein lohnendes Feld der Thätigkeit zu eröffnen, und mit einer, vor dem bedeutenden Kostenaufwande nicht zurückschreckenden, gleichen Schritt mit der unbeugsamsten Beharrlichkeit haltenden Raschheit wurde an's Werk gegangen.

Mit Hülfe zahlreicher, aus Böhmen dahin entsendeter Arbeiter war nach Hinwegräumung mannichfacher Hindernisse, welche in der Eindämmung von Gewässern, in Felsensprengungen und in der Lichtung dichter Waldstrecken bestanden, der trotzigen Natur innerhalb eines verhältnissmässig kurzen Zeitraums rastloser Arbeit das für eine Ansiedlung in jeder Hinsicht geeignete Terrain

abgerungen worden. Bald umgab eine Gruppe wohnlich eingerichteter Gebäude die von Grund aus neu erbaute Glashütte. Zum Betriebe derselben waren böhmische Glasarbeiter und deutsche Handwerkerfamilien herbeigezogen worden. Das Unternehmen, dessen technische Durchführung nichts zu wünschen übrig liess, konnte in seinem Bestande als ein gesichertes betrachtet werden. Die Opferwilligkeit des, mit hinlänglichen Mitteln ausgerüsteten Schöpfers der Kolonie, die Arbeitsamkeit und entsprechende Sinnesart der, unter unausgesetzter Sorgfalt für ihr geistiges und leibliches Wohl trefflich geleiteten kleinen Gemeinde übernahmen die Bürgschaft dafür. Da trat aber ein, dem Anscheine nach schwer zu bewältigendes Hemmniss in den Weg, wie der Schilderung aus einer offenbar mit den Verhältnissen vertraut gemachten Feder in Wirth's „Gew.-Kalender" pro 1869 wörtlich zu entnehmen.

Von Elesd, im Körösthale (5 Meilen aufwärts von Grosswardein) aus, war die Wasserscheide zwischen Körös und Berettyo zu überschreiten, um an die Bisztra zu gelangen, welche für die mechanischen Werke von „Schwarzwald", diesen Namen führte das Gut, die Wasserkraft zu liefern hatte. Die Formation des Glimmer-Schiefer-Gebirges bietet hier, wie überall, die Eigenthümlichkeit dar, dass unzählbare kleinere Gebirgsstöcke entstanden, deren Ausläufer sich nach allen denkbaren Richtungen verzweigen und gegen Schluchten steil abfallend, nur sehr schmale Rücken bilden. Dieser Gestaltung zufolge mussten die gewöhnlichen Wege vom Thale aus an der abfallenden Schneide eines Ausläufers in steilster Richtung den Gebirgsrücken zu erreichen suchen, auf dem Grathe über einzelne höhere Kuppen fortziehen und auf einem passenden Ausläufer ebenso steil ins Thal abfallen.

Solcher Art waren die bisherigen Fahrwege, welche von dem Schwarzwalder Thalkessel nach Elesd, nach Lugos, nach Almazegh-Hutta, nach Közepes und nach Bodanos,

führen, denn der Ausfluss der Bisztra aus dem genannten Thalkessel nach dem letzterwähnten Orte, ist durch hart und schroff an beide Ufer herantretende Felsenwände dergestalt eingeengt, dass die Herstellung eines Fahrweges hier nur durch ungeheure Sprengungen und Felsengallerien zu ermöglichen gewesen wäre."

An einer Kommunikation fehlte es demnach der Ansiedelung mit den, bereits eines regelmässigen Verkehrs nach auswärts sich erfreuenden Nachbarortschaften, denn diese waren bisher von „Schwarzwald" aus nur zu Pferde, oder mittels schwerfälliger Ochsenbezüge zu erreichen.

Für Beseitigung dieses tief einschneidenden Uebelstandes musste unbedingt Rath geschafft werden.

Sofort nach dem Ankaufe der alten Glashütte zu Fekete-Erdö (Schwarzwald) war auf Herstellung eines fahrbaren Weges nach dem Körösthale Bedacht genommen, eine Strasse auf dem eigenen Gebiete bis zur Höhe der Wasserscheide in einer Länge von 4000 Klaftern auf Kosten des Besitzers angelegt und erbaut, nach Beseitigung der Schwierigkeiten aber, welche bezüglich der Grundabtretungen, sowie der Leistung der Erdarbeiten durch Naturkräfte (Gemeinde-Robot) aufgetaucht waren, zur Fortsetzung dieser Strasse gegen Pestes und Elesd geschritten worden. Und in weniger als 2 Jahren war diese ca. 11,000 Klaftern lange Strasse vollendet und mit ihren 84 Brücken und gemauerten Durchlässen der Bezeichnung als Kunststrasse um so würdiger, als sie ungeachtet der Höhe der zu überschreitenden Wasserscheide (900 Fuss über Elesd und 480 Fuss über der Schwarzwalder Glashütte) doch nur mit höchstens 4" Steigung angelegt wurde.

Die Aufgabe, eine, im Herzen einer undurchdringlich erschienenen Wildniss gegründete Arbeiterkolonie mit der civilisirten Welt in Verbindung zu bringen, war somit aufs glücklichste gelöst. Der Aufwand von nahezu 150,000 Gulden, den sie erheischte, war ein Opfer auf den

Altar des Vaterlandes gelegt. Denn was vor 16 Jahren noch in nichts Anderm, als in einer, aus Mangel an Thatkraft, Intelligenz und Kapital dem Verfalle anheimgegebenen Glashütte bestand, ist heute ein Etablissement, welches einer, in religiöser, intellektueller, humanitärer und materieller Richtung bestversorgten, auf 600 Köpfe angewachsenen Arbeiterkolonie den Lebensunterhalt gewährleistet.

Von der Cernagora zur Sohle des Thalkessels gelangend, erblickt man, als erstes Werk, eine nach damals neuestem System konstruirte Brettsäge in Thätigkeit; anstossend an dieselbe die bald darauf errichtete amerikanische Mühle. Ein zweiter, mit bedeutenden Kosten hergestellter Wassergraben führt zu einem, von Grund aus neu erbauten Glasschleifwerke, an welches sich eine mechanische Werkstätte anschliesst. Gegenüber diesem Schleifwerke, am linken Ufer der Bistritz, liegt die gleichfalls massiv erbaute, grosse Glashütte, umgeben von steinernen Wohngebäuden, Magazinen, Stallungen, Holzplätzen, einem Ziegelschlag und Arbeiterhäusern. Auf diese Letzteren noch einmal zurückzukommen behalten wir uns vor, wenn der Unternehmungen gedacht werden wird, welche das Wirken Johann Liebieg's, auch in humanitärer Beziehung, als ein wirklich hervorragendes kennzeichnen. Flussabwärts, am rechten Ufer befindet sich das Wohnhaus des Gutsverwalters, in welchem das Comptoir, die Schule und der Betsaal untergebracht sind; noch weiter abwärts, an dem durch eine Brücke verbundenen linken Ufer, ein stattliches Pochwerk, unfern davon aber, gegenüber der Glashütte, ein gleichfalls neu erbauter, gut eingerichteter Gasthof.

Wenn im Laufe der Jahre das, diesem Kolonisirungs-Versuche gewidmete Anlagekapital die Höhe von fast einer Million Gulden erreicht hat, so stand dieses im untrennbaren Zusammenhange mit dem, durch nichts beirrten Streben Johann Liebieg's, in diesem entlegenen Theile Ungarns eine Glasfabrik in's Leben zu rufen,

welche mit den neuesten Maschinen und besten Werksvorrichtungen ausgestattet, sich als Musteranstalt Geltung verschaffen sollte. Anderseits wurde der grosse Aufwand aber auch durch die Nothwendigkeit herbeigeführt, tüchtige Kräfte von auswärts herbeizuziehen und einen Stamm fleissiger und geschickter Arbeiter heranzubilden, was nur dadurch möglich war, dass man denselben Vortheile aller Art zuwendete und in Aussicht stellte; endlich musste aber auch als Grundlage des Ganzen in erster Reihe die so äusserst kostspielige Beschaffung erleichterter Kommunikationen in Betracht gezogen werden.

Im vollsten lohnendsten Bewustsein, als Gründer einer Ansiedelung zu gelten, welche, je mehr das Projekt eines, in ihrer Nähe vorüberzuführenden, ungarisch-siebenbürgischen Schienenweges der Verwirklichung entgegen reifte, einer desto schöneren Zukunft gewärtig sein konnte; sowie in der Ueberzeugung, es liege in diesem, zwar mit namhaften Opfern, aber nicht ohne entsprechende Erfolge in's Leben gerufenen Unternehmen ein Impuls für ähnliche Versuche in einem Lande, dessen überaus reiche, ja unerschöpfliche Hülfsquellen sich der, auf eine reelle Basis gestellten Spekulation überall willig öffnen würden, wies Johann Liebieg nach einem mehrjährigen Besitze „Schwarzwalds" die sich ihm darbietende Gelegenheit nicht von der Hand, infolge einer Transaktion, welche den „Produktenhof" in Wien in sein Eigenthum brachte, die ungarische Kolonie den Händen eines Eingeborenen anzuvertrauen, von dessen Vorliebe für die Sache, sowie von dessen patriotischer Denkungsart eine Fortentwicklung derselben mit aller Zuversicht zu erwarten stand,

Noch müssen wir erwähnen, dass die eben geschilderte Unternehmung Anlass gab zu einer auf Kosten Liebieg's ausgerüsteten wissenschaftlichen Expedition zur Erforschung der Kulturverhältnisse der zwischen den beiden Flüssen Körös und dem Jadflusse in Siebenbürgen

gelegenen Urwaldsdistrikte durch einige, der Forst- und Holzwirthschaft angehörige Fachleute. Das Resultat dieser, eine längere Zeit in Anspruch nehmenden Untersuchung wurde sodann in einem umfangreichen Berichte dem damaligen Landeskommandirenden in Ungarn, Erzherzog Albrecht, vorgelegt und von demselben mit grossem Interesse entgegengenommen.

## XVII.

## SPAETES KEIMEN FRUEHER SAAT.

Die That ist frei, allein sie bleibt gethan
Und wird im Buch des Lebens aufgezeichnet.
Zacharias Werner.

Die civilisirte Welt beherbergt eine Unzahl Individuen, welche beim Lichte betrachtet, ein recht zweckloses Leben führen, wenn zwecklos als gleichbedeutend mit unproduktiv genommen wird. Namentlich die grossen Städte sind Sammelplätze einer Spezies, welcher ererbter, oder sonst leicht erworbener Reichthum die Mittel zur angenehmen Fristung eines solchen Daseins liefert, während eine Abart derselben dazu bestimmt zu sein scheint, im geschäftigen Müssiggange die Folie jener bevorzugten Klasse zu bilden. Johann Liebieg, dessen Drang zu produziren und zu organisiren die nutzbringende Thätigkeit der Menschen als höchstes Lebensziel betrachtete, zeigte bei jeder Gelegenheit unverhohlen, wie wenig Werth er auf das Thun und Treiben Derjenigen lege, deren einzige Sorge darin bestand, Zeit und Geld todtzuschlagen oder die sich den Anschein gaben und Andere glauben machen wollten, dass sie der Last von Geschäften fast erlägen, indem ohne ihr Eingreifen die Maschinerie der gesellschaftlichen Zustände ohne Weiteres in's Stocken geräthen müsste. Er verglich scherzweise mehr als einmal die Wichtigthuerei dieser Menschen mit dem Chor der Oper, welcher, um einen, in's Meer hineinragenden Felsen

gruppirt, den eben vor sich gegangenen Sturz des Helden in die Tiefe bejammert und 25 Minuten lang den Refrain zum Besten giebt:

„Es hat verschlungen ihn das Meer,
Wir sehen ihn nimmer, ja nimmermehr!"

ohne aber auch nur eine Bewegung zur Rettung des Verunglückten zu machen.

Auf ihn, dem das bündige Wort, der schnellgefasste Entschluss, die rasche That Alles galten, machte das Radotiren und Bramarbasiren, das Renommiren und Schwadroniren den Eindruck unwiderstehlichen Ekels. Ihm in dieser Weise Sand in die Augen zu streuen, war unmöglich. Leute, welche sich ihm als Phrasendrescher, Maulhelden, Rabulisten oder Faselhänse präsentirten, konnten sich darauf gefasst machen, ihn bei einem zweiten Besuche nicht zu Hause zu finden. Nicht minder widerte ihn aber auch alles Halbe, Unbestimmte, Unausgesprochene, „von des Gedankens Blässe Angekränkelte" an, und mit Vorliebe ergriff er jede Gelegenheit über die Schreibseligkeit, Umständlichkeit, Förmlichkeit und Kleinigkeitskrämerei des büreaukratischen Schlendrians schonungslos die ätzende Lauge seines Witzes auszugiessen. Wer bei einer solchen Gelegenheit das spöttische Wiegen des Kopfes, das ironische Zwinkern seiner Augen und das leise, fast unhörbare Zischen seines Mundes verstand, der war auch über das Urtheil im Reinen, welches er sich in seinem Innern über den Mann gemacht, der ihm oder Andern auf diese Art zu opponiren sich bestrebte. Liebieg war eine durch und durch praktische Natur. Er liess selten eine Aeusserung vernehmen, welcher nicht irgend eine Absicht zu Grunde lag. Er that nichts, was nicht als Brücke angesehen werden konnte, um irgend zu einem Zwecke zu gelangen. Er brachte nie ein Opfer, sei es an Zeit oder Geld, ohne sich des Ziels bewusst zu sein, welches damit zu erreichen wäre. So im Kleinen wie im Grossen.

Als im Jahre 1850 die Handels- und Gewerbekammern

in's Leben gerufen worden waren und es vorzugsweise seinen Bemühungen gelang, dass der Sitz einer solchen, statt in einer der Kreisstädte Böhmisch-Leipa oder Gitschin, wie ursprünglich beantragt war, nach Reichenberg verlegt wurde, schlug er die, mit Einstimmigkeit auf ihn gefallene Wahl zum Präsidenten dieser Kammer nicht aus. Dass es Ehrgeiz war, der ihn zur Uebernahme dieses hervorragenden, vielfach zu verwerthenden Amtes veranlasste, fiel auch nicht seinem erbittertsten Gegner ein zu behaupten. Eine ganz andere Triebfeder leitete ihn dem Entschlusse, der Berufung auf diesen, mit eben so viel Verantwortlichkeit als Zeitaufwand verknüpften Ehrenposten Folge zu leisten. Dass er als Leiter und Führer einer, von den angesehensten Industriellen, Kaufleuten und Gewerbetreibenden gebildeten Korporation des Nordostens Böhmens einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Zollgesetzgebung zu üben in die Lage kam, welche gerade damals, wo der Kampf mit den Konsequenzen des Ueberganges vom Prohibitiv- zum Schutz-Zoll-System zu bestehen war, den empfindlichsten Nerv der einheimischen Industrie berührte, war hier erst in zweiter Reihe für ihn massgebend. Durch die Handels- und Gewerbekammer war aber nunmehr der Weg gefunden, der Lösung der grössten Lebensfrage für den Kammerbezirk, an welcher Liebieg im Vereine mit einigen gleichgesinnten Freunden schon seit einem Decennium unausgesetzt und ruhelos gearbeitet hatte, näher zu rücken: der Eisenbahnfrage.

„Während der österreichische Kaiserstaat den Weltverkehr durch Schienenwege nach allen Richtungen hin unterstützt hatte, während sich seine Kommunikationsmittel denen, der westlichen und nordwestlichen Nachbarstaaten würdig an die Seite stellten und die der südlichen und östlichen sogar noch übertrafen, lag der Reichenberger Handelskammer-Bezirk zwischen den Eisenbahnnetzen dreier Staaten und war dennoch von allen Schienenwegen zu weit entfernt, um einen Vortheil

daraus zu ziehen. Und dennoch umfasst dieser Bezirk nicht nur den grössten Theil der Industrie Böhmens, sondern einen grossen der Fabrikationszweige des gesammten Reiches. Schafwoll-, Leinen- und Baumwoll-Manufaktur, Glaserzeugung und Glasraffinerie finden sich vorzugsweise hier vertreten. Industrie ist der eigentliche Lebensathem dieses Bezirks, von ihrem Gedeihen hängt im vollen Sinne des Worts die Existenz von 100,000 Menschen ab."

Mit diesen Worten leitete die Kammer eine am 19. Mai 1852 dem Handelsminister durch eine, von Liebieg geführte Deputation überreichte Denkschrift ein, welche die Bestimmung hatte, ein Definitivum über den Bau einer Eisenbahn von Reichenberg nach Zittau zum Anschluss an die Löbau-Zittauer-Bahn zu erlangen. Es war dies die erste That der Handelskammer und die Raschheit, mit der man zu ihr schritt, sowie der Gegenstand, den sie betraf, wiesen nur zu deutlich auf ihren eigentlichen Urheber hin.

Von nun an nahm die Idee, welche Johann Liebieg seit Jahren schon in seinem Innern gehegt und gepflegt hatte, die nämlich, seine zweite Heimat des mächtigsten Hebels der Industrie und des Verkehrs, d. i. einer Eisenbahn theilhaft werden zu sehen, immer greifbarere Formen an. Sowol in seiner Eigenschaft als Handelskammer-Präsident, als durch den Weltruf unterstützt, welchen er sich und seiner Firma verschafft hatte, gelang es ihm, die Wege für die Erfüllung seines höchsten Wunsches so weit zu ebenen, um nunmehr auch in Regierungskreise den Glauben an die Nothwendigkeit einer Schienen-Kommunikation zu tragen, während die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit bereits im Volke tiefe Wurzel geschlagen hatte. Damit war aber nur wenig noch erreicht. Ein volles Jahr hatte es gedauert, nämlich bis zum 24. April 1853, bis die Konzession des Zittau-Reichenberger Eisenbahnbaues erfolgte. Mittlerweile hatte aber Johann Liebieg auch die Richtung gegen Süden nie aus den Augen

verloren. Auf Grundlage des Eisenbahn-Konzessionsgesetzes vom 8. September 1854, durch welches der Bau von Eisenbahnen der Privat-Spekulation zugängig gemacht wurde, trat er mit Adalbert Lanna und den Brüdern Klein in Verbindung, deren Erfolg die, mit der kaiserlichen Entschliessung vom 15. Juni 1856 ertheilte Konzession zum Baue der „Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn" war. Die Erlangung dieses, den Aufschwung der Stadt Reichenberg sichtbar befördernden Schienenweges überhaupt, sowie die beispiellos rasche Vollendung der 22 Meilen langen Strecke im Laufe zweier Jahre zählen mit zu den Grundsteinen des Denkmals, welches dem Unternehmungsgeiste und der rastlosen Thätigkeit Johann Liebieg's gebührt.

Als die Nothwendigkeit, Reichenberg in das Eisenbahnnetz einzureihen, von Johann Liebieg erkannt war, dachte derselbe, und dies scheint uns für seinen grossen weltbürgerlichen Sinn charakteristisch, in erster Reihe nicht an die Verbindung mit der Landeshauptstadt Prag, die damals für den Handel und Verkehr noch nicht die Bedeutung von heute hatte, sondern er zielte gleich direkt auf Wien. Schon in der Wahl des heute etwas anspruchsvoll klingenden Titels „Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn" kennzeichnet sich die Sehnsucht der, zwischen Berge eingeklemmten und von einer andern Nationalität theilweise umspannten Bevölkerung des nordöstlichen Böhmens nach einer innigen Verbindung mit den Mittelpunkten der deutschen Kultur und des freier flutenden Verkehrs im Norden und Süden. Anderntheils hatte der Titel insofern seine Berechtigung, als vermittelst dieser Bahn thatsächlich der kürzeste Schienenweg zwischen Berlin und Wien geschaffen wurde. Dabei stellte sich später freilich heraus, dass nicht nur die geographische Entfernung, sondern auch die Steigungsverhältnisse, sowie der gute oder üble Wille der Anschlussbahnen dafür entscheidend sind, ob der neue Verkehr den kürzesten Weg einschlägt oder nicht. Und in Hinsicht auf diese

Modalitäten ergaben sich für die „Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn" grosse Schwierigkeiten. Schon die Richtung war keine ganz glücklich gewählte. Der scharfblickende Liebieg beabsichtigte von Reichenberg ab das Neissethal aufwärts, die industriellen Bezirke von Gablonz und Morchenstern und dann vor Allem die dichtbevölkerte Gegend von Tannwald mit ihren grossen Industriewerkstätten vermittelst des Schienenweges in den Weltverkehr einzubeziehen, um dann, die Thäler der Kamnitz und Iser hinab, die Bahn über Gitschin bei Pardubitz mit der Staatsbahn zu verbinden. Dagegen waren es strategische Rücksichten, welche für die Konzessionäre die Nöthigung herbeiführten, die Festungen Josefstadt und Königgrätz zu berühren. Um dahin zu gelangen, musste die Trace über Semil, Packa und Königinhof durch gänzlich abgelegene und verkehrsarme Gebirgsthäler gezogen werden, und die daraus resultirenden höheren Baukosten, die geringeren Verkehrszuflüsse, sowie fernerhin die Schwierigkeiten, welche die inzwischen aus dem Staatseigenthum in den Besitz einer französischen Privat-Gesellschaft übergegangene „Oesterreichische Staatsbahn" zu Gunsten ihrer Bodenbacher Linie dem Verkehre der „Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn" entgegenstellte, lasteten schwer auf dem Unternehmen, bis dasselbe erst in neuester Zeit vermittelst der „Oesterreichischen Nordwestbahn" durch Fortsetzung der beiden Endstrecken der Bahn einerseits von Pardubitz über Znaim nach Wien und anderseits von Reichenberg über Friedland nach Görlitz zu jener freien Stellung gelangte, welche dem eigentlichen Schöpfer derselben bei der ursprünglichen Gründung vorschwebte.

Die Baukosten der Bahn waren im Verhältniss billig, sie betrugen nur 809,213 fl. pr. Bahnmeile, was um so mehr Anerkennung verdient, als der Bau mit ausserordentlicher Schnelligkeit gefördert ward. Der erste Spatenstich geschah zu Pardubitz am 22. September 1856, und schon am 4. November 1857 ward die Strecke Pardubitz-

Josefstadt, am 1. Dezember desselben Jahres die Strecke Josefstadt-Falgendorf-Turnau und am 1. Mai 1859 die ganze Bahn dem Verkehr übergeben.

Nachdem durch die „Süd-Norddeutsche Verbindungsbahn" der Weg nach den Handelsplätzen des Zollvereins und nach Wien für Reichenberg und die Industrieorte des nordöstlichen Böhmens gefunden war, konnte später auch die Verbindung mit Prag durch die Turnau-Kraluper Bahn um so leichter hergestellt werden, als die Reichenberg-Pardubitzer Bahn, bis sie in Turnau ankommt, bereits den schwierigen Hochpass des Zaskál überwunden hat und die Turnau-Kraluper Bahn freilich nur die leichte Strecke von Turnau nach Kralup zu erbauen übrig hatte.

In solcher Weise ist Reichenberg ungeachtet seiner Lage zwischen hohen Gebirgszügen nach den wichtigsten Richtungen hin in das Verkehrsnetz einbezogen und hat dadurch die erste und nothwendigste Vorbedingung einer fernern glücklichen Entwicklung als Stadt und Industrieplatz erlangt. Dass dies früh und rechtzeitig geschah, dadurch ist für Reichenberg die Stellung als Vorort unter den deutschen Städten Böhmens gesichert worden. Die öffentliche Meinung ist darüber einig, dass nur durch die Energie von Johann Liebieg diese Bahn zu Stande kam.

Der Antheil, welchen Letzterer an dem im Jahre 1857 begonnenen und 2 Jahre später vollendeten Baue der Zittau-Reichenberger Bahn genommen, ist gleichfalls insofern erwähnungswerth, als er, um die sächsischerseits stipulirte Konzessionsbedingung der Unterbringung der Aktien-Summe bei Privaten zu ermöglichen, sich mit einem Betrage daran betheiligte, welcher sämmtliche anderen, in Reichenberg gezeichneten Beträge um ein Namhaftes überstieg.

Dass seine, auf diesem Felde der Thätigkeit so glänzend erprobte Willenskraft nicht erlahmte, trotz der grossen Opfer, welche das Unternehmen erheischte und trotz der schweren Sorgen, welche es im Gefolge hatte, indem er mit seinem ganzen Vermögen dafür einstand,

bewies die gleichfalls vorzugsweise ihm allein verdankte Erbauung der, am 1. Mai 1859 eröffneten Flügelbahn von Josefstadt nach Schwardowitz und der heute im Betriebe befindlichen Fortsetzung derselben bis Waldenburg. Diesem Bahnanschlusse standen namentlich kaum überwindliche Schwierigkeiten von Seiten der Militärverwaltung entgegen, welche, den Einbruch der Franzosen in Mailand der Brücke von Buffalora in die Schuhe schiebend, aus strategischen Rücksichten von einer Verbindung der Festung Josefstadt mit der preussischen Grenze lange nichts wissen wollte. Erst nach der preussischen Invasion im Jahre 1866 gelang es dem Einflusse Liebieg's, den für die Pardubitzer Bahn zur Lebensfrage gewordenen Anschluss durch Aufnahme eines besondern Artikels in den Prager Friedensvertrag der günstigen Lösung zuzuführen.

Einen nicht minder lebhaften und werkthätigen Antheil nahm er an dem Zustandekommen der „Oesterreichischen Nordwest-Bahn" und der „Dux-Bodenbacher-Bahn", deren Eröffnung zu erleben ihm aber nicht mehr gegönnt war.

Die ungeheure Tragweite, welche in dem ersten, vom Konsortium Klein-Lanna-Liebieg auf der Trace Reichenberg-Pardubitz vollzogenen Spatenstiche für die industrielle und soziale Entwicklung der von ihr berührten Gegenden lag, liess sich damals weder ahnen noch berechnen. Denn wer hätte sich der Hoffnung hinzugeben gewagt, dass es nur eines Zeitraums von wenigen 10 Jahren bedürfen würde, um Reichenberg mittels eines Schienenweges an die mächtigen Kohlenlager Waldenburgs zu rücken; die von der Schneekoppe des Riesengebirgs überragten zahllosen Werkstätten des Gewerbfleisses gleichsam im Fluge erreichbar zu machen; den Weg nach Wien, infolge der in geradester Richtung dahin führenden „Oesterreichischen Nordwest-Bahn" um volle 10 Meilen verkürzt zu sehen; die mit Spinnwerken, Weberei-Etablissements, Mühlen und Glasraffinerien voll-

gepfropften Thalschluchten des Eisenbrod-Tannwald-Gablonzer Distrikts dem schnaubenden Dampfrosse eröffnet zu denken und endlich auch eines, seit einer Reihe von Jahren vergeblich angestrebten, die reizende Friedländer Landschaft durchziehenden, unmittelbar in Görlitz, der zweiten der „Sechsstädte" der Oberlausitz mündenden Eisenbahnstranges theilhaft zu werden. In dem Factum allein, dass heute schon die Stadt Reichenberg, welche jährlich 1½ Million Centner Stein- und 300,000 Centner Braunkohlen konsumirt, das erstere dieser Brennmaterialien in der besten Qualität um die Hälfte billiger bezieht als früher in der schlechtesten und dass bei der Waarenverfrachtung nach Wien gegenwärtig mindestens zwei Drittheile an Geld und Zeit gewonnen werden, liegt der schlagendste Beweis für die, der zweiten Stadt Böhmens durch die „Süd-Norddeutsche Verbindungs-Bahn" zugewendeten Vortheile.

Aber auch in kultur-historischer Hinsicht ist der Fortschritt Reichenbergs in dem Zeitraume, welcher dem Streben nach einer erleichterten Kommunikation unmittelbar vorausging und welcher die günstigen Erfolge dieses ehrenwerthen Strebens umfasst, ein klar zu Tage tretender geworden. Die Population hat sich nicht unbedeutend gehoben, der Fremdenverkehr wurde von Tag zu Tag lebhafter, die Baulust eine überaus rege; die der Bildung und Erziehung, der Wohlthätigkeit, der Sicherheit der Person und des Eigenthums, dem Sparsamkeitssinne und einer, der Gewerbsthätigkeit zu Hülfe kommenden erleichterteren Geldcirkulation gewidmeten Institutionen und Anstalten wurden nicht nur ansehnlich vermehrt, sondern auch unter eine streng gewissenhafte, dem Zeitgeiste Rechnung tragende und einen möglichst geringen Aufwand beanspruchende Leitung gestellt; mit einem Worte: der Gemeinde-Haushalt ist in einer Weise vervollkommnet worden, wie sie dem echt deutschen Charakter der biedern Bevölkerung entspricht.

## XVIII.

## AN DER MOLDAU UND ISER.

> Man pflegt zu sagen: das sicherste Mittel Freunde zu haben, sei keiner zu bedürfen. Aber der Gefühlvolle kennt diese falsche Selbstständigkeit nicht, er bedarf der Freunde und schämt sich dieses Bedürfnisses nicht.
>
> Knigge.

Als Liebieg, gedrängt von der unabweisbaren Nothwendigkeit, für ein Unternehmen, wie die, mit umfangreichen, technischen Vorbereitungen und Schwierigkeiten aller Art verbundene Erlangung einer Eisenbahn-Konzession eines ist, die mit allen erforderlichen Eigenschaften für ein so umfangreiches Geschäft ausgerüsteten Gehülfen zu erlangen, Rundschau hielt unter den Kapazitäten des Vaterlands, fiel sein, stets den richtigen Mann für seine Zwecke erkennender Späherblick sofort auf Adalbert Lanna. Es bestand offenbar eine Art von Wahlverwandtschaft zwischen diesen beiden Industriellen, eine auffallende Aehnlichkeit im Entwicklungsgange ihrer produktiven Thätigkeit, eine merkwürdige Uebereinstimmung in Bezug auf das Erfassen und die Durchführung grossartiger Pläne. Wie Dieser vom Schiffszimmermanne zum „Admiral der Moldau-Flotte", hatte sich Jener vom Tuchmachergesellen zum „Herzog von Orleans" emporgeschwungen. Beide exzellirten in der Begeisterung für weltumfassende Ideen, in der Zähigkeit und Ausdauer bei Verwirklichung derselben. Beiden klang des britischen Dichterfürsten Wort: „Es giebt kein besser Zeichen von einem wackern Gemüth,

als eine harte Hand", aus der Jugendzeit herüber. Beide berief das Vertrauen ihrer, was das Zugeständniss intellektuellen Uebergewichts betrifft, etwas rigorosen Standesgenossen zur Führerschaft. (Lanna war bekanntlich Präsident der Budweiser Handelskammer.) Beiden hatte Fleiss und Sparsamkeit gerade nicht einen der hintersten Sitze in der Versammlung der österreichischen Plutokratie angewiesen. Das Freundschaftsbündniss, in welches diese beiden gewiegten Geschäftsmänner aus Anlass des Reichenberg-Pardubitzer-Eisenbahn-Projekts traten, war ein auf wahre gegenseitige Werthschätzung gegründetes und demnach lebenslängliches. Leider wurden Beide einer nach allen Richtungen hin sich verbreitenden gemeinnützigen Thätigkeit viel zu früh entrissen. Jene des, um einige Jahre früher heimgegangenen Lanna findet sich in würdiger Schilderung aufgezeichnet,[14]) und sieht einer monumentalen, ihm von seinen dankbaren Mitbürgern gewidmeten Anerkennung entgegen.

Es drängt sich uns mehrfach die Beobachtung auf, dass Männer von ausgezeichneter Begabung für die Ausbeutung eines Geschäftszweiges, zu welchem sie durch Beruf und Neigung sich hingezogen fühlten, demselben die bisher gewidmete volle Aufmerksamkeit entziehen und laxer werden im Verfolgen des Zieles, welches sie sich früher mit dem festen Willen es zu erreichen, gesteckt haben, und zwar blos darum, weil sich ihrer im Laufe der Zeit die Vorliebe für irgend ein anderes oft ganz heterogenes Unternehmen bemächtigt hatte. An dem seltenen Manne, mit welchem wir es hier zu thun haben, wurde aber das gerade Gegentheil offenbar. In demselben Grade als er der Verfolgung seiner Eisenbahn-Projekte einen, durch nichts abzuschwächenden Eifer und ein rastloses Mühen entgegentrug in demselben Grade wuchs und wuchs sein Streben, in der Massenproduktion von Webestoffen und der, ihre Herstellung bedingenden Halbfabrikate sich von Niemanden im ganzen Kaiserstaate überflügeln zu lassen, und in dieser Richtung

stets den Vorrang vor allen seinen Konkurrenten zu behaupten. Dabei verzichtete er aber gleichzeitig auch nicht auf die Betheiligung an solchen industriellen Unternehmungen, welche ganz abseits lagen von der Branche, als deren kompetenter Vertreter er allgemein galt. Die weitverzweigten Verbindungen der Firma, deren Chef er war, machten es nämlich unvermeidlich, je nach Zeit und Umständen, Besitz von Betriebsobjekten zu nehmen, welche ganz ausser ihrer Sphäre lagen.

Wir werden derselben später gedenken. Vorher muss noch eines Etablissements Erwähnung geschehen, welches sich in unmittelbarer Wechselwirkung mit dem Stammhause in Reichenberg befindet und wenn vollendet, zu den Sehenswürdigkeiten des Iserthales zählen wird.

Eisenbrod, ein Städtchen von 2000, bisher grösstentheils von den sehr mässigen Erträgnissen des Feldbaues und von den noch beschränkteren einiger, im Raubbaue ausgebeuteter Dachschieferbrüche sich erhaltender Einwohner war um so mehr geeignet, die Aufmerksamkeit Johann Liebieg's auf sich zu lenken, als nicht nur die Iser hier eine ungewöhnlich grosse Wasserkraft repräsentirt, sondern weil Eisenbrod auch ein Stationsplatz der „Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn" ist und noch so manche Bedingungen vorhanden sind, um einer, dem Betriebe einer Baumwollspinnerei im grossen Massstabe gewidmeten industriellen Unternehmung günstige Chancen in Aussicht zu stellen.

Es wurde demnach im Jahre 1856 mit der Einlösung von ca. 40 Joch Grundstücken behufs der Anlage eines Wasserwerkes begonnen, welches der Einrichtung einer Baumwollspinnerei von 50,000 Spindeln zur Grundlage zu dienen hatte. Weitwendigkeiten und Schwierigkeiten bei den Vereinbarungen mit ungefähr 80 Grundbesitzern in Betreff benöthigter Grunderwerbungen, sowie die bald darauf eingetretene Handelskrisis beeinträchtigten nicht wenig die beabsichtigte rasche Inangriffnahme des projektirten umfangreichen Baues, so dass erst im Frühjahre

1862 damit begonnen werden konnte und zwar mit dem schwierigsten Theile: dem Wassergraben.

Ueber 500 Arbeiter waren $3^1/_2$ Jahre ununterbrochen mit der Ausführung dieses riesigen Werkes beschäftigt. Die eigenthümlichen Terrainverhältnisse, welche Bergabgrabungen, Felsensprengungen und Strassenverlegungen etc. erheischten, gestalteten die Arbeit zu einer äusserst zeitraubenden und anstrengenden. Wären nicht eine Lokomobile und ein Wasserrad, von zusammen 25 Pferdekräften in Anwendung gebracht worden, um das Ausheben der eindringenden, die Arbeit störenden Wassermassen zu bewerkstelligen, so hätte auch der genannte Zeitraum nicht genügt, die Aufgabe zu bewältigen. Hatte doch der Untergraben eine Länge von 2544 Wr. Fuss bei 80 Fuss Breite und 40 Fuss Tiefe, der Obergraben aber eine Länge von 1500 Wr. Fuss bei 60 Fuss Breite und 9 Fuss Tiefe. Mächtige Ufermauern aus Bruchsteinen mussten aufgeführt werden, um die als Triebkraft bestimmte Wassermenge in das geeignete Bett zu zwängen. Zu dem Ende war es aber nöthig, 40,000 Kubikklafter Erd- und Steinmaterial zu bewegen und in zweckentsprechender Weise unterzubringen, was mit zu den, am schwierigsten zu überwindenden Vorarbeiten gehörte. In der Zwischenzeit wurde zum Bau einer 168 Fuss breiten Schleussenwehre im Flussbette der Iser geschritten. Sie ruht auf zwei Land- und zwei Flusspfeilern aus Granitquadern. Letztere haben eine Spannweite von 64 Fuss, während die 10 Schleussen, verbunden mit den nöthigen Aufzugsvorrichtungen die Wasserregulirung bewerkstelligen.

Nun kann aber auch die gewonnene Wasserkraft bis zur Höhe von 425 Pferdekräften gebracht und ausgenützt werden, wobei vier Turbinen mit zusammen 305 Pferdekräften in Anwendung kommen.

Mit dem Baue des Fabriksgebäudes wurde hierauf im Jahre 1863 begonnen und derselbe zwei Jahre später vollendet [15]).

Erwähnenswerth erscheint auch die nicht lange nach Beginn des Fabriksbaues hergestellte, auf den erleichterten Verkehr abzielende Eisenbahnbrücke über die Iser in einer Länge von 205 Fuss zur Verbindung mit der jenseits befindlichen Eisenbahn.

## XIX.

## SEITENPFADE.

Ihr brachtet Feuer, wunderbare Gläser,
Ihr zeigtet, wie Natur dem Geist gehorcht,
Wie im Metall, im Kiesel, in der Pflanze
Geheimnissvolle Kräfte schlummern.
Gutzkow.

Eingehende, mit statistischen Daten geschmückte Schilderungen derjenigen Etablissements der Firma „Johann Liebig & Comp." zu liefern, welche im Laufe der Zeit in deren kaufmännische Verwaltung übergegangen sind und dem Stammgeschäfte mehr oder weniger ferne stehen, halten wir im Interesse des Lesers dieser Schrift überflüssig. Es soll ihrer nur insofern Erwähnung gethan werden, als sie geeignet sind, für die bewundernswerthe Thatkraft des Mannes Zeugniss abzulegen, der es nicht verschmähte, sein Administrationstalent auch hinsichtlich der Ausbeute von Objekten zu erproben, deren Ertragsfähigkeit evident sicher zu stellen, selbst Fachmännern nicht gelungen war.

Als Erstes in dieser Reihe bezeichnen wir die Spiegelfabrik in Elisenthal.

Peter Ziegler, welcher die Fabrikation von Spiegelgläsern in einer, im südlichen Böhmen, hart an der bairischen Grenze gelegenen Hütte dieses Namens schon seit 20 Jahren betrieben hatte, gebührt das Verdienst, die Gusstafel-Glaserzeugung in Oesterreich eingeführt und zu diesem Ende die erste und dermalen einzig bestehende Gussglashütte dort errichtet zu haben. Von der jüngsten

Geschäftskrisis hart betroffen, war die Unternehmung in den Fall gekommen, sich der Leitung der Firma „Johann Liebieg & Comp." anzuvertrauen und hat sich infolge dessen wieder eines regelmässigen, entsprechendere Resultate liefernden Betriebes zu erfreuen.

Das ganze Etablissement zerfällt in zwei Theile: in die, zur fürstlich Hohenzoller'schen Domäne Eisenstein gehörige, als Pachtobjekt benützte Glashütte in Elisenthal und in die, ein Eigenthum der Peter Ziegler'schen Konkursmasse bildenden Veredlungswerke zu Holzschlag Hohal und Haitl.

Jene erfordert zum Betriebe ihrer Oefen einen Aufwand von ca. 8000 österr. Klaftern Holz nebst einem jährlichen Quantum von 300 Blockbäumen (Klötzer) zur Anfertigung der Kisten und benützt eine ausgiebige, dem Flusse Regen entnommene Wasserkraft für den Betrieb der Brettsäge und der Schleif- und Pochwerke.

Sie erzeugt jährlich für 150,000 Gulden Rohspiegelglas. Der Werth, der auf den letzterwähnten Schleif- und Polierwerken veredelten Spiegel- und Plattengläser beziffert sich auf etwa 90,000 Gulden jährlich. Der Absatz findet gegenwärtig vorzugsweise im Inlande, aber auch im Export statt und wird durch die, unter der Firma „Johann Liebieg & Comp." in Wien ausschliesslich für die Elisenthaler Erzeugnisse bestehende Niederlage befördert. Ein grosser Theil der, für die österreichische Abtheilung der 1867er Pariser Ausstellung verwendeten Gläser wurde aus Elisenthal bezogen.

Ein zweites Betriebsobjekt war das Kupferhüttenwerk in Rochlitz, am südöstlichen Abhange des Riesengebirges.

Dort setzen im Urthon-Schiefer einzelne Gänge von Quarz auf, in welchen sowol Malachit wie Buntkupfer-Erz vorkommen. Diese Quarzadern durchdringen das Gestein nach allen Richtungen und in so verschiedener Mächtigkeit, dass schon vor Jahrhunderten bergmännische Arbeiten darauf unternommen worden sind, wie das aus

alten verlassenen Gruben und anderen Merkmalen erkennbar wird. Bei dem Abgange aller historischen Nachweise in Bezug auf den damaligen Bau blieb das Vorhandensein dieser Erzlagerstätten unbekannt, bis der Naturforscher Emil Porth im Jahre 1850, durch einen Zufall auf ihr Dasein aufmerksam gemacht, Vorkehrungen traf, dieselben bergmännisch auszubeuten.

Nach den verschiedenartigsten Phasen, welche mit der Auflösung einer unter der Firma „Starkenbacher Kupfer- und Hüttengewerkschaft" bestandenen Gesellschaft schlossen, nachdem dieselbe den Fortbetrieb unter Vornahme vieler, nur zu kostspielig gewordener Bauten in die Hände genommen hatte, kam der ganze Hüttenwerkskomplex im Jahre 1863 durch Kauf in Johann Liebieg's Besitz und von diesem Zeitpunkte an ward das Werk wieder in regelmässigen Betrieb gebracht.

Der auf die Verarbeitung von täglich 100 bis 120 Centner Erz berechnete Verhüttungsprozess bestand darin, das Kupfer auf nassem Wege durch Auslaugen mit Salzsäure zu gewinnen. Die im Durchschnitte 2 pr. Ct. Kupfer und etwas Silber ($^1/_2$ Loth per Centner Kupfer) führenden Erze wurden nach ihrer Verkleinerung der Einwirkung von Salzsäure ausgesetzt, geröstet und ausgelaugt, die auf solche Weise in Lösung gebrachten Metalle (Kupfer und Silber) durch den Cementprozess ausgeschieden und das Kupfer, nachdem es im Garofen zu Rosettenkupfer geschmolzen worden, zur Verhämmerung dem gleichfalls der Firma „Johann Liebieg & Comp." gehörigen Kupferwerke in Guttenstein zugesendet.

Das in letztgenannter Ortschaft ungefähr 3 Meilen von der Eisenbahnstation Felixdorf, an der Bisting gelegene, älteste Eisenhammerwerk Nieder-Oesterreich's war vor etwa 18 Jahren von einem Herrn Prick angekauft und zu einem Kupferhammer- und Streckwerke umgestaltet worden. Zu diesem Behufe wurden ein Cylindergebläse, 6 Hämmer diverser Grösse und eine

Walzenstrasse aufgestellt, für deren Betrieb 4 Wasserräder mit zusammen 80 Pferdekräften in Anwendung gebracht worden sind, während dem Schmelzprozesse des Kupfers die, von den benachbarten Waldungen in hinreichender Menge gelieferten Holzkohlen vorbehalten blieben.

Zu Anfang des Jahres 1865 ging dieses Werk nebst den dabei befindlichen 140 Joch Gründen, unter denen sich 110 Joch Wald befinden, gleichfalls infolge Ankaufs in das Eigenthum Johann Liebieg's über.

Das Werk erzeugte früher ein Quantum von 6—7000 Centner, hat aber seine Produktion seit Errichtung einer zweiten Walzenstrecke um 2—3000 Centner erhöht. Das Erzeugniss, aus Blechen und Kesseln bestehend, findet den Absatz in Oesterreich und Italien, namentlich aber, was Kessel anbelangt, in der Türkei. Den Vertrieb dieser Artikel vermittelt eine, unter der Firma „Johann Liebieg & Comp." in Wien bestehende Niederlage.

Schliesslich muss hier noch der Unternehmungen gedacht werden, welche als eine Folge des Baues der Reichenberg-Pardubitzer Eisenbahn betrachtet werden müssen.

Es konstituirte sich nämlich, angeregt durch die Konzessionäre dieser Bahn, am 30. Juni 1856 eine Bergbaugesellschaft im Riesengebirge, deren Mitglieder Lanna, Liebieg und die Gebr. Klein zu einem gemeinschaftlichen Bergbaubetriebe im Bunzlauer-, Gitschiner- und Königgrätzer-Kreise zusammentraten, und zwar in einer Ausdehnung von Kratzau und Neustadtl bei Friedland bis an die schlesische Grenze. Von den 200 erworbenen Grubenmassen und eben so vielen Freischürfen wurden freilich die meisten nach und nach als nicht abbauwürdig wieder aufgelassen und nur wenige um billiges Geld verkauft, während der Aufwand dieses Bergbaubetriebes nahezu $^1/_4$ Million verschlungen hatte.

Dermalen besitzt die Gesellschaft nur noch 4 einfache Grubenmassen auf Eisenstein mit einem Flächeninhalte

von 50,176 Quadratklaftern in der Katastralgemeinde Wrath bei Eisenbrod.

Als im Zusammenhange stehend mit der Aufgabe, welche sich die erwähnte Assoziation gestellt hatte, die geologische und geognostische Beschaffenheit des ganzen nordöstlichen Theils von Böhmen zu durchforschen, was ihr auch, obwol mit obenbezeichnetem, schwerem Opfer so ziemlich gelang, muss die Acquisition der Dachschieferbrüche Racic und der Kalksteinbrüche in Smrc nächst Eisenbrod betrachtet werden.

Bereits bei Anlage der erwähnten Bahn wendete sich die Aufmerksamkeit Johann Liebieg's den, eine halbe Meile von der Bahntrace entfernten Schieferbrüchen zu, welche rationell ausgebeutet, nicht nur der Bahn ein beträchtliches Verfrachtungsobjekt zu liefern, sondern auch auf die Erwerbsverhältnisse der Population jener sterilen Gegend den vortheilhaftesten Einfluss zu nehmen versprachen.

Im Jahre 1862 zum eigenthümlichen Besitz dieser Schieferbrüche, im Ausmasse von beiläufig 60 Joch, nebst einer dabei befindlichen Mühle gelangt, wurde sofort die Einleitung getroffen, den Abbau der Brüche nach englischen und französischen Mustern nutzbringend zu bewerkstelligen.

Das in Rede stehende Schiefergebiet besteht aus einem, sich in's Thal vordrängenden, c. 200 Fuss hohen Bergrücken mit steil abfallenden Gehängen. Bei der sehr unregelmässigen Lagerung des Gesteins erschien es im Hinblick auf eine zweckdienliche Ausnützung desselben geboten, nicht nur an Ort und Stelle sorgfältige geognostische Untersuchungen vorzunehmen, sondern auch Fachleute in die verschiedenen renommirten Brüche des Kontinents und Englands zu senden, um auf Grundlage dort gemachter Studien nunmehr hier den Betrieb zu beginnen.

Infolge dessen wurden unter Verwendung von einigen hundert Arbeitern am Berge hinlaufende Gallerien

mit Aufzügen, Kippwerken etc. in mehreren Etagen über einander angelegt und dieselben mit Hundebahnen zur Beförderung des brauchbaren Materials in die Arbeitshütten, sowie zur Hinwegräumung des unnützen Gesteins versehen. Gleichzeitig erhielt das, die obenerwähnte Mühle treibende Wasserwerk die Bestimmung, die Dachschiefer-Erzeugung zu unterstützen. Was diese betrifft, so wurde sie darnach eingerichtet, ein formgerechteres Bedachungsmaterial, d. i. vorzugsweise Schablonenschiefer zu liefern, ausserdem aber auch, nebst gewöhnlichem Schuppenschiefer, Platten von verschiedener Grösse in den Verkehr zu bringen.

Den Absatz findet das Erzeugniss durch die erleichterte Kommunikation der Eisenbahn selbst in der entfernteren Umgegend. Der Umstand, dass es aber auch erwünscht kommen musste, den Dachschiefer jenen Ortschaften zuzuführen, welche weiter ab von der Bahn liegen, forderte den Besitzer auf, den Bau der unmittelbar bei den Brüchen vorbeiführenden Eisenbrod-Gablonzer Bezirksstrasse durch Widmung einer namhaften Summe zu fördern und namentlich schon bei der Anlage dieser Strasse Vorsorge zu treffen, dass der, in der Länge von $^1/_2$ Meile von den Brüchen bis zum Eisenbroder Bahnhof führende Theil derselben in einer Breite ausgeführt wurde, welche die Herstellung einer, mit dem Fahrwege parallel laufenden Pferdebahn ermöglichte.

Die von der Eisenbahnstation Eisenbrod einige hundert Schritte entfernten Kalksteinbrüche lieferten schon zur Zeit des Bahnbaues ein Material, welches auch nach Vollendung der Bahnstrecke eine lohnende Verwerthung zu gestatten versprach.

Bei Acquisition dieser Brüche, welche gleichzeitig mit jener der oben erwähnten Schieferbrüche erfolgte, war es bereits auf eine grössere Anlage abgesehen, weshalb unmittelbar neben dem Stationsplatz der vorläufige Bau zweier perennirender Kalköfen zur Ausführung kam. Es wird ihnen der Kalkstein mittels einer Hunde-

bahn aus den Brüchen zugeführt und das Produkt desselben unmittelbar in die Waggons zur Weiterbeförderung verladen.

## XX.

## ZWISCHEN KÖNIGGRÄTZ UND JOSEFSTADT.

Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur Schlinge,
Die mich in liebliche Betrachtung fängt;
Kein Mäuer'chen, kein Holz ist so geringe,
Dass nicht mein Blick voll Wehmuth an ihm hängt.
Ein jedes spricht mir halbvergang'ne Dinge — —
E. Mörieke.

Im Jahre 1862 trat Liebieg durch den Ankauf der früheren Staatsdomäne Smiřitz mit Hořenowes in die Reihe der Grossgrundbesitzer. Inmitten der Festungen Josefstadt und Königgrätz gelegen, von der „Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn", welche am Städtchen Smiřitz auch einen Stationsplatz errichtet hatte, durchschnitten und einen der fruchtbarsten Landstriche Böhmens repräsentirend, dürften diese beiden landtäflichen Güter, was Ertragsfähigkeit und Umfang betrifft, kaum von irgend einer grossen Standesherrschaft in den deutschen Landen übertroffen werden.

Der Nimbus, mit welchem ehedem der Besitz solcher Güter den Grundherrn umgab, hat im Laufe der Zeit, namentlich infolge der Aufhebung der Robot und der bäuerlichen Unterthänigkeits-Verhältnisse, sowie infolge der durch das Grundablösungsgesetz ausgesprochenen Umgestaltung von Grund und Boden zum freieigenthümlichen Besitz nicht wenig an seinem blendenden Schimmer eingebüsst. Inzwischen blieben den Grossgrundbesitzern doch noch mancherlei, nicht zu verachtende Vorrechte und Bevorzugungen erhalten und ein nicht unbedeutender Einfluss in mehr als einer Richtung gewährleistet, wenn auch von kostspieligen Neben-

sächlichkeiten, zu denen das Präsentationsrecht der Geistlichkeit und die Mitgliedschaft einer eigenen Curie für die Landtagswahlen gerechnet werden kann, abgesehen werden und der Befugniss kein allzugrosser Werth beigelegt werden will, von einem Schlosskaplan täglich in einer heiligen Messe das Seelenheil des Grundherrn und seiner Familie befürworten zu hören.

Als Johann Liebieg zum Ankauf der genannten Domänen schritt, zu welchem nicht lange darauf auch noch jener der benachbarten, beträchtlichen Waldherrschaft Daschitz kam, mögen ihm wol in erster Reihe die namhaften Vortheile vorgeschwebt haben, die in dem Umstande lagen, dass Smiřitz der Stationsplatz einer, von ihm gegründeten Weltbahn war, sowie die Ueberzeugung, dass durch eine rationellere Bewirthschaftung der grossen Gutskörper, als es die bisherige gewesen, und selbe in Verbindung mit umfangreichen Industrial-Unternehmungen gebracht, voraussichtlich günstige Resultate zu erwarten standen. So fand beispielsweise bisher das Holz der an 5000 Joch, und Daschitz dazu gerechnet, über 21,000 Joch betragenden Waldarea keine andere Verwerthung, als zu Brennholz geschlagen oder als Bauholz verflösst zu werden. So war auf der ganzen Domäne bisher noch keine einzige landwirthschaftliche Maschine thätig, so standen Feldbau und Viehzucht bisher dort noch unter dem Einflusse herkömmlichen Oekonomiebetriebes.

Die sichtbaren Merkmale der schaffenden Hand Liebieg's, seines durchdringenden, allen Verhältnissen Rechnung tragenden Geistes, seines, jede Gelegenheit zur Erreichung seiner Zwecke erspähenden Blickes traten gar bald zu Tage.

So introducirte er den Akt der Uebernahme der Domäne durch die, der Smiřitzer Gemeinde zugutekommende Verfügung, dass sofort die vom Hochwasser zerstörte Brücke über die Elbe, welche jene der grossen Kosten wegen ausser Stande war, wieder herzustellen,

auf seine Rechnung erbaut werde. So war sein erster Gedanke darauf gerichtet, unverzüglich dahin zu wirken, dass der Eisenbahnstationsplatz mit seinem sehr beschränkten, sich äusserst dürftig darstellenden Aufnahmsgebäude erweitert und derart baulich ausgestattet werde, um demselben nicht nur ein gefälliges Aeussere, sondern auch die zweckentsprechenden Räumlichkeiten zur Förderung des, mit Zuversicht nun zu erwartenden sehr belebten Personen- und Güterverkehrs zu verschaffen.

Unter den namhaften Verbesserungen, die sofort nach Uebernahme der Domäne ins Auge gefasst wurden und zur Ausführung kamen, war aber die Errichtung einer Dampfbrettsäge behufs der Erlangung einer höheren Ertragsfähigkeit des Waldprodukts eine hervorragende. Die Anlage war eine grossartige. Die Werksvorrichtungen ermöglichten per Jahr das Verschneiden von 900,000 Kubikfuss Rundholzes bis zu 4" Durchmesser herab, was in Brettern, Latten und Stollen einen Bruttoverkaufswerth von mehr als 300,000 Gulden repräsentirte. Der Absatz dieses Materials erfolgt zum grösseren Theile nach dem Auslande, wohin es per Bahn geschafft wird: ein Faktor, dem eine volkswirthschaftliche Bedeutung nicht abzusprechen ist, namentlich da seit Errichtung dieses Sägewerks den Landwirthen der Smiřizer und Daschitzer Gegend eine lohnende Beschäftigung durch die Verwendung ihrer Bezüge im Winter geboten wird und zwar in einem Umfange, welcher sich daraus entnehmen lässt, dass die Zufuhren des Holzes aus den Waldungen zur Säge einen jährlichen Kostenaufwand von 70,000 Gulden erfordern, ausserdem aber der Reichenberg-Pardubitzer Bahn ein Verfrachtungsquantum von jährlich 5- bis 600,000 Centner mit einer Einnahme von ca. 45,000 Gulden zuführen, während die jährliche Lohnsumme der, bei der Säge beschäftigten Arbeiter über 50,000 Gulden beträgt.

Das, was einer grossen Domäne eine vorzugsweise

höhere Rente zu verschaffen geeignet ist, liegt bekanntlich auch in dem Betriebe der Bierbrauerei.

Dieser Zweig der Oekonomie war früher auf den vereinigten Domänen Smiřitz und Hořenowes nicht mit derjenigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt gepflegt worden, um zu einem günstigen Ertragsresultate zu führen. Das genannte Industrial-Unternehmen in einer Weise zu vervollkommnen, um dasselbe im Range den hervorragendsten Etablissements dieser Art näher zu bringen, zählte demnach gleichfalls zu den von dem neuen Besitzer mit allem Eifer getroffenen Vorkehrungen.

Zu dem Ende wurde die Smiřitzer Bierbrauerei mit allen von den Fortschritten der Technik vorgezeichneten Einrichtungen versehen, um das Erzeugniss unter Bedachtnahme auf eine vorzügliche Qualität auch quantitativ zu erhöhen. Da es in dieser Beziehung unbedingt nöthig war, grosse Kellerräume zu beschaffen, so wurde sofort zur Anlage eines, in Felsen gehauenen Lagerbierkellers für 15,000 Eimer geschritten. Die Wahl des Platzes dafür, in unmittelbarer Nähe der Eisenbahnstation war darauf berechnet, der Brauerei einen allen Anforderungen der Zeit entsprechenden Aufschwung zu geben, sowie ein solcher durch die günstigsten Agrikulturverhältnisse und in Anbetracht des rasch zunehmenden Konsums und des erleichterten Transports mittels der Bahn hinlänglich verbürgt erschien. Der Erfolg dieser Massregel rechtfertigte vollständig diese Voraussetzung. Die Erzeugung überstieg jene der früheren Verwaltung bald um das Doppelte und belief sich schon im ersten Jahre des Betriebs auf 25,000 Eimer.

Wenn hier noch beiläufig erwähnt wird, dass eine geschmackvoll eingerichtete, die herrlichste Aussicht gewährende Restauration mit diesem Felsenkeller in Verbindung gebracht wurde, sowie dass das in einem sehr verwahrlosten Zustande übernommene herrschaftliche, historisch denkwürdige Schloss in einen wohnlichen und geräumigen, von reizenden Park- und Gar-

tenanlagen umgebenen, Herrensitz umgewandelt, die ausgedehnten Oekonomiegebäude aber mit ihren, den schönsten Viehstand beherbergenden Abtheilungen in der Art meliorirt wurden, dass sie auf den ersten Blick das Vorhandensein einer Musterwirthschaft erkennen lassen, so geschieht dies nur, um die früher einmal hingeworfene Bemerkung zu illustriren, dass keine der, wenn auch in erster Reihe auf Ertrag beruhenden Schöpfungen Liebieg's die Berücksichtigung des guten Geschmacks, des Ordnungssinnes und des Schönheitsgefühls vernachlässigt habe.

Wer heute Smiřitz sieht, mit seiner netten Häuserreihe und seinen freundlichen, einen gewissen Wohlstand zur Schau tragenden Einwohnern und es vordem kannte, wo es noch, beinahe jeder Kommunikation entbehrend, den Eindruck eines verkommenen böhmischen Fleckens machte, dem muss sich die Ueberzeugung aufdrängen, dass es nur die segnende Hand der Industrie ist, welche in Gegenden und Menschen Wandlungen zum allgemein geltenden Besseren und Schöneren hervorzubringen vermag.

Die jüngste Schöpfung Liebieg's auf der, in verhältnissmässig kurzer Zeit, nicht minder vom landwirthschaftlichen, als nationalökonomischen Standpunkte aus ein lebhaftes Interesse erweckenden Domäne Smiřitz war die, im Herbste 1867 begonnene Anlage einer hart an der Bahn situirten, einige 100 Schritte vom Schlosse, sowie von dem prächtigen herrschaftlichen Meierhofe Zdaras entfernte, auf die Verarbeitung von 200,000 Ctr. Rüben berechneten Zuckerfabrik in Mitte der herrschaftlichen unabsehbaren, höchst ergiebigen Rübenfelder.

Und das wäre sicherlich nicht die letzte Schöpfung des genialen Mannes gewesen, wenn nicht die Natur, gegen deren Machtwort es keine Einsprache giebt, seine erstaunenswerthe Thätigkeit unerwartet infolge eines schweren Krankheitsfalles, dem er nach einem dritthalbjährigen Siechthume zum Opfer fiel, lahm gelegt hätte.

Die Grundstücke und Liegenschaften, welche Johann Liebieg in der Spanne Zeit von 40 Jahren erworben und zum Wohle der Menschheit zu einer höchstmöglichen Ertragsfähigkeit gebracht, zählen nach Tausenden von Jochen; die Menschen, denen er Brod und Existenzmittel, Gelegenheit zur nützlichen Verwendung ihrer Kräfte, zur Erziehung ihrer Kinder, zur Ausbildung ihrer eigenen individuellen Fähigkeiten, in vielen Fällen auch zur Erwerbung eines, ihre Selbstständigkeit bedingenden Vermögens und Wohlstandes, ja zur Erreichung hervorragender industrieller Stellungen gegeben, lassen sich nach Hunderttausenden berechnen; die Werthe, welche er in Umlauf brachte, die Summen, welche er den Kassen des Staats zuführte, die Beiträge, welche er von Vaterlandsliebe und Wohlthätigkeitssinn geleitet, jederzeit willig und ohne ein Aufhebens darüber zu machen, spendete, übersteigen Millionen.[16])

Was die Firma „Johann Liebig & Comp." überhaupt für alle ihre Geschäftszweige jährlich an Steuern entrichtet, beträgt gewiss so viel, wie die Gesammtsumme der direkten Steuern der Stadt Reichenberg allein.

# XXI.

## LIEBE DEINEN NÄCHSTEN WIE DICH SELBST.

Stets waren wir bieder und schlicht,
Verwirrung wollen wir nicht,
Doch wünschen wir Recht und Licht.
Ortlepp.

Doch die Hand thut's nicht allein,
Brauch' dabei den Kopf auch fein;
Ohne heitere Vernunft
Gilt kein Meister uns'rer Zunft.
Rud. Zacharias Becker.

Die Einrichtungen, welche Johann Liebieg gleichmässig in allen seinen Fabriksetablissements getroffen hat, um seinen zahlreichen Arbeitern im Falle eines unverschuldeten Unglücks oder einer durch Krankheit eingetretenen temporären Arbeitsunfähigkeit Hilfe und Unterstützung zu gewähren, wurden bereits früher besprochen.

In Zeiten fühlbarer, namentlich den Arbeiterstand beeinträchtigender Theuerung der Lebensmittel wurde aber auch daran gedacht, den Fabriksarbeitern nach Möglichkeit Erleichterungen in Betreff des Bezuges ihrer Lebensbedürfnisse zu verschaffen, was einestheils durch Verabfolgung billiger, weil in grossen Quantitäten eingekaufter Viktualien, anderseits durch Errichtung eigener Speiseanstalten und Brodbäckereien bewerkstelligt worden ist.

Von Ersteren verdient jene der Reichenberger Fabrik eine vorzugsweise Erwähnung. Sie ist auf die Verabreichung von täglich 2000 Portionen Suppe und eben so viel Portionen Kaffee, Fleisch und Gemüse eingerichtet. Der leitende Gedanke beim Inslebenrufen dieser Anstalt war, der gewohnten, nichts weniger als zuträglichen Ernährungsweise der Arbeiter, welche der Fleischkost fast gänzlich entsagten, eine andere Richtung zu geben und namentlich die zahlreichen, unverheiratheten, oder in grösserer Entfernung wohnenden Fabriksbe-

diensteten in die Lage zu setzen, sich eine kräftigere Kost zu verschaffen, als ihnen dies in irgend anderer Weise möglich gewesen wäre.

Was die Brodbäckerei anbelangt, so wurde einer solchen bereits damals erwähnt, wo von dem Betriebe der Haratitzer Kunstmühle die Rede war. Die Lieferung billigen Brodes für die Arbeiter überhaupt, war den Liebieg'schen Fabriksverwaltungen stets vorzugsweise zur Pflicht gemacht.

Als die Reichenberger Fabrik noch nicht den heutigen Umfang erreicht hatte und die Zahl ihrer Arbeiter demnach auch noch nicht so beträchtlich war, bestanden die letzteren ausschliesslich aus solchen, welche in den nächst gelegenen Dörfern angesiedelt waren oder in der Stadt Reichenberg Unterstand fanden.

In späterer Zeit stellte es sich als erwünscht heraus, einen Theil der Arbeiter in der nächsten Nähe unterzubringen und dafür zu sorgen, dass dabei den Rücksichten auf Gesundheit und ein geregelteres Familienleben Rechnung getragen werde. Es waren dazu diejenigen Wohnungen bestimmt, welche in den, in der Nachbarschaft der verschiedenen Etablissements angekauften Häusern für ältere und verdientere Arbeiter hergestellt wurden.

Das durch die vermehrte Arbeiterzahl gesteigerte Bedürfniss nach solchen Wohnungen führte endlich zum Baue eigener Arbeiterhäuser.

Auf Grundlage der von Johann Liebieg gesammelten Erfahrungen infolge eigens zu diesem Zwecke unternommener Reisen nach den französischen und englischen Fabriksdistrikten, wo Arbeiterwohnungen bereits bestanden, wurde nun im Jahre 1851 zur Anlage eigener Arbeiterhäuser auf dafür angekauften grösseren Grundkomplexen geschritten, und zwar vorerst in Reichenberg.

Klimatische Verhältnisse und Bauvorschriften, welche eine solidere Konstruktion der Häuser erforderten; theu-

res Baumaterial und Kapital; ein Steuergesetz, welches die Steuerbefreiung solcher Bauten nicht gestattete; und endlich der Umstand, dass von Seite der Regierung nicht auf eine Subvention zu rechnen war, wie sie beispielsweise der Anlage der „cité ouvrière" in Mühlhausen zu Statten kam, bedingten die Nothwendigkeit diese Häuser gleich von vorneherein für die Unterkunft mehrerer Wohnparteien einzurichten und in einer geschlossenen Reihe herzustellen.

Den ersten 10, in Reichenberg erbauten Arbeiterhäusern folgten im Laufe der Zeit gleichförmig konstruirte 8 in Swarow, 3 in Haratitz und 2 in Eisenbrod, ferner 16 in Schwarzwald, so dass sich deren Gesammtzahl gegenwärtig, 8 solche Häuser in Smiřitz dazu gerechnet, auf 47 beläuft.

Jedes solche Haus, mit Ausnahme der in Schwarzwald und Smiřitz befindlichen, kostete sammt dem Baugrunde 4800 bis 5000 fl., wobei die Beträge nicht in Anschlag gebracht werden, welche der Ankauf der, im Bereiche dieser Häuser liegenden Grundstücke, Behufs der Ueberlassung an die Wohnparteien zum Feldbau, erforderte.

In der Regel enthalten die erwähnten, ein Stockwerk hohen Arbeiterhäuser 8 Wohnzimmer, eben so viele Keller und Bodenkammern, 8 in der Flur angebrachte Viktualienschränke und eine gleiche Anzahl von Holz- und Kohlenschupfen, und sind dieselben für 8 Wohnparteien bestimmt, ohne darum die Ueberlassung mehrerer Stuben an eine Partei auszuschliessen. Die Miethe ist so niedrig bemessen, dass sie das Anlagekapital kaum mit 2 Prozent verzinst.

Eine, in jedem Hause angeheftete gedruckte Hausordnung regelt Alles, was in Bezug auf Reinlichkeit der Wohnung und Eintracht der Einwohner zu beobachten ist, während Einer der Parteien in jedem Hause die Aufrechthaltung der Hausordnung zur Ehrenpflicht gemacht ist.

Dass diese Hausordnung in den seltensten Fällen

überschritten wird und eben so selten ein Anlass zu einer Rüge sich darbietet, zeigt den wohlthätigen Einfluss, welchen die Institution auf die moralische Haltung der Miethparteien übt.

Die Zahl Derjenigen, welche in den Besitz solcher Wohnungen zu gelangen wünschen, ist eine stets zunehmende.

Anders jedoch waren die Verhältnisse bei Anlage der Arbeiterhäuser auf der Kolonie „Schwarzwald" in Ungarn gestaltet, wo man über eine grössere Area zu verfügen hatte und wo für den Glasarbeiter die Nothwendigkeit sich geltend machte, dem Feldbaue mehr Thätigkeit zuzuwenden.

Hier wurde jedes der aus Stein erbauten 16 Arbeiterhäuser, je aus Wohnstube, Kammer und Stall bestehend, für je eine Familie eingerichtet.

Da, wo die Kinder der Arbeiter Gelegenheit haben, öffentliche Schulen zu besuchen, wie das in Reichenberg der Fall ist, war das Bedürfniss nach Errichtung einer Fabriksschule minder hervortretend, als dort, wo die Industrie-Anlagen ihrer Oertlichkeit wegen den regelmässigen Schulbesuch ganz ausschliessen oder wesentlich erschweren.

Darum hat sich auch das Reichenberger Etablissement auf Errichtung einer Sonntagsschule beschränkt, in welcher den Arbeitern Vorträge gemeinnütziger Art gehalten werden.

In Swarow und Schwarzwald jedoch wurden eigene Schulgebäude zur Aufnahme von je 80 Kindern hergestellt. Jedes derselben enthält ausser der Lehrerswohnung 2 vollständig eingerichtete Schulzimmer, in welchen Knaben und Mädchen in 2 Klassen, durch 6 Stunden täglich, in den vorgeschriebenen Schulgegenständen in beiden Landessprachen (in Swarow deutsch und czechisch, in Schwarzwald deutsch und magyarisch) unterrichtet werden. Die Religionslehre ist dort, wie hier einem Geistlichen übertragen.

Die erforderlichen Lehrmittel werden von dem Fabriksherrn beigeschafft und die fleissigsten Schüler mit Prämien und Geldunterstützungen von ihm bedacht.

In den, mit diesen Unterrichts-Anstalten verbundenen Sonntagsschulen erhalten die Kinder vom 12. bis 15. Jahre ihre Fortbildung.

Als eine Spezialität ist das, bei dem Reichenberger Etablissement im Jahre 1865 eröffnete Asyl zur Aufnahme von Arbeiterkindern zwischen 3 und 6 Jahren zu betrachten, dessen Form und innere Einrichtung aus Nachfolgendem ersichtlich ist.

Imponirend, auf einer Anhöhe oberhalb der Fabrik und in geringer Entfernung der 10 erwähnten Arbeiterhäuser gelegen, hat dieser, von einer ausgehnten Gartenanlage umgebene villaartige Bau die Bestimmung, 150, ausschliesslich der Fabrik angehörige Arbeiterkinder während der Tagesstunden kostenfrei aufzunehmen und lehrreich zu beschäftigen, wobei die, in den Kindergärten Deutschlands angewendete Fröbel'sche Methode mit einem, auf religiöser Basis beruhenden Elementarunterrichte in Verbindung gebracht ist.

Ein Vorsaal nebst 3 Nebengemächern, ein Spielsaal und zwei vollkommen eingerichtete Lehrsäle bilden die Bestandtheile der ebenerdigen Lokalitäten des Gebäudes, im Souterrain die Küchen, die Waschzimmer etc. bergend, während das erste Stockwerk einen Saal mit einer reichhaltigen Naturaliensammlung und die Wohnung der Leiterin der Anstalt und ihrer Gehülfinen enthält.

Als Erstere fungirt eine Tochter des Fabriksbesitzers, welche in Ausübung ihres Berufes durch einen Lehrer und zwei Kindergärtnerinen unterstüzt wird.

Die Erhaltung dieser philanthropischen Anstalt erfordert einen jährlichen Aufwand von ca. 8000 fl.

Die wohlthätige Wirkung des genannten Instituts ist während des mehrjährigen Bestandes desselben schon eine augenfällige; nicht allein, was das sittliche Betragen

und die geistige Entwicklung der Kinder anbelangt, sondern auch, was den Einfluss auf die, den Zweck des Unternehmens dankbar anerkennenden Eltern kennzeichnet.

In jüngster Zeit wurde diese Anstalt durch eine 3klassige Elementarschule erweitert, mit einer, dem sonntäglichen Gottesdienste geweihten Kapelle versehen und mit reichhaltigen, dem Anschauungsunterrichte dienenden Sammlungen ausgestattet.

## XXII.

## SCHLAG AUF SCHLAG.

Das Schicksal, wenn es trifft, ist ohne Schonung. Goethe.
Wir beschwören Euch, der Wahrheit Alles zum Opfer zu bringen. Saurin.

Wer Johann Liebieg mehrere Jahre nicht gesehen und ihm 1867 wieder begegnete, vermochte einer gewissen Befremdung nicht Herr zu werden über die Veränderung in der äussern Erscheinung des Mannes sowol, als in der Art und Weise seiner gesellschaftlichen Haltung. Aber auch der nächsten Umgebung blieb die auffallende Wandelung seines innern und äussern Menschen keineswegs verborgen. Die bis zum Eintritte des Greisenalters bewahrte stramme Haltung war einer sichtbaren Gebeugtheit des Körpers gewichen. Sein Haar begann bereits zu bleichen; der, die Elastizität des Geistes bekundende Blick erschien zeitweilig müde und trübe. Die früher, namentlich ausserhalb der Geschäftssphäre an den Tag gelegte Heiterkeit und harmlose Ironie hatten einer, den ihm Nahestehenden nicht selten wehthuenden, übellaunigen Barschheit und einer, den Fremden unangenehm berührenden Bitterkeit und Heftigkeit Platz gemacht. Das, früher stets zur Nachsicht, zur Entschuldigung von Fehltritten, Irrthümern oder Ungeschicklichkeiten An-

derer geneigte Gemüth war nun leicht erregbar, schwer versöhnlich geworden. Der regelmässig in früher Morgenstunde unternommene Spaziergang in seinem Garten, wurde theils abgekürzt, theils auf eine spätere Stunde verlegt. Der Nachtruhe, welche niemals in seinem Leben über die Zeit hinaus währte, welche den geringsten seiner Arbeiter zum Beginne des Tageswerks rief, wurden auch jetzt keine Konzessionen gemacht, aber sie gestaltete sich nicht mehr so ununterbrochen, so fest und so erquicklich. Von einer Siesta, welcher sonst von Leuten vorgerückten Alters gerne ein Stündchen geopfert wird, war bei Johann Liebieg nie im Leben die Rede, im Gegentheil verwendete er die kurze Zeit, welche zwischen der Beendigung des Mittagsmahls und der Fortsetzung der von demselben unterbrochenen Geschäfte lag, dazu, sich Zeitungen vorlesen zu lassen oder Angelegenheiten zu schlichten, welche der Autorität des Familienvaters vorbehalten waren. Nunmehr überwältigte er nur mit Anstrengung das sich geltend machende Bedürfniss nach einer kurzen Mittagsruhe.

Johann Liebieg hatte von Jugend auf ununterbrochen körperlich und geistig geschafft und gewirkt. Seine Schöpfungen, seine Erfolge bewiesen das zur Evidenz. Der Konsum von Lebenskraft ist ein ganz anderer, wenn dieselbe der Ausführung grosser Entwürfe, der Gründung umfangreicher Etablissements, dem Eingreifen in das Räderwerk des Welthandels, der Sorge um tausend Existenzen gewidmet ist, als wie er in der Alltäglichkeit des Dasein eines Menschen stattfindet, dessen Kraftaufwand nur der Beschaffung behäbiger, seiner Person oder seiner Familie zu Gute kommender Zustände, gilt. Ein allmähliges Schwinden der Kräfte selbst bei einer so robusten Konstitution, wie sich deren Liebieg erfreute, und die er sich durch die Regelmässigkeit seiner Lebensweise lange genug zu erhalten verstand, ist unter solchen Umständen mehr als erklärlich.

Inzwischen haben noch ganz andere Faktoren auf

die mit einer gewissen Rapidität eintretende, nachtheilige Veränderung seines Organismus eingewirkt. Vier Ereignisse waren es, welche die Krone dieser Eiche entblätterten und an ihrer Wurzel nagten.

Ein Elementarereigniss[17]), welches nicht nur ein Vermögen verschlang, sondern ihn auch die stundenlange Qual der Todesangst kennen lehrte; die furchtbare, bis ins Jahr 1859 hinüberzitternde Geschäftskrisis des Jahres 1857, welche alle Börsen der Welt erschütterte, an den bestfundirten Häusern rüttelte und jeder Vorsicht, jeder Berechnung, jeder kaufmännischen Ueberlegenheit Hohn sprach; die Katastrophe, welche als misstönender Nachklang dieser Krisis einem hochgeachteten und erprobten Freunde an Ehre und Leben ging[18]) und der verhängnissvolle Feldzug des Jahres 1866, dessen blutiger und vernichtender Schauplatz mit auf die üppigen Fluren seiner Domäne Smiřitz verlegt worden war und ausser so vielen durch nichts zu vergütenden, kummervollen Nächten einen heute noch nicht zum Ersatz gelangten, Hunderttausende betragenden Schaden verursachte, — dies waren Stürme, denen schwer Stand zu halten war und welche das sonst trefflich ausgerüstete Lebensfahrzeug Liebieg's in allen seinen Fugen durchdrangen und der augenscheinlichsten Gefahr des Versinkens aussetzten.

Denn was ihn sonst noch an Leib und Seele mehr oder weniger hart betroffen, wäre schliesslich zu verschmerzen und denn doch nicht geeignet gewesen, der gestählten Natur des Mannes lebensgefährlich zu werden. Wir erwähnen beispielsweise, einiger vorübergehender, durch seine besonnene und umsichtige persönliche Intervention sofort paralysirter Missgriffe eines seiner Disponenten im Wiener-Geschäfte; eines schmerzhaften Fussleidens, welches ihn monatelang an die Stube fesselte; eines Wasserstreites, welcher, wie seine Individualität die Motive desselben auffasste, immerhin etwas tief Kränkendes für ihn im Gefolge haben musste, und endlich der Insolvenzerklärung eines Geschäftshauses in Reichen-

berg, deren Konsequenzen er weniger seines eigenen gefährdeten Interesses, als der, die Geschäftswelt Reichenbergs und der Umgegend schwer bedrohenden Kalamität wegen, trotz einem bedeutenden materiellen Verluste seinerseits abzuschwächen unternahm und zum Lohne dafür in einen ärgerlichen Prozess verwickelt wurde.

Das Jahr 1864 war ohne Zweifel eine der schwierigsten und trübsten Geschäftsperioden, welche die Geschichte des Handels und der Industrie in Oesterreich kennt.

Dies Verhältniss muss berücksichtigt werden, wenn man sich ein getreues Bild von den Zuständen vor's Auge führen will, die auf den erwähnten Prozess massgebend einwirkten.

Die insolvent gewordene Firma, von welcher oben die Rede war, nahm zu damaliger Zeit in dem Geschäftsleben Reichenbergs eine wichtige Stellung ein. Sie war in erster Linie Einkäufer von Baumwolle, die sie wiederum an die zahlreichen Spinnereien des nordwestlichen Böhmens verkaufte. Damit war jedoch der Kreis ihrer Geschäfte nicht geschlossen, denn sie kaufte und verkaufte zugleich auch Garne, machte umfassende Umsätze in Tuch und Schnittwaare und verwandte bedeutende Summen und zwar insbesondere die ihr anvertrauten Ersparnisse kleiner Kapitalisten, wie sie in dem ökonomischen Reichenberg ziemlich zahlreich sind, zur Eskomptirung von Wechseln.

Infolge aller dieser Beziehungen war die Firma tief und innig mit dem Leben Reichenbergs verzweigt.

Als nun die Baumwollkrise mit dem Ende des amerikanischen Krieges vernichtend über die europäische Industrie hereinbrach, da gerieth der ganze kaufmännische Organismus der Industriestadt Reichenberg mit allen seinen Pertinenzen von Verpflichtungen und Rechten in's Schwanken.

Kein Industrieller oder Kaufmann, welcher Baumwolle oder Baumwollwaaren besass, wusste annähernd zu bestimmen, wie viel sein Besitz werth war, denn im

Laufe von kaum zwei Wochen traten im Preise des Rohmaterials Schwankungen von 50 und mehr Prozent ein. Stürmisch wogten die Werthe täglich auf und nieder. Die ärgsten Valutaschwankungen waren nichts im Vergleich mit den rapiden Gegensätzen, in denen sich damals das Baumwollgeschäft bewegte.

Auch beschränkten sich dieselben nicht auf die Baumwollindustrie, sondern gingen auch auf die Leinen- und Schafwollindustrie über, insofern gewisse Produkte der letztern Industriezweige die Erzeugnisse der Baumwollindustrie als Surrogate zu vertreten vermochten und folglich gleichfalls in die wechselnden Konjunkturen des Bauwollmarktes hineingezogen wurden.

Dazu kam, dass die Thätigkeit in der Baumwollindustrie infolge der Höhe und Unsicherheit der Preise im Reichenberger Handelskammerbezirke fast ganz stillestand. Sie lohnte nicht mehr oder bedingte Spekulationen, deren Gefahr kein vorsichtiger Geschäftsmann mehr auf sich nehmen mochte. Im Januar 1864, wo die Baumwollkrise den höchsten Grad erreichte, war die rohe Baumwolle um mehr denn 300 Prozent im Preise gestiegen, Garne aber nur um 140 Prozent.

Hieraus ergibt sich, dass die Industriellen nur mit Verlust hätten arbeiten können, sich gleichzeitig dem ungemessensten Risiko aussetzten und folglich lieber jeden Betrieb einstellten.

Von den vielen Tausenden Arbeitern, die in der Baumwollindustrie im Reichenberger Bezirke sonst Beschäftigung fanden, war im Anfange 1864 nur etwa noch der zehnte Theil in Arbeit. Die Folge aller dieser Verhältnisse: ein allgemeiner Stillstand, eine allgemeine Erstarrung, eine Verminderung der Arbeit auf das Nothwendigste, ein Zurückziehen des Kapitals und eine Einschränkung des Kredits bis auf das möglichst kleinste Ausmass. Der Geschäftsverkehr einer Industrie- und Handelsstadt ist ohne Kredit in der jetzigen Zeit gar nicht denkbar. Im gewöhnlichen Leben muss der Kauf-

mann auf einen gewissen, durch die Meinung von seinen Mitteln oder Fähigkeiten bedingten Kredit zählen können, sonst gäbe es überhaupt keinen Verkehr mehr und wir sänken auf den primitiven Tauschhandel zurück.

Allein in so abnormen Zeiten, wie die damalige, wo man alle Stützen zersplittern sieht, hält kein Vertrauen mehr Stand; Jeder zieht sich aus Pflichten der Selbsterhaltung auf sich zurück und hütet sich in erster Linie vor dem Eingehen weiterer Verpflichtungen: also vor allem Verminderung des Kredits.

So erging es auch in Reichenberg, Das natürliche Ergebniss davon war aber wieder die Erschütterung und der Sturz einer grossen Reihe von industriellen und kaufmännischen Firmen.

Es haben im Jahre 1864 im Reichenberger Handelsbezirk (219 □Meilen mit 1,589,841 Einwohnern) fünfundzwanzig der Baumwollbranche angehörige Firmen mit einer Gesammtschuld von 7,525,000 Gulden ihre Zahlungen eingestellt.

Diese wenigen Daten, von authentischen Ziffern gestützt, genügen wol, um ein annäherndes Bild von der Lage der damaligen Geschäftsverhältnisse zu geben.

In diesem Zeitpunkte nun war es, dass sich auch über jene Firma beunruhigende Gerüchte verbreiteten. Wie fast alle grösseren Firmen, hatte dieselbe auch bedeutende Verluste in der Krise erlitten, doch galten bis dahin ihre Mittel für ausreichend, um den Sturm zu beschwören. Jetzt aber nahmen die Besorgnisse eine bestimmtere Gestalt an und verbreiteten allgemeine Beängstigung. Bei ihrer wichtigen und weitverzweigten Stellung im Geschäftsleben der Gegend mussten mit Grund noch fernere grosse und tiefgehende Kalamitäten befürchtet werden, wenn sie wirklich zu Falle käme.

Der Chef derselben, dessen Unternehmungslust ihn verleitet hatte, seinen Geschäftsbeziehungen einen, für solche Eventualitäten viel zu verwegenen Umfang zu geben, war bei sämmtlichen 25 fallit gewordenen Firmen

durch direkte oder indirekte Geschäfte mit mehr als einer Million Gulden engagirt. Die auf jene Firmen laufenden, von ihm girirten Tratten kamen sämmtlich in Massen auf ihn zurück und er war nicht im Stande, sie ohne Hülfe von anderer Seite zu decken. Kam dieser aber, dessen Vermögen vor der Krise bis auf 1 Million geschätzt worden war, seinen Verpflichtungen nicht nach, so blieben allen, mit ihm verbundenen Firmen die Zuflüsse aus, auf welche sie am sichersten gerechnet hatten, und da die Unmasse seiner Tratten und Accepte sich zum grössern Theile in den Händen von Reichenberger Kaufleuten, Privaten oder Geldinstituten befanden, wo sie zum Theil durch Gefälligkeitsaccepte Eingang gefunden hatten, so konnte die durch seinen allfälligen Sturz entfesselte Panique ganz unabsehbare Dimensionen annehmen.

Rasche und energische Hülfe that Noth.

Es trat daher im Oktober 1864 ein Konsortium zusammen, bestehend aus achtbaren Reichenberger Firmen, welche zum Theil selbst bei ihm zu fordern hatten. Dieses Konsortium gewährte ihm einen Kredit von 200,000 Gulden, verschaffte sich aber auch zugleich Deckung durch eine Hypothek auf seine Liegenschaften.

Allein diese Hilfe reichte gegenüber den rasch nachdrängenden Verpflichtungen bei weitem nicht aus.

Da erschien eine, aus Repräsentanten erster Reichenberger Firmen bestehende Deputation in Wien, um die Intervention des Hauses Johann Liebieg & Comp. bei der österreichischen Kreditanstalt für Handel und Gewerbe in Anspruch zu nehmen.

Unter lebhafter Schilderung der Gefahren, die dem Reichenberger Platze ohne dieser Vermittlung drohten, betheuerten die betreffenden Herren den Repräsentanten der, um selbe angegangenen Firma, „dass ganz Reichenberg für die im vorliegenden Falle geleistete Hülfe ihnen ewig Dank wissen werde."

Und diese Intervention wurde denn auch erfolgreich durchgeführt.

Die Kreditanstalt gewährte einen Vorschuss von 500,000 Gulden, indem sie sich vom erwähnten Konsortium hypothekarische Sicherung im Belaufe von 100,000 Gulden cediren liess und für den Rest sich durch das bedeutende Garnlager im Tageswerthe von 750,000 Gulden deckte. Als aber auch bei dem fortwährenden Sinken des Werthes des Letzteren diese Hilfe nicht genügend war, um die Masse der Verbindlichkeiten zu erfüllen und die fortwährend neu dazu kommenden Schläge zu pariren, wendete sich der Chef der besagten Firma direkt an das Haus Liebieg mit der Bitte um einen letzten Vorschuss von 250,000 Gulden, mit denen er, seiner Versicherung nach, sich definitiv aus seiner überaus schwierigen Lage zu befreien hoffe.

Da die allgemeinen Geschäftsverhältnisse noch immer die drohendsten waren und selbst Häuser mit den grössten Mitteln auf ihre Selbsterhaltung bedacht sein mussten, die Lage des so hart Bedrängten in allen ihren Verzweigungen nur zu klar am Tage lag und übrigens auch dessen wirkliche Mittel durch die, an das Konsortium und die Kreditanstalt bereits früher gewährten Deckungen als ziemlich erschöpft angenommen werden mussten, war ein längeres Bedenken in Bezug auf das erwähnte Ansuchen vollkommen am Platze, denn obschon die Firma Johann Liebieg & Comp. selbst bei dem Bittwerber betheiligt erschien, konnte doch die Unbedeutenheit des betreffenden Betrages, mit dessen Verlust sich dieselbe bereits vertraut gemacht hatte, nicht in Betracht kommen gegenüber der grossen als Vorschuss begehrten Summe, über deren prekäre Lage man sich nicht leicht einer Täuschung hingeben konnte. Endlich bewog sie aber doch der Gedanke, dadurch einer gewaltigen Katastrophe vorbeugen zu können, zur Erfüllung der gestellten Bitte und Gewährung eines Vorschusses von 250,000 Gulden gegen Uebergabe des ganzen Wechselportefeuilles als Deckung, welches zum grössten Theile von nothleidenden Firmen herrührte,

und gegen Einräumung der bereits von Andern mit c. 150,000 belasteten Realhypothek. Somit waren Johann Liebieg & Comp. zumeist auf die Ausgleichsquote jener Firmen angewiesen, über welchen theils der Konkurs und das Ausgleichsverfahren schwebte. Die, von dem auf diese Art einer grossen Verlegenheit Entrissenen freiwillig angebotene Provision in seinen Accepten wurde, in Anbetracht der obwaltenden Umstände und zur Garantie für etwaige Verluste angenommen und sollte gleichsam als Assekuranzprämie für die eingegangene Gefahr dienen, von vorneherein aber mit der Absicht, auf die betreffende Summe für den Fall zu verzichten, als Jener seinen sonstigen Verpflichtungen ordnungsmässig nachkommen würde.

Durch diese Intervention wurde, wie solches auch allgemein anerkannt worden ist und nicht dem mindesten Zweifel unterlag, ein grosses Unglück von der Stadt Reichenberg abgewendet, da nun ein Ausgleich wirklich zu Stande kam und der in so weit Gerettete in einem Cirkulare ausdrücklich „der anerkennenswerthen Bereitwilligkeit, mit welcher ihm die Herren Johann Liebieg & Comp. entgegengekommen wären" dankerfüllt gedacht hat.

Wie mit allem Grunde befürchtet, stellten sich die überwiesenen Deckungsmittel aber als völlig ungenügend heraus.

Nahezu 3 Jahre nach Aufhebung des Vergleichsverfahrens betrug die Forderung der Firmen Johann Liebieg & Comp. 271,446 Fl. 61 Kr. Bei Rückforderung dieser Summe wurde mit aller Nachsicht verfahren und der Versicherung Glauben geschenkt, dass mit Eintritt günstigerer Zeitverhältnisse der Verpflichtung zur Abtragung der Schuld Rechnung getragen werden wolle. Als jedoch die Absicht zu deutlich hervortrat, dass alle diesfälligen Versprechungen nur darauf abzielten, die Situation zu ihrem Nachtheile auszunützen und durchaus keine Ausgleichsproposition zu erlangen war, hielt es

die Firma Johann Liebieg & Comp. für nothwendig, gerichtliche Schritte einzuleiten, und zwar um so mehr, als der Verjährungstermin der Provisionsaccepte näher gerückt war, diese Accepte, auf welche anfänglich so wenig Werth gelegt worden, nun die einzige Handhabe zur raschen Durchführung des Exekutionsverfahrens boten und ausserdem der Schuldner nicht nur die Wechselansprüche und Buchforderungen bestritt, sondern auch noch sogar auf ein Guthaben Ansprüche erhob.

Die, infolge der gewonnenen Wechselprozesse geführte Realexekution ergab aber nur für die Firma Johann Liebieg & Comp. das höchst klägliche Resultat, dass ihnen diese Angelegenheit einen namhaften Verlust brachte[19]).

## XXIII.

## DER VORHANG FÄLLT.

Das Leben gleicht einem Buche; Thoren durchblättern es flüchtig, aber Kluge lesen es mit Bedacht, weil sie wissen, dass sie es nur einmal lesen können.

Jean Paul Friedr. Richter.

Ein Vorfall im Sommer 1867 hatte übrigens doch nicht verfehlt, seine Familienangehörigen und näher stehenden Freunde mit ernsten Besorgnissen zu erfüllen und es mag sein, dass derselbe ein Vorläufer der Krankheit war, von welcher er nicht mehr genesen sollte.

Die Einweihung des, von ihm zur Erinnerung an die tapfern bei Königgrätz gefallenen österreichischen und sächsischen Krieger auf der Höhe vom Chlum, einem dem Territorium der Domäne Smiritz angehörigen Dorfe errichteten prachtvollen, aus der Ferne schon in die Augen fallenden Denkmals, bestehend in einer kolossalen, eine Kapelle bergenden Pyramide von Stein, hatte am 3. Juli 1867, als dem Jahrestage der unglücklichen Schlacht, eine zahllose Menschenmenge aus der ganzen

Umgegend herbeigezogen, um der Feierlichkeit beizuwohnen. Durch die Anwesenheit des Landes-Kommandirenden von Böhmen, Fürsten Montenuovo, mit einer glänzenden Suite von Generälen, Stabs- und Oberoffizieren aller Waffengattungen, durch das Ausrücken eines Bataillons Infanterie mit der Musikbande, durch die Aufstellung einer, den in der Kapelle celebrirten kirchlichen Akt mit Geschützesdonner verkündenden Batterie wurde diese Feierlichkeit angemessen erhöht und verherrlicht.

Johann Liebieg eröffnete dieselbe mit einer längeren kräftigen Ansprache und wusste nach deren Beendigung durch ein, der Mannschaft im Freien und seinen Gästen unter improvisirten Zelten servirtes Frühstück der heitersten Stimmung Eingang zu verschaffen, während die grosse Masse sich über den, die Physigonomie eines Volksfestes bekundenden, mit Buden und Verkaufsständen besetzten, weit ausgedehnten Hügelabhang verbreitete.

War es nun eine Folge der drückenden Schwüle, welche die mächtig aus Gewitterwolken hervorbrechende Mittagssonne erzeugte, oder war es eine Folge freudiger von den Umständen hervorgerufener Erregtheit: in dem Augenblicke, wo der, mit Glückwünschen, sowie Dank- und Anerkennungsäusserungen überschüttete Veranstalter des denkwürdigen Festes den Wagen zu besteigen im Begriff war, um nach seinem, eine Stunde entfernten Schlosse zurückzukehren, wurde er von einer Ohnmacht befallen, welche Schrecken und Bestürzung ringsumher verbreitete und aus welcher er erst zu Hause wieder zum vollen Bewusstsein erwachte.

Nicht lange darauf stellte sich das bereits erwähnte Fussleiden ein, nach dessen theilweiser Beseitigung er wieder in Reichenberg seine gewohnte Thätigkeit aufnahm. Am 23. Januar des darauffolgenden Jahres versetzte ihn aber eine plötzlich eingetretene Gehirnblutung in einen, nur wenig Hoffnung für seine Erhaltung ge-

währenden Zustand. Der sorgsamsten Pflege, der Anwendung aller von der Heilkunst gebotenen Mittel und seiner kräftigen Natur war zwar für längere Zeit noch die Abwendung einer, von seinen Angehörigen und Freunden mit tiefster Betrübniss befürchteten Katastrophe zu danken, doch war seinem ferneren thatkräftigen Wirken unerbittlich ein Ziel gesetzt. Mit Ausnahme einiger, die seltenste Willenskraft beurkundender, auf die Fortführung des Geschäfts, auf die Regelung von Familienverhältnissen und auf Wohlthätigkeitsakte[20]) bezugnehmenden Verfügungen, lebte er nur mehr der trügerischen Hoffnung der Wiedergenesung, die aber leider nicht in Erfüllung gehen sollte.

Am. 16. Juli 1870, genau mit dem zwölften Glockenschlage Mittags schloss er die Augen für immer.

---

Johann, Freiherr von Liebieg — so müssen wir den Mann nun nennen, nachdem wir ihn auf dem, mit freiherrlichen Wappenschildern geschmückten Katafalke in der Schlosskirche zu Smiřitz aufgebahrt gesehen haben — genoss eines Familienglücks, wie es nur selten einem Sterblichen beschieden ist. Mit gleicher Sorgfalt wachte er über das Wohl jedes einzelnen, seiner geistig und körperlich trefflich entwickelten Kinder und es wurde ihm wieder von jedem einzelnen derselben dafür Liebe, Verehrung und unbedingtes Vertrauen in seine väterliche Autorität bis zu seinem letzten Lebenshauche entgegengebracht. Die schmerzhafte Wunde, welche das allzufrühe Hinscheiden der innigstgeliebten Gattin, unbarmherzig eine 18jährige ungetrübte Häuslichkeit erschütternd, seinem Herzen geschlagen, war der Zeit vorbehalten zu vernarben und einem im Jahre 1853 geschlossenen zweiten Ehebündnisse, hervorgegangen aus der Wahl einer Anverwandten der Verstorbenen, wie sie in keiner Beziehung glücklicher getroffen werden konnte.

Drei, dieser Ehe entsprossene, vielversprechende Knaben sind bestimmt, der unbemakelten Erhaltung der Ehre des Namens zu leben, welchen sie tragen, während die, zu tüchtigen, herz- und geistbegabten Männern herangereiften drei Söhne erster Ehe, Johann, Heinrich und Theodor, bereits jetzt schon volle Bürgschaft leisten, nicht nur dafür, sondern auch für die gedeihliche Fortentwicklung des weitverzweigten, berühmten väterlichen Geschäftes. „In seinem Geiste weiter zu schaffen, auf den, von dem Verblichenen gelegten Grundlagen weiter zu bauen, wird unser Streben sein." Dies versprachen sie in einem, am 20. Juli 1870, nämlich an dem der feierlichen Bestattung des Heimgegangenen folgenden Tage veröffentlichten Cirkulare. Sie werden ihr Versprechen halten.

Fünf, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften ausgestattete Töchter leben, nach eigener Wahl vermählt, in den glücklichsten Verhältnissen und erquickten gleich den beiden ältern verheiratheten Söhnen, die letzten Stunden des Vaters durch den Anblick munterer herziger Enkel, 10 an der Zahl.

Die sechste und älteste Tochter Marie, lebt unverheirathet in Reichenberg einem Berufe, welcher, wie sie denselben mit aller Hingebung eines herrlichen, rein weiblichen Gemüths erfasst hat, ihr die Verehrung der ganzen Bevölkerung Reichenbergs sichert, denn sie ist es, welche dem vom Vater gegründeten segensreichen Asyle auf dem „Johannesstein" als intelligente Leiterin und grossmüthige Beschützerin vorsteht.

Sowie der Verblichene, von dem Vertrauen seiner Mitbürger getragen, wenige Jahre vor seinem Tode noch als Stadtverordneter für das Beste der Kommune gewirkt, als Präsident der Handels- und Gewerbekammer die industriellen Interessen gewahrt, als Lokaldirektor der Reichenberg-Pardubitzer-Eisenbahn der Belebung des Verkehrs die vollste Aufmerksamkeit zugewendet, als Direktionsmitglied der Bank-Filial-Escompte-Anstalt in Reichenberg und der dortigen Sparkasse den Vor-

theilen dieser Anstalten sowol, als des sich ihnen zuwendenden Publikums Rechnung getragen, als Landtags- und Reichraths-Abgeordneter stets der liberalsten Richtung, getragen von einer treu bewährten, echt deutschen Gesinnung, gefolgt war, wie solches von der Mitwelt gewürdigt wurde, von der Nachwelt sicher nicht vergessen werden wird; ebenso konnte auch das, was er als Grossindustrieller, als Kaufmann und als Domänenbesitzer zur Ehre seines Vaterlandes und zum Wohle der Menschheit geleistet, in den höchsten Regierungskreisen nicht unbemerkt bleiben.

Schon dass er sich an allen namhafteren Industrie-Austellungen betheiligte und aus jeder derselben mit einem der ersten Preise ausgezeichnet, hervorging, sowie dass sein, eines europäischen Rufes geniessendes Reichenberger Etablissement als eine Sehenswürdigkeit betrachtet wurde, welcher es Jahr aus Jahr ein zahlreiche Besuche, zeitweilig von erlauchten und hochgestellten Persönlichkeiten[21]), verdankte, trug dazu bei, ihm einen stets freundlichen Empfang in den Minister-Hôtels und von sonst einflussreichen Männern zu bereiten und wiederholte Einladungen an ihn ergehen zu lassen, wo es sich um die Einholung seiner Ansichten und um Auskünfte in Bezug auf wichtige nationalökonomische oder finanzielle Fragen handelte. Die ihm zugedachte Ehre in's Herrenhaus berufen zu werden, lehnte er jedoch einestheils aus übergrosser Bescheidenheit, vorzugsweise wol darum dankend ab, weil er, wie irgendwo trefflich bemerkt wurde, getreu der Devise seines Lebens: „Arbeit bringt Ehre" der Meinung war, es vertrüge sich nicht, die altgewohnte Bewegung unter seinen schlichten Arbeitern in den weitzertragenen Standorten seiner verschiedenen Etablissements mit dem Ruhekissen eines reichgepolsterten Sammetfauteuils in der Pairskammer zu vertauschen.

Am 17. November 1867 war der Reichskanzler, Graf Beust auf Besuch in Reichenberg und im Hause Johann

Liebieg's abgestiegen. Während einer zu Ehren des Gastes veranstalteten glänzenden Soirée, zu welcher die bedeutendsten Industriellen Reichenbergs und der benachbarten Indusrieorte, sowie die Spitzen der Bureaukratie, das Offiziercorps der Garnison, Gemeinde- und Volksvertreter, Aerzte, Advokaten und andere Honoratioren beigezogen worden waren, wurde im Garten ein brillantes Feuerwerk abgebrannt. Die herbeigeströmte jubelnde Volksmenge brachte dem Reichskanzler bei dieser Gelegenheit weitschallende Ovationen. Letzterer aber trat, Liebieg nach sich ziehend, an's offene Fenster, sprach den unten zu Tausenden Versammelten seinen Dank aus und rief, auf Jenen zeigend, hinab: „Das ist der Vater der Arbeit — den lassen Sie hoch leben!" Man darf sich überzeugt halten, dass Liebieg diesem Titel mindestens einen eben so hohen, wenn nicht höhern Werth beigelegt, als dem ihm zugedachten eines lebenslänglichen Herrenhausmitgliedes.

Mitlerweile brachte ihm die Anerkennung seines Verdienstes um die ehrenvolle Repräsentation Oesterreichs auf der Londoner Ausstellung 1863 den Franz-Josef-Orden, seine Betheiligung an der letzten Pariser Ausstellung das Offizierkreuz der französischen Ehrenlegion zugleich mit dem, von Kaiser Napoleon III. für die Beförderung der Volkswohlfahrt ausgesetzten Staatspreis (der einzige, welcher auf Oesterreich fiel); die Anwesenheit Kaiser Franz Josef's 1866 in Reichenberg den Orden der Eisernen Krone III. Klasse zugleich mit dem Ritterstande und das darauf folgende Jahr diesen Orden zweiter Klasse und das damit verknüpfte erbliche Baronat, worauf ihn auch König Johann von Sachsen mit dem Ritterkreuze des Verdienstordens auszeichnete.

Sechs Kornähren und sechs Bienen nebst der Inschrift: „Per laborem ad honorem" zieren sein Wappen. Jene wollen besagen, dass Fleiss und Tüchtigkeit dem Menschen erst Bedeutung geben, die Worte der Devise

aber erscheinen als die richtigste Bezeichnung des geadelten Gewerbfleisses.

Der Verblichene wurde von Smiritz nach Reichenberg überführt und am 19. Juli 1870 in der dortigen Familiengruft beigesetzt.

Ungeachtet seines ausdrücklichen Verlangens nach einem prunklosen Begräbnisse, war es unvermeidlich, dasselbe infolge der unbegrenzten Liebe und Verehrung seiner Angehörigen und infolge der allgemein an Tag gelegten Theilnahme seiner Mitbürger, seiner zahlreichen Arbeiter, sowie der ganzen Bevölkerung zu einem ausserordentlich feierlichen zu gestalten. Denn Letztere hatte es nicht vergessen, dass der Verblichene ihr stets ein warmer Freund gewesen, was er durch mannichfache gemeinnützige Intentionen und Handlungen bewiesen. So hatte er unter Anderm schon vor Jahren in Anregung gebracht, ein neues, grosses, dem Range und den Bedürfnissen der Gemeinderepräsentanz in jeder Beziehung entsprechendes Stadthaus zu erbauen und die diesbezüglichen Pläne ausarbeiten lassen. Gewiss würde er der Ausführung dieses Bauprojekts eine ähnliche fördersame Theilnahme zugewendet haben, wie er es bei dem, der Stadt zur monumentalen Zierde gereichenden Baue der evangelischen Kirche und jenem der Christianstädter Schule gethan, zu welch' Letzterer er den ersten Impuls gegeben. Hier dürfte auch füglich nicht unerwähnt bleiben, wie er der Hebung geselliger Zustände durch Erbauung eines sehr geschmackvoll ausgestatteten Klubhauses (Union) Rechnung zu tragen bestrebt war.

Unter den zahlreichen Kondolenzbriefen, welche aus Anlass des Hinscheidens des berühmten Mannes an die trauernde Familie eingelangt waren, befanden sich nicht allein solche aus allen Hauptstädten und grossen Handelsplätzen Europa's, sondern auch viele aus andern Welttheilen herübergesendete.

# Anmerkungen.

[1]) In der Familie des berühmten Chemikers Justus, Freiherrn von Liebig besteht die mündliche Ueberlieferung, dass ihre Vorfahren aus Böhmen nach Deutschland eingewandert seien. Sehr wahrscheinlich, dass der grösste deutsche Naturforscher und der erste Industrielle Oesterreichs aus gemeinsamer Wurzel stammen.

[2]) Das Königreich Böhmen statistisch-topographisch dargestellt von Johann Gottfried Sommer. Prag 1836.

[3]) Geschichte Böhmens von Dr. Ludwig Schlesinger. Prag 1870.

[4]) Frägt man nach den Ursachen, welche Brünn auf seinen dermaligen Standpunkt gebracht, so hatten hierzu mannichfaltige Umstände zusammengewirkt, vor allem seine Lage und die glücklichen Verhältnisse, welche dasselbe zum Sitze einer ausgebreiteten Industrie und des Hauptverkehrs des Landes erhoben. Brünn liegt an der Verbindungslinie des Süden und Osten von Europa, in dem grossen Thale, welches die Sudeten und Karpathen einschliessen; auf den Vorbergen, welche die nach Oesterreich auslaufende Ebene beherrschen, am Vereinigungspunkte der Flüsse Schwarzawa und Zwittawa. Nur ein schiffbarer Fluss fehlt. Als ein Theil der grossen Eisenbahnlinie zwischen Wien und Brünn eröffnet wurde (Nov. 1838), Geschützesdonner und der Jubel von Tausenden dem Fluge des flüchtigen Seglers der Erde folgte, schien sich eine neue Aera ankündigen, wenigstens den Mangel eines schiffbaren Flusses mehr als ersetzen zu wollen ....

Bei der ersten Volkszählung im J. 1770 fand man in der Stadt Brünn und den Vorstädten 14,972 Seelen. Brünn hatte sich nicht heben können, so lange es in den Banden des Kleingewerbes und des Zunftzwanges stand. Es hob sich erst, als unter dem Schutze der neuen, immer mehr die Einfuhr aus der Fremde beschränkenden

Zollgesetzgebung seine Grossindustrie entstand, Fabriken aufkamen und sich mit überraschender Schnelligkeit stets mehr ausbreiteten. Von der Zeit an, wo die Regierung eine Tabaks- und eine k. k. priv. Plüsch- und Wollenzeugfabrik; der erste Private (Wilhelm Mundi 1780) aber eine Tuchfabrik errichtete, bis 1805 waren wichtige Färbereien, 14 grosse Feintuch- und Casimirfabriken, 1 türkische Kappen-, 1 Wollen- und Harrasband-Fabrik und 1 Seidenfabrik aufgekommen nebst ansehnlichen Lohgerbereien und hatten sich die Jahrmärkte zu Messen ausgebildet. Dieses Aufblühen der Industrie musste auf den Bevölkerungsstand von Brünn den entschiedensten Einfluss üben.

Nach der Zählung vom J. 1786 enthielt die Stadt und die Vorstädte 1299 Häuser mit 19,011 Einwohnern. 1791 zählte man 1445 Häuser und 20,317 Seelen, mit Altbrünn 1642 H. mit 22,814 E. Bis an das Ende des 18. Jahrhunderts war die Bevölkerung erst auf 23,191 Seelen angewachsen, im J. 1804 war sie gestiegen auf 25,295, im J. 1822 auf 34672, im J. 1831 auf 35948, im J. 1840 auf 39,243, im J. 1843 auf 41,378, im J. 1846 auf 45,354, im J. 1851 auf 47,359. Als sich nun aber die Wirkungen der freieren Staatsverhältnisse mehr zu äussern begannen, die Industrie Brünns sich noch mehr entwickelte, eine israelitische Kultusgemeinde sich daselbst bildete u. s. w. stieg die Bevölkerung Brünns bis zur Volkszählung 1857 auf 59,819 Personen. Es hatte sich somit die Bevölkerung Brünns in einem halben Jahrhundert nahezu verdreifacht, die Zahl der Juden aber gar um das Siebenzehnfache zugenommen.

(Christ. d'Elvert, Beiträge zur Geschichte der königl. Städte Mährens. Brünn 1860.)

5) Carl Josef Czörnig, Topographisch-historisch-statistische Beschreibung von Reichenberg. Wien 1829.

6) Nur Minister, Statthalter, Generäle etc. wurden durch Postillone in hochrother Gallalivrée gefahren.

7) Das weiche Scheitholz kostete 7—8 fl. Wiener Währung pr. Klftr., das Tausend Torfziegel 4 fl. Schon in den ersten Vierziger-Jahren wurde Steinkohle von Schatzlar der Wiener Ctr. pr. 1 fl. 5 kr. bis 1 fl. 10 kr. zum Vermischen mit Torf bezogen. Zwei Jahre lang (1850 und 1851) wurde fast ausschliesslich Braunkohle als Brennmaterial zur Kesselfeuerung gebraucht. Der Scheffel Braunkohle aus den Hartauer und Görsdorfer Gruben, c. $1^1/_2$ Wr. Ctr., trocken c. 130 Wr. Pfd. kostete loco Fabrik 56—58 Kreuzer Wr. Währung.

Nach Ingangsetzung der neuen Weberei im Jahre 1851 wurden Steinkohlen aus den Burgker Werken bei Dresden und 1—2 Jahre später oberschlesische Stückkohle, die damals 1 fl. 15—20 kr. pr. Ctr. zu stehen kam, bezogen.

Im Jahre 1859 wurden die Schwadowitzer Kohlen geprobt und

gefunden, dass selbe wol gegenüber den oberschlesischen, sehr theuren Kohlen, preiswürdig wären, aber dass mehr Feuerungsfläche vorhanden sein müsse. Deswegen wurde im Kesselhause der Weberei noch ein fünfter Kessel aufgestellt. Zu derselben Zeit wurden Versuche mit der Waldenburger Förderkohle angestellt, welche ganz günstige Resultate ergaben. Durch längere Zeit wurden Waldenburger und Schwadowitzer gemischt verfeuert, bis vom Jahre 1862 an blos Waldenburger Förderkohle verbraucht wurde. Einzelne Versuche mit Kladnoer, Burgker und Zwickauer Kohle ergaben kein günstiges Resultat, sowie auch verschiedene Sorten Braunkohle aus den Karbitzer und Teplitzer Bezirken sich immer gegen Waldenburger um 25—30 % zu hoch im Preise stellten.

Anfang Juli 1868 wurden die ersten Versuche mit Kramsta'scher Kleinkohle angestellt, die, nachdem die Roste zweckentsprechend eingerichtet, bei Kesselanlagen mit sehr gutem Zuge sich am billigsten stellten, und seitdem fortgefeuert wurden. Dieselben kosten heute fco. Reichenberg 45 kr. östr. Währ. (Papier) pr. Zoll-Centner.

[8]) Das Bauwerk, in welchem sich die mechanische Weberei befindet, bildet ein längliches Vierek, ist blos Erdgeschoss und gewährt, von oben besehen, der eigenthümlichen Konstruktion des Dachstuhls zufolge, einen überraschenden Anblick.

[9]) Um die Ausdehnung dieses, in seiner Art vielleicht in Oesterreich einzig und kaum übertroffen dastehenden Etablissements fasslich zu machen, erübrigt nur hier noch zu erwähnen, dass dasselbe dermalen Kammgarn-, Worsted- und Streichgarnspinnerei, mechanische Weberei, Appretur, Färberei und Druckerei umfasst.

[10]) Die Swarower Spinnerei war Anfangs ausschliesslich zur Erzeugung feinerer Garne eingerichtet, ging später aber, eingetretener Umstände wegen, unter entsprechender Umwandlung der Maschinen, auf die Erzeugung gröberer Garne über, weshalb, weil sich die Wasserkraft nunmehr als unzureichend erwies, die Dampfkraft zu Hülfe genommen werden musste, was die Aufstellung einer Maschine von 50 Pferdekräften erforderlich machte. Von den drei Hauptgebäuden enthält das mittlere die Baumwollspinnerei mit 36,180 Spindeln.

Das rechts stehende, im Jahre 1855 begonnene und im Jahre 1858 vollendete Gebäude enthält die mechanische Weberei mit 360 Kraftstühlen und den nöthigen Vorbereitungsmaschinen. Den Betrieb dieser Weberei vermittelt eine Dampfmaschine von 100 Pferdekräften.

Das linker Hand situirte, im Jahre 1853 begonnene Gebäude umfasst ebenerdig Magazine und in den Stockwerken 137 Handwebstühle zur Erzeugung von Wollentüchern (Tartan-Châles) und Thibetstoffen, sowie die dazu gehörigen Hülfsmaschinen. Ein ebenfalls in den Jahren 1853 und 1855 vollendetes Nebengebäude beherbergt die Reparaturwerkstätten mit Maschinen, Werkzeugen und Utensilien, welche auch

die Anfertigung neuer Maschinen und Maschinenbestandtheile ausführbar machen und welche zeitweilig auch zu solchen Herstellungen verwendet werden. Zur Vermeidung einer Feuersgefahr wurde später ein Teich an einer Berglehne in der Höhe von 82 Wiener Fuss über der Sohle des Spinnereigebäudes mit einem Rauminhalte von 150,000 Kubikfuss angelegt, dessen Wasser, durch eiserne Röhren geleitet, es ermöglicht, die sämmtlichen 10 Spinnsäle angemessen zu schützen.

Nebstbei erhielt dieser Teich die Bestimmung, ein Tangentialrad von 10 Pferdekräften zum unabhängigen Betriebe der oben erwähnten Maschinenwerkstätte in Bewegung zu setzen.

Das bei der Fabrik 1855 errichtete Gaswerk besitzt eine Leistungsfähigkeit von 18,000 K.-F. für 700 Flammen täglich.

(Aus einer 1867 erschienenen Monografie.)

[11]) Die Gründung des Krankenhausfonds fällt in das Jahr 1804, durch Legirung eines Betrages von 500 f. B. Z. durch den bürgerlichen Rath Joh. Franz Hannisch, welcher Fonds sich im Verlaufe der Jahre durch andere Legate, Zinsen, Geschenke, Sammlungen und verschiedene andere Beiträge der Bürger- und Einwohnerschaft Reichenbergs entsprechend vermehrt hatte. Die Idee zum Krankenhausbau wurde im Jahre 1844 mit Ernst erfasst und das zum Baue nöthige Kapital hauptsächlich im Subskriptionswege und durch wohlthätige Spenden an Geld und Baumaterialien aufgebracht. Josef Neuhäuser, Chef der Firma „Siegmund, Neuhäuser & Comp.", schenkte den Baugrund. Im Jahre 1845 wurde der Bau begonnen, 1847 vollendet und mit den nöthigen Einrichtungen versehen. Am 1. April 1848 wurde das, nach Erzherzog Stephan, damaligem Statthalter von Böhmen „Stephanshospital" genannte Krankenhaus eröffnet.

(Vide Dr. G. A. Bonté, Kalender aus Reichenberg 1850.)

[12]) Ein in Liebieg's Nachlass vorgefundener, hierauf bezüglicher Brief List's lautet:

„Sie werden vielleicht, hochzuverehrender Herr, die verspätete Antwort auf Ihre geehrte Zuschrift gütigst entschuldigen, wenn ich bemerke, dass sie mir infolge einer längeren Abwesenheit von Hause heute erst möglich geworden. Wem irgend etwas dem Kämpfer in einer guten und grossen Sache von Aussen Kraft verleihen kann, so ist es der Beifall hochachtbarer, einsichtsvoller und patriotischer Mitbürger. Ihr Zuruf aber, hochzuverehrender Herr, ist für mich um so erhebender, als er von einem Manne kommend, der in der Sache, welche ich führe, nicht unmittelbar betheiligt, der reine Ausdruck patriotischer und erleuchteter Gesinnungen ist.

Empfangen Sie, hochzuverehrender Herr, für diese mir so schmeichelhafte Mittheilung, meinen aufrichtigen Dank und die Versicherung, dass kein Hinderniss mich vermögen wird, von der betretenen Bahn abzuweichen und dass die Beilage pflichtgemässig zum Besten der

grossen Sache verwendet werden soll, die uns Allen so sehr am Herzen liegt.

Mit der Versicherung vollkommenster Hochachtung beharre ich

Augsburg, den 10. Jan. 1844. Ihr

ganz ergebenster Diener und Freund

F. List".

[13]) Die im Jahre 1848 zum ersten Male erfolgte Veröffentlichung des Bankausweises, der vielleicht einen günstigeren Vermögenstand dieses Instituts zeigte, als der heutige ist, hatte nichts desto weniger eine grenzenlose Panique im Publikum zu Folge und das allmählige Verschwinden der Scheidemünze aus dem Verkehre. Im Zusammenhange damit stand der wol als ein Unicum zu verzeichnende Vorgang, dass die Guldennoten in 4 Theile getheilt zu Zahlungsvermittlungen zu benützen gestattet wurde und selbst der Verausgabung gläserner, hölzerner, blecherner oder papierener Werthzeichen von Seiten einzelner Geschäftsleute an Stelle der nicht mehr vorhandenen Scheidemünze, keine Schranke gesetzt zu werden vermochte. Die Firma „Johann Hartl" in Reichenberg begann mit der Verausgabung von solchen lithographirten Bons im grösseren Massstabe. Die von der Firma „Johann Liebieg & Comp." ausgegebenen auf 10 und 20 kr. lautenden waren aber die beliebtesten. Weil deren Nachahmung versucht worden war, sah sich die Firma genöthigt in Farbe und Form dieser Zettel zeitweilig eine Aenderung eintreten zu lassen und es existirten gelbe, blaue und rothe derlei Anweisungen, die stets selbst über die Grenzen Böhmens hinaus willige Nehmer fanden und in vielen Tausenden von Gulden kursirten.

(Nach Privatmittheilungen.)

[14]) Adalbert Lanna, ein Bild aus der Geschichte der österreichischen Industrie von Dr. A. Peez. Oesterreichische Revue. 12. Heft, 1867.

[15]) Die ganze Anlage ist im englischen (Tudor-) Style und nach den neuesten Systemen bis in die kleinsten Details durchgeführt, was nämlich die Konstruktion der Fenster, des Daches, der Ventilation in den Arbeitssälen, was die Erleuchtung, die Beheizung, die Zuleitung von Trink- und Waschwasser, die Stiegenhäuser, die Cysternen mit ihren Pumpwerken, und was endlich die Einrichtung des Gaswerkes etc. anbelangt.

In Bezug auf die Erleuchtung dieser Fabrik mit Gas wird hier nur nebenbei angeführt, dass das zu diesem Zwecke erbaute Gaswerk 800 Flammen zu liefern im Stande ist und als Gaserzeugungsmaterial ein in der Nähe bergmännisch gewonnener bituminöser Schiefer dient, der, was von volkswirthschaftlicher Bedeutung ist, bisher als ein werthloses Produkt keine industrielle Verwendung fand.

Die Theile, aus welchen das Etablissement besteht, sind: Das Spinnereigebäude, das Reinigungsgebäude, das Dampfkesselhaus mit

einem Dampfkamine von 180 Wiener Fuss Höhe, das Gashaus und das Turbinenhaus.

Von dem Hauptgebäude ist bis heute nur die eine Hälfte als fertig zu betrachten und dem Betriebe übergeben.

Die bereits vollendeten 4 Arbeitssäle des Spinnereigebäudes sind je 164 × 90, daher 14,760 □Fuss gross und enthalten jeder sechzig eiserne Säulen, welche in vier Reihen aufgestellt sind. Das Nebengebäude enthält ein Souterrain und drei, je 134 × 60 Fuss, also 8040 □Fuss grosse Säle. Es ist in allen Etagen auf eisernen Traversen, gleich dem untersten (Karden)-Saale im Hauptgebäude, eingewölbt, durch einen Zwischenbau aber in allen Stockwerken mit dem Hauptgebäude (der Spinnerei) in Verbindung gebracht. Die schmiedeeiserne Hauptantriebswelle zieht sich vom Turbinenhause unter beiden Nebengebäuden in einem geräumigen Kanale bis in die Mitte des Hauptgebäudes hin und hat eine Länge von 268 Fuss bei einem Durchmesser von 7 Zoll.

Die ganze Fabrik wird nach Vollendung der zweiten Hälfte die obenerwähnte Zahl von 50,000 Baumwollspindeln fassen. Die gegenwärtig aufgestellten 30,000 Spindeln erfordern bereits 400 Arbeiter.

Um einer allenfalls in späterer Zeit, nach gänzlich vollendetem Ausbaue der Fabrik, eintretenden, aus dem veränderlichen Wasserstande der Iser entspringenden Unzulänglichkeit der Wasserkraft zu begegnen, wurden bereits Vorkehrungen zur Aufstellung einer Aushülfs-Dampfmaschine von 600 Pferdekräften getroffen.

(Aus einer 1868 erschienenen Monografie.)

[10]) Wir wollen uns damit begnügen eine Uebersicht der nationalökonomischen Bedeutung in Zahlengruppen hier folgen zu lassen, auf welche sämmtliche Etablissements der Firma „Johann Liebig & Comp." einen so gerechten Anspruch haben.

Es repräsentiren in diesen Etablissements:

| | | |
|---|---|---|
| 1) Die Wasserkraft (Räder und Turbinen) zusammen . . . . . | ca. | 700 bis 1000 Pferdekräfte. |
| 2) Die Dampfkraft: 25 Dampfkessel, 15 Dampfmaschinen . . . . . | | 630 „ |
| 3) Der Gasverbrauch pr. Jahr . . . . | ca. | 6,000,000 Kubikfuss. |
| 4) Die in den Fabriken direkt und indirekt beschäftigten Arbeiter . . . . . | | 5,300 Personen. |
| 5) Die Summe der Arbeitslöhne pr. Jahr | ca. | 1,000,000 Gulden. |
| 6) Die Erhaltung der Humanitäts-Institute (Arbeiterunterstützung und Asyl) pr. Jahr . . . . . | ca. | 20,000 „ |
| 7) Die Frachtbewegung (Rohmaterial und fertiges Produkt) auf der Eisenbahn pr. Jahr . . . . . | ca. | 1,500,000 Centner. |

8) Die Steuern (inclusive der Grundsteuer und des Biergefälles) pr. Jahr . . ca. 140,000 Gulden.
(Vide Max Wirth's Deutscher Gewerbekalender für 1869. „Johann Liebieg. Eine biographische Federzeichnung" von A. Anschiringer.)

17) In der Nacht vom 1. zum 2. August 1858 verliessen infolge anhaltender Regengüsse der Harzdorfer Bach und der südliche Neisse-Arm ihre Ufer und überschwemmten die Thäler und niederen Stadttheile Reichenbergs und zwar in einer Art, wie es daselbst noch nicht erlebt worden war. Im Stadtbezirke wurden 296 Häuser überschwemmt, von denen 4 ganz oder theilweise einstürzten, 17 baufällig und 36 bedenklich beschädigt worden sind. Die Gesammtsumme des verursachten Schadens in der Stadt Reichenberg betrug an Gebäuden, Brücken, Strassen etc. 34,968, an Mobilien 25,255 und jener des Fabriksetablissements Johann Liebieg's allein über 100,000 Gulden. Letzteres war am furchtbarsten heimgesucht, denn es war rings von der tosenden Flut umgeben und alle Räumlichkeiten bis beinahe zum ersten Stockwerke hinauf waren von ihr durchdrungen.

Mit Anordnung der Rettung der Bücher und Werthpapiere aus dem ebenerdig gelegenen Comptoir beschäftigt, wurde Johann Liebieg von der, durch die Fenster herein sich Bahn brechenden Strömung erfasst und bis an den Hals in der sichtlich wachsenden Wasserflut stehend, an die Thüre der Hausflur gedrängt, welche er zu öffnen sich bemühte, um die Kommunikation des von der Strasse herkommenden Wassers mit dem Fabrikshofe zu bewerkstelligen und so die Stauung im Innern des Gebäudes zu verhindern. Unglücklicherweise gerieth er dabei mit dem einen Beine in die Thüröffnung und vermochte dasselbe infolge des furchtbaren Druckes des Wassers auf die Thüre nicht zu bewegen, viel weniger aber seine Absicht auszuführen. Während dessen stieg die Flut immer höher und höher und nur der grössten Anstrengung eines, ihn an Körperlänge überragenden Angestellten gelang es, den bereits halb Besinnungslosen über Wasser zu halten. Mittels Anlegung von Stricken an die Thürklinke und das, durch kräftige Männer von der Treppe aus unternommene Anziehen derselben, wurde nach einer vollen Stunde übermenschlicher Arbeit auch die Thüre so weit geöffnet, um das Bein aus seiner furchtbaren und schmerzhaften Umklammerung zu befreien. Eine Ohnmacht und ein darauf folgender bedenklicher Fieberfrost hielten den, wahrhaft wie durch ein Wunder Geretteten noch längere Zeit an's Krankenbett gefesselt.

Gleichzeitig war auch die Swarower Fabrik von der Ueberschwemmung hart mitgenommen worden. Nachdem die massive Brücke über die Kamenitz unter furchtbarem Krachen eingestürzt, die festen Granitmauern des linken Flussufers zerrissen und der Einflussgraben demolirt waren, warf sich die, Felsblöcke, eiserne Maschinenbestandtheile, Baum-

wollballen mit sich fortschleppende Flut auf einen, mit Brettern, Kohlen und Schindeln angefüllten Schoppen, denselben sammt seinem Inhalte hinwegreissend und unter Einem auch viele hundert Klafter Scheit- und Bauholz fortschwemmend, während sich das zischende und schäumende Gewässer durch den, vor dem Fabriksgebäude liegenden Garten ein neues Bett grub. Auch hier war der Schaden ein nach Hunderttausenden berechneter. (Nach Privatmittheilungen.)

[18]) Im Herbste 1859 verbreiteten sich vage Gerüchte über Defraudationen bei den Armeelieferungen, deren Hauptschuld den verstorbenen F. M. L. Baron Eynatten treffen sollte, welcher beim Armee-Oberkommando das Verpflegungswesen während des Krieges leitete. Die Gerüchte nahmen eine immer grössere Konsistenz an und erregten um so grösseres Aufsehen, als man mit ihnen die Unfälle während des Feldzuges in Italien und die schlechte Verpflegung der Truppen in Verbindung zu bringen suchte.

Die Untersuchung gelangte auf Spuren, welche wirklich strafbare Handlungen des Baron Eynatten vermuthen liessen. Dieser gestand einen Theil seiner Schuld und — entleibte sich.

Dadurch wurde der Faden der, von den Militärgerichten geführten Untersuchung so ziemlich abgerissen und es hatte den Anschein, als ob alle Schuld in der Person des Freiherrn von Eynatten sich konzentrirt hätte. Wenigstens vernahm man nichts von militärischen Komplicen des Chefs des Verpflegungswesens im Armee-Oberkommando.

Dagegen wurde mit grossem Eifer nach jenen Personen aus dem Civilstande geforscht, welche dem Baron Eynatten bei seinem Verbrechen beigestanden oder ihn auf dasselbe geführt haben sollten.

Der Prozess Eynatten musste so immer grössere Dimensionen annehmen, es entstand der Verdacht, dass der Direktor der Kredit-Anstalt, Franz Richter, nicht ohne Theilnahme an dem Gebahren Eynatten's gewesen sei. Mehrere Kaufleute in Triest, welche bei den Lieferungsgeschäften betheiligt waren, wurden zur Verantwortung gezogen, späterhin Richter und eine Anzahl Träger ehrenhafter Firmen inhaftirt; der Finanzminister Freiherr von Bruck, als Zeuge vernommen und seines Amtes enthoben, legte selbst Hand an sich. Die aufgeregte öffentliche Meinung sah die ganze Finanzverwaltung des Staats korrumpirt und man erwartete von der bekannten strengen Gewissenhaftigkeit des österreichischen Richterstandes, dass er eine Reihe von grossen Verbrechen gegen das Vermögen des Staates an den Tag bringen und der Bestrafung zuführen werde. Man wurde erst ruhiger als man sah, dass mehrere der inhaftirten Kaufleute entlassen wurden.

Dafür zog sich der Prozess gegen Richter in die Länge und dehnte sich auf Gebiete aus, von denen früher keine Rede war; während das eigentliche, Anfangs als Ziel der Untersuchung betrachtete Strafobjekt immer mehr in den Hintergrund trat.

Nach 7 Monaten der Untersuchung begann am 5. November 1860 dieser Prozess, der einen seltenen Umfang erreicht hat.

(Vorwort zu „Der Prozess Richter nach amtlichen Aktenstücken und stenographischen Aufzeichnungen.“ Wien 1860.)

Zum Verständnisse der Verhältnisse, welche Johann Liebieg nebst andern geachteten Industriellen in eine Beziehung zu dieser traurigen Angelegenheit brachten, entnehmen wir den erwähnten Prozess-Akten folgende Verhörs-Auszüge:

I.

Vorsitzender: Was haben Sie über Ihr Verhältniss mit Herrn Liebieg zu sagen?

Richter: Ich schicke voraus, dass ich Liebieg, den grössten Fabrikanten Oesterreichs, schon lange kenne und mit ihm beständig in angenehm persönlicher Verbindung gestanden bin, ohne dass gerade Geschäfte abgeschlossen worden. Erst durch meine Stellung bei der Kreditanstalt und durch die öftere Anwesenheit Liebieg's in Wien sind wir häufiger zusammengekommen und es war namentlich zur Zeit der letzten Handelskrisis, wo er mich öfters besuchte, um meinen Rath über Bedrängnisse entgegen zu nehmen, in denen sich selbst ein Mann wie Liebieg befunden hat und ich glaube, dass ich ihm durch meine Rathschläge gute Dienste geleistet. Herrn Liebieg ist es auch bekannt gewesen, dass mir die Lieferung von Baumwollwaaren vom Armee-Oberkommando übertragen worden ist und nachdem ich den Abschluss auf 4 Millionen Ellen Hemdenstoff mit dem Armee-Oberkommando gemacht und von demselben die Aufforderung empfangen hatte, ausserdem noch die Lieferung von 1 Million Ellen Hemdenstoff zu übernehmen, habe ich gefunden, dass das Engagement mir zu gross war, ich wollte überhaupt nichts mehr über 4 Millionen Ellen übernehmen, daher habe ich dem hiesigen Armee-Oberkommando Herrn Liebieg empfohlen, welcher nicht blos der Besitzer der grössten Spinnerei Oesterreichs ist, sondern auch der zahlreichsten mechanischen Webereien. Ich habe das Herrn Liebieg mitgetheilt, dieser hat Proben anfertigen lassen, auf Grund deren er mit dem Armee-Oberkommando auch einen Lieferungsvertrag auf 1 Million Ellen abschloss. Herr Liebieg hat auch diese nach den übernommenen Verpflichtungen geliefert und wie ich höre, war die Waare sehr vorzüglich. Da Liebieg sah, dass er nur meiner Empfehlung dieses Geschäft zu verdanken hatte, hat er mich dafür und überhaupt für die guten Dienste, die ich ihm geleistet hatte, ohne dass ich mir etwas ausbedungen hätte, mit einem Geschenke von 20,000 Gulden überrascht und ich dachte, einem Manne, wie Liebieg, nachdem ich kein anderes Interesse dadurch verletzt sah, es nicht ablehnen zu sollen.

Vorsitzender: Worin bestanden diese guten Dienste?

Richter: Darin, dass ich ihn auf den rechten Weg aufmerksam

machte, um ein bei der Nationalbank von ihm beabsichtigtes Anlehen zur Realisirung zu bringen.

Vorsitzender: Ist jener Betrag von 20,000 Gulden nicht als Ergebniss einer Theilung des Gewinnes zu betrachten?

Richter: Anfangs schien es mir so, allein später sah ich, dass der ganze Gewinn nur 18- bis 20,000 Gulden betragen hatte.

Vorsitzender: Was ist mit den 20,000 Gulden verfügt worden?

Richter: Das weiss ich nicht genau; ich glaube ich habe einen Acceptations-Kredit von 25,000 Gulden bei Herrn Liebieg benützt und habe dann reduzirt. Zur Zeit der Handelskrisis habe ich Herrn Liebieg gebeten, meinen Geschäften einen solchen zu gewähren; ob die Ausgleichung bezüglich des Ueberschusses von 5000 Gulden erfolgt ist, weiss ich nicht; ich habe in Prag keine Verbuchung dieses Betrages vornehmen lassen, sondern habe nur einfach Notizen selbst hier geführt, da ich zur eigentlichen Verbuchung nicht Zeit hatte.

Vorsitzender: Sind Sie mit Herrn Liebieg ausserdem in keine Berührung gekommen?

Richter: Ausserdem in keine.

Vorsitzender: Erinnern Sie sich an keine Geschäfte, bei denen auch Sie betheiligt waren und durch welche auch Herr Liebieg in Haftung gekommen ist?

Richter: Es ist mir nichts erinnerlich.

Vorsitzender: Es geschah aber Erwähnung von einem sogenannten Konsortium.

Richter: Verzeihen, hoher Gerichtshof, dass ich nicht gleich daran gedacht habe. Es kömmt öfters während einer Praxis vor, dass sich Mehrere zu dem Zwecke vereinigen, Papiere bis zu einer gewissen Summe zu kaufen und darauf eine Spekulation zu gründen. Bei diesem Konsortium handelte es sich um den Ankauf von Kreditaktien. Daran betheiligte sich auch Herr Liebieg. Es sollte $^1/_4$ bis $^1/_2$ Million in Kreditaktien gekauft werden, um, wenn dieselben mit Gewinn zu realisiren wären, sie auch zu realisiren.

Vorsitzender: Die ganze Summe beträgt nach den vorliegenden Ausweisen 800,000 Gulden, wie wurde dieses Geschäft eingeleitet?

Richter: Es wurden successive Kreditaktien auf der Börse gekauft, die bei der Kreditanstalt eingelegt wurden, und zwar so viel ich mich erinnere, ganz allein durch Herrn Eduard Todesco. Ausser diesem waren an dem Konsortium Herr Lindheim, Herr Liebieg und Herr Haber und auch ich mit einer unbedeutenden Summe betheiligt.

Vorsitzender; Haben Sie, wie Sie Herrn Liebieg aufforderten, an dieser Spekulation Theil zu nehmen, nicht demselben Aussicht auf einen günstigen Erfolg eröffnet?

Richter: Daran erinnere ich mich nicht.

Vorsitzender: Herr Liebieg hat aber in der Untersuchung ge-

äussert, er hätte damals, wie Sie ihn aufforderten, gesagt, er spekulire nicht mit diesen Papieren, worauf Sie ihm die Hoffnung aussprachen, dass diese Papiere steigen werden.

Richter: Es ist möglich, dass ich dieses gesagt habe, ich kann mich nicht erinnern.

Vorsitzender: Mit welcher Summe betheiligte sich Herr Liebieg?

Richter: Ich glaube mit 75—80,000 Gulden, welche Summe gleich Anfangs bestimmt wurde.

Vorsitzender: Herr Liebieg sagt aber ausdrücklich, es sei die Summe nicht bestimmt, sondern überhaupt von einer bescheidenen Summe gesprochen worden. Auf wessen Namen ist die Verbuchung geschehen?

Richter: Auf den Namen des Herrn Liebieg und zwar deshalb, weil er, nach meiner Meinung, die beste Garantie bieten konnte.

Vorsitzender: Was wissen Sie Weiteres über den Verlauf des Geschäfts?

Richter: Es wurde ein Theil, die Summe ist mir nicht bekannt, von mir zum Wiederverkaufe bestimmt, der durch die Kreditanstalt stattgefunden hat, wobei sich ein Verlust ergeben.

Vorsitzender: Haben Sie davon auch Herrn Liebieg in Kenntniss gesetzt?

Richter: Ich glaube, dass ich es gethan habe.

(Vide Pag. 304 obiger Schrift.)

II.

Johann Liebieg war in der Voruntersuchung beeidet worden. Er sagt im heutigen Verhöre:

Ich kenne Herrn Richter seit vielen Jahren, ich achte seinen Charakter hoch und er hat mir einmal eine Gefälligkeit erwiesen, für die ich ihm ewig dankbar sein werde. Ich habe während des Krieges geliefert. Ich wurde durch Herrn Richter dem Herrn F.M.L. Baron Eynatten und anderen Herren, die ich nicht kenne, vorgestellt, und habe $^4/_4$ breiten Cotton im Betrage von 1 Million Ellen abgeschlossen.

Vorsitzender: Haben Sie über dieses Geschäft mit Herrn Richter Rücksprache genommen?

Liebieg: Im Discours. Wir waren einmal in einer Gesellschaft beisammen, da ist Verschiedenes gesprochen worden und da mag es denn vorgekommen sein, dass Herr Richter gesagt hat: „Machen wir das Geschäft zusammen.“ Ich hatte aber andere Verbindlichkeiten, für die ich glaubte, Herrn Richter meine Dankbarkeit beweisen zu müssen. Es ist vorgekommen, dass ich im Monat Mai ein Kapital nothwendig hatte gegen Hypothek, auf die ich die Bank wollte vormerken lassen. Ich habe Herrn Richter zu Rathe gezogen über die Art und Weise, wie ich zum Ziele komme und Herr Richter war so freundlich und sagte mir: „Sie werden zu dem Herrn Finanzminister gehen, ich werde ihm

die Sache vortragen und Sie werden nach meiner Ueberzeugung, gegen die Hypothek, die Sie besitzen, das Geld bekommen." Ich habe darauf gesagt: „Wenn Sie mir das bewirken können, so will ich Ihnen gerne 3 bis 4 pr. Ct. Provision geben". „Ich verlange keine Provision, ich thue das aus Freundschaft," hat er damals zu mir gesagt. Ich antwortete jedoch: „Ich thue es nicht anders, weil Sie mir da wirklich einen grossen Dienst leisten." Richter hat darüber nichts mehr bemerkt und ich betrachtete mich von dem Momente an als seinen Schuldner. Ich habe mehrmals gesagt: „Ich werde es Ihnen bei der nächsten Gelegenheit abzahlen. Es ist nun später wirklich die Gelegenheit gekommen. Ich bin hingegangen und sagte ihm, die Sachen sind geordnet, ich reise fort, ich will einmal die Gewissensschuld los sein. Ich habe Geld herausgenommen, ich wusste bei meinem damaligen Verhör nicht, wie viel. Ich habe mich aber nachträglich besonnen, dass es 20,000 Gulden waren. Ich habe es ihm hingelegt, er hat es nicht angesehen und gesagt: „Was Sie mir geben, ist recht."

Vorsitzender: Es ist vorgekommen, dass dieses Geschenk auf die Lieferung des Cotton Bezug hatte.

Liebieg: Das ist nicht wahr, ich muss dies widersprechen. Ich habe eine Million Ellen geliefert und zwar zum Preise von 23 kr. Die Waare ist mir selber auf $21\frac{3}{4}$ kr. gekommen. Ich habe hier eine Kalkulation zusammenstellen lassen. Jeder Sachverständige wird sich von der Richtigkeit derselben überzeugen. Ich habe nicht einmal 4 pr. Ct. daran verdient.

Vorsitzender: Haben auch Sie Herrn Richter Gefälligkeiten erwiesen und in welcher Richtung?

Liebieg: Ich wüsste nicht, aber unter Geschäftsfreunden kann das wohl sein.

Vorsitzender: Es kommt vor, dass Sie ihm einen Acceptationskredit eröffnet haben.

Liebieg: Das ist keine Gefälligkeit, das ist ein Geschäft, weil man dafür Provision bezahlen muss.

Dr. J. N. Berger (Vertheidiger Richter's): Wie lange kennen Sie Herrn Richter?

Liebieg: Vielleicht 15 bis 20 Jahre.

Dr. Berger: Haben Sie eine eigennützige, schmutzige Denk- und Handlungsweise an ihm bemerkt?

Liebieg: Ich kann mich über Herrn Richter nur lobend aussprechen und es hat uns Allen weh gethan... (sowol er als Richter brechen in Thränen aus).

Dr. Berger: Waren Sie zur Zeit als Herr Richter Ihnen das Geld verschaffte, in grosser Geldverlegenheit?

Liebieg: Ja, und der Dienst, den er mir erwiesen, war ein sehr grosser. Ich werde niemals vergessen, dass ich, ungeachtet ich der

Nationalbank meine Realitäten gegeben habe, die eine halbe Million werth waren, ich doch damals ohne Befürwortung des Ministers Bruck kein Geld erhalten hätte.

(Vide Pag. 308 der obigen Schrift.)

Franz Richter wurde wegen des Verbrechens der Verleitung zum Missbrauch der Amtsgewalt nach § 105 des Strafgesetzb. zur Strafe des Kerkers in der Dauer eines Monats verurtheilt.

Am nächsten Tage nach der Verkündigung des Urtheils gab die Staatsbehörde — wie es hiess im hohen Auftrage — die Erklärung ab, dass sie auf das ihr zustehende Recht der Berufung in allen Punkten Verzicht leiste.

Franz Richter wurde noch im Laufe desselben Tages seiner Haft entlassen.

Am dritten Januar 1861, somit 3 Wochen nach beendigter Schlussverhandlung, verbreitete sich die erschütternde Nachricht, dass Franz Richter gestorben sei. Ein Nervenfieber der heftigsten Art hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

[19]) Der Erlös für die Realitäten betrug 226,935 fl., hiervon ab die, in der bücherlichen Rangordnung vorangehenden Posten im beiläufigen Betrage von 150,000 fl. verbleibt 76,935 fl., diesem zugeschlagen der Werth des verpfändeten Wechselportefeuilles pr. 30,000 fl., in Summa 106,935 fl. So erübrigt dennoch ein uneinbringlicher Verlust von 184,751 fl. 37 kr. resp. nach Abrechnung der Provisionswechsel sammt Zinsen pr. 31,687 fl. 50 kr. ein effektiver Verlust von 152,463 fl. 87 kr. (Aus einem Mémoire.)

[20]) Infolge letztwilliger Anordnung bestimmte er:

10,000 Gulden zum Bau der Christianstädter Schule in Reichenberg,
20,000 „ zum Bau einer Realschule in seiner Vaterstadt Braunau,
5000 „ dem Armeninstitute dieser Stadt,
5000 „ dem Armenfonds der Stadt Reichenberg,
15,000 „ für eine Fabriksschule in Reichenberg,
4000 „ dem Fonds der evangelischen Schule in Reichenberg,
5000 „ dem Krankenhausfonds dieser Stadt.

Mit der Auszahlung diverser Geldgeschenke und Jahrespensionen an namentlich bezeichnete Personen wurden seine Söhne von ihm mündlich beauftragt.

[21]) Sr. Majestät Kaiser Ferdinand 1853; Sr. Majestät Kaiser Franz Josef I. 1866; Sr. Majestät König Johann von Sachsen 1850; Erzherzog Stephan 1841 und 1847; Erzherzog Albrecht 1854; Wilhelm, Herzog von Würtemberg 1869; Gustav, Prinz von Sachsen-Weimar 1867; Kardinal Erzbischof Fürst Schwarzenberg 1858; Fürst Adolph Auersperg 1868; Fürst Pückler-Muskau 1866; Reichskanzler Graf Beust 1867 u. A. m.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 18 July, 2018